Daniel Goldstein

Sprache im Gros und im Detail (I)

Die ersten 144 «Sprachlupen» aus dem Berner «Bund» (2009–2015)

Sprachlust

Feldackerweg 23
CH-3067 Boll
sprachlust.ch

Vorwort

Wie der Teufel vom Detail ins Gros kommt

«Wil's Detail bruucht für Ganzes z'mache, het K&W vil tuusig Sache.» So etwa lautete der Werbespruch einer Berner Eisenwarenhandlung vor vielen Jahrzehnten. Den Detailhandel hat sie inzwischen andern überlassen und sich aufs Engrosgeschäft zurückgezogen. Ihr Motto bleibt Anregung für einen sprachlichen Rückblick. Im Wort «Detail» steckt «tailler», also schneiden. Das Gros dagegen, ebenfalls aus dem Französischen, ist zwar nicht gerade das Ganze, aber entweder der Hauptteil (etwa einer Truppe) oder aber eine Masseinheit für den Handel mit grösseren Mengen: Das «kleine Gros» umfasst ein Dutzend Dutzend, also 144 Stück, und gehört laut Wikipedia noch zum Einzelhandel; Grossisten nennen das Zwölffache davon ein «grosses Gros».

Auch in der Sprache braucht's Details, um Ganzes zu machen. Die Kolumnen, die ich seit meiner Pensionierung als Redaktor der Berner Tageszeitung «Der Bund» dort alle zwei Wochen veröffentliche, gelten meistens einem Detail, in dem der Teufel steckt – auch wenn ich mich bemühe, nicht in kleinliche Sprachkritik zu verfallen, sondern erhellende Sprachbeobachtung zu treiben. Das lässt sich nicht immer trennen, aber mein Hauptaugenmerk gilt nicht den Fehlern – viele von ihnen sind ohnehin langweilig. Die Orthografiereform kümmert mich kaum noch (Anhang 1).

Vielmehr geht es mir um Entwicklungen, die ich für zeittypisch halte. Soweit sie in Form von Fehlern auftreten, sind das oft solche, die früher oder später durch eine Anpassung der Regelwerke Absolution erhalten. Oft handelt es sich aber um neue Wörter oder Ausdrucksweisen, die sich – weil neu – nicht einfach als als richtig oder falsch einstufen lassen. Eher kann man sich dann über die Nützlichkeit oder die Schönheit auslassen, zum Beispiel beim Trend zu Anglizismen – seien es einzelne Wörter wie eben «Trend» oder ganze Redewendungen wie «zurück auf Feld 1». Dorthin muss man zum Umlernen beim Wort «Detail», denn wenn es den Handel betrifft, ist heute häufiger von «Retail»

die Rede. Beides sind Fremdwörter – mit dem Wechsel von Französisch zu Englisch ist kaum je etwas gewonnen, aber in der Schweiz ein Stück landessprachliche Verbundenheit verloren. So bleibt mir das Diner lieber als das Dinner; Letzteres hat weniger Niveau, auch wenn es auf höchstem Level zubereitet wird.

Ein weiteres Reizthema dieser Jahre ist die Geschlechtergerechtigkeit – genauer: die Forderung von Sprachfeministen (beliebigen Geschlechts), das Maskulinum nicht mehr generisch als Personenbezeichnung ohne Ansehen des Geschlechts einzusetzen, sondern immer neutrale Bezeichnungen zu verwenden oder dann beide Genera bzw. eine typografische Mischform. Solche Regeln stur und durchgehend anzuwenden, erschwert das (Vor-) Lesen enorm, aber ebenso stur auf die (richtige) Feststellung zu pochen, grammatisches und biologisches Geschlecht seien nicht dasselbe, bringt die Diskussion auch nicht weiter. Viel interessanter scheinen mir Bemühungen, Gerechtigkeit und Geniessbarkeit miteinander zu vereinbaren.

Ein Dauerthema sind auch die Besonderheiten des Hochdeutschen in der Schweiz: Wie viel Dialekteinfluss darf in welcher Art von Schriftstücken sichtbar sein? Und wie lassen sich die – als standardsprachlich anerkannten – Helvetismen erhalten, wenn deutsche Medien und deutsche Medienschaffende in der Schweiz immer mehr Einfluss auf die Sprachgewohnheiten nehmen? Unversehens werden bei all diesen Themen aus den Teufelchen im Detail des täglichen Sprachgebrauchs Teufel im Gros der Gegenwartssprache. Und so hoffe ich, dass sich diese Sammlung von Tageszeitungs-Kolumnen auch als Überblick über Entwicklungen des Deutschen im frühen 21. Jahrhundert nutzen lässt; das Themenverzeichnis soll dabei helfen.

Unter sprachlust.ch/Wer sind Möglichkeiten angegeben, direkt oder auf der Plattform E-Helvetica meine E-Bücher zu lesen oder als PDF herunterzuladen. Die in den Texten enthaltenen Links funktionieren nur im PDF.

zu Inhalt oder Themen

Inhalt

Nr.		S.
	Vorwort: Wie der Teufel vom Detail ins Ganze kommt	2
	Anhang 1: Kulturkampf ist fehl am Platz	300
1	Grundversorger — ambulant und bernmobil	10
2	Für Leserinnen: «Etwas zum Lesen»	12
3	Für «Lesewese»: Lob des Notbehelfs	14
4	Spaten sticht als längerer Hebel	16
5	Sitzen Sie lecker in Ihrem Fell?	18
6	Nichtregierung kümmert sich	20
7	Englisch im Deutschpelz	22
8	So lesen uns Deutsche gern	24
9	Höhenflüge aus dem Korrektorat	26
10	Diese neue Mode mit «diese»	28
11	Bürgerliche Klappen und Ängste	30
12	Armutsbetroffen mit und ohne Armut	32
13	Momentum mal!	34
14	Belastete Wörter meiden — oder entlasten	36
15	Ein Loblied auf Ännchen von Kalau	38
16	Die Sportsprache führt eins zu null	40
17	Demut und Schöpfermut gegenüber Wanderwörtern	42
18	Am Anfang war das richtige Wort	44
19	Fachfrau Betreuung Fachrichtung Kinder	46
20	Wer Krieg sagt, soll Krieg meinen	48
21	Kann eine Katastrophe humanitär sein?	50
22	Äpfel mit Birnen vergleichen — nur zu!	52
23	Stehende Ovationen für neue Bundesrätinnen?	54
24	Von Bandwürmern im Bündnerfleisch	56
25	Falsche Freunde in der Personalindustrie	58
26	Ehret das Hochdeutsch — als Ammensprache!	60
27	Shprekken See Doitsh?	62
28	Von einem, der auszog, Rotwelsch zu lernen	64
29	Gefälschte Statistiken, die keine sind	66

30 Xmas steht für Cash, nicht Christus 68
31 Die Nazikeule macht schmutzige Hände 70
32 Wo die «Webseite» verboten ist 72
33 Fünf Strombriefe in Sachen Netzplatz 74
34 Mit den SBB nach Freiburg fahren 76
35 Du kannst es: Wesentlich werden 78
36 Sachlichkeit führt die Katastrophe vor Augen 80
37 Sprachwahrer mit und ohne Fehlleistungen 82
38 Wenn der Duden «Fehler» duldet 84
39 Widerstand gegen «die Rebellen» 86
40 Österreichisch ist nicht würdelos 88
41 «Im Rosegarte z'Milano» 90
42 Ganze Völker als kriminelle Sippen? 92
43 Blütenlese aus dem Blätterwald 94
44 Mit Gebärden lässt sich alles sagen 96
45 Kommt Zeit, kommt Wort 98
46 Wenn Wörter das Zeitliche segnen 100
47 «Sloganizer, griffig wie der Schrecken» 102
48 Fachwörter, zum Auslisten empfohlen 104
49 Wahlkampfrhetorik im Kutteltest 106
50 Sie lechzen rings, rechts wie links 108
51 Brave Sprache im amtlichen Couvert 110
52 Nachahmung befeuert sprachliche Mode 112
53 Da fehlt nur noch die «Übergreisung» 114
54 Ein Modewort kommt selten allein 116
55 Hütet euch vor der Schokoladenseite! 118
56 Wo das Gegenteil ebenfalls wahr ist 120
57 Das Langleberisiko des Risikoveteranen 122
58 Das Wachstum, das ins Gehirn einwächst 124
59 Südliche Silbensalven sagen nur «äuä» 126
Anhang 2: Zuschrift von Gerhart Wagner, Stettlen 302
60 Achtmal Gefahr für Schweizer Sprachen 128

zu Inhalt oder Themen

61	Rezepte gegen akustische Allergie	130
62	Der Markt verwöhnt, der Markt verlangt	132
63	Falsche Freunde und echte Fehler	134
64	Reden übers Sterben – und über Hilfe dazu	136
65	Die Sprachen der Regenbogennation	138
66	Im Reich der Überzeugungsredner	140
67	Was Schweizern 1892 Sprachschelte brachte	142
68	Wie gross darf ein Quantensprung sein?	144
69	Robert Walser-Zentrum, Robert-Walser-Strasse	146
70	Was meint wohl Gott zu «Gottesteilchen»?	148
71	Kiezdeutsch: Lassma so Dialekt machen	150
72	Sprache ist (nicht) wie Algebra	152
73	Drum prüfe, wer zu wenig bindet	154
74	Sechs Fachpersonen suchen eine Leserin	156
75	Transmenschen sind auch nur Menschen	158
76	Je unverständlicher, desto wissenschaftlicher?	160
77	Der irreführende Konjunktiv	162
	Anhang 3: Die «Würde-Doktrin»	304
78	Gerechtigkeit für Friede und Wille ...	164
79	Wo Steine hauchen und Kioske springen	166
80	German up your English!	168
81	Das Land, das wie eine Armee redet	170
82	Wenn Wissenschafter Sprachpfleger rügen	172
83	Von Fehlern, die es in sich haben	174
84	«Bsunderi Aaforderige» an die Mundart	176
85	Das Privileg des Totschlags	178
86	Mehl im Brief und Regen in Spanien	180
87	«Wahri Swissness» mit «Swatch Touch»	182
88	Der Blogger, der den «Shitstorm» weckte	184
89	Anglizismen zum Schwärmen und Stürmen	186
90	Deutsch: Wer hat’s erfunden?	188
91	Was lehrt uns der Waise Jun Do?	190
92	Wir Armen haben nur ein einziges «wir»	192

93	Soll man Wörter beim Wort nehmen?	194
94	Redensarten halten selten am Rhein an	196
95	Dialektwelle ist falsch verstandene Swissness	198
96	Der «böse» Duden und seine Quellen	200
97	Als Modewort ist «Diskurs» ein Opfer	202
98	Haben Pädophile Anspruch auf Schutz?	204
	Anhang 4: Freysingers Sprachakrobatik	306
99	Willkommen daheim bei den Swingern	206
100	Der Kader ist tot, es lebe die Kaderin!	208
101	Auch im Senat ist Ruzzle faszinierend	210
	Anhang 5: Handyspiel Ruzzle (Abbildung)	307
102	Geflügelte Worte fliegen weit vom Nest	212
103	Poesie – die fünfte Schweizer Landessprache	214
104	So steht die Schweiz im neuen Duden	216
105	Ist sie schwanger, isst Tiermama mehr	218
106	Deutsch ohne nationale Inbrunst	220
107	Soll die Verfassung die Ehe definieren?	222
108	An ihren Briefmarken sollt ihr sie erkennen	224
109	Von der Mühe mit Deutschschweizern	226
110	Hat der Regierungsrat Lohn verdient?	228
111	Besser schreiben mit Adam Riese	230
112	Auf den gleichen Nenner gebracht	232
113	Heute noch Fehler, morgen schon Regel	234
114	Verirrt im Land des Doppelsinns	236
115	Nicht weiterlesen – lauter Tabuthemen	238
116	Familienausflug mit dem Gegenschwäher	240
117	Schimpfwörter aus dem Geschichtsbuch	242
118	Der Homo dudens nervt den Homo ludens	244
119	Mit Englisch in die Sprachlosigkeit?	246
120	Kleider machen Menschen	248
121	Schweizerdeutsch in die Bundesverfassung?	250
122	Wörter ohne Existenzangst	252

zu Inhalt oder Themen

123	Gut, gibt’s mehr als eine Grammatik!	254
124	Lob des Versteher-Versteher-Verstehers	256
125	C’est le geste qui compte	258
126	Wie viel sind Sie wert?	260
127	Von Äpfeln, Birnen und Zweitwohnungen	262
128	Wir können alles, sogar Hochdeutsch	264
129	Wo der Leerschlag ins Leere schlägt	266
130	Mit Gottfried Keller im Keller der Sprache	268
131	Wo der Appetit vor dem Essen vergeht	270
132	Auf Deutsch lässt sich viel behaupten	272
133	Rufst du, mein Abendland?	274
134	Leichte Sprache — ganz schön schwer	276
135	Blick aufs Ganze statt auf den Röstigraben	278
136	Ist «Common Sense» gemeiner Unsinn?	280
137	Lust und Last des Missverständnisses	282
138	Die Welt per Brille und Vorstellung	284
139	Helvetismen: Kein Grund für Theater	286
140	Ein Stachel trifft den nervus helveticus	288
141	Keine Narrenfreiheit für das Narrativ	290
142	Politisch prägnant heisst oft polemisch	292
143	Brand löschen mit Sauser im Stadium	294
144	Wo die Zibele auf das Bütschgi trifft	296
	Zugabe: Vom Popel- und vom Sprachplaisir	298

Themen

Amtliches (siehe auch Politik): 19, 24, 134

Anglizismen: 6, 21, 23, 25, 27, 30, 32, 33, 37, 48, 56, 63, 80, 86, 88, 89, 99, 126, 143

Bilder: siehe Redewendungen

Bücher: 9, 17, 28, 40, 46, 65, 71, 76, 82, 90, 102, 103, 104, 106, 119, 120, 132, 135, Zugabe

Framing (Suggestion, siehe auch Geschlechter): 58, 62, 92, 117, 141, 142

Fremdwörter (siehe auch Anglizismen): 48, 68, 98
Geschlechter: 2, 3, 39, 74, 91
Grammatik, Satzbau: 1, 8, 38, 40, 67, 77, 78, 83, 69, 71, 72, 76, 83, 113, 118, 123, 134, Anhang 3, Anhang 4
Helvetismen/Hochdeutsch: 8, 26, 44, 61, 67, 81, 84, 103, 104, 121, 123, 128, 139, 140
Korrektheit, «politische» (siehe auch Framing): 12, 14, 53, 75
Linguistik: 59, 60, 71, 82, 90, 92, 96, 106, 132
Literatur: 103
Medien – schriftliche siehe fast überall, mündliche: 21, 27, 61, Anhang 2
Modewörter (siehe auch Anglizismen): 10, 48, 52, 54, 97, 141
Politik, Recht: 11, 12, 14, 31, 32, 34, 41, 42, 49, 50, 51, 62, 64, 65, 85, 95, 98, 106, 107, 121, 127, 133, 135, 142, Anhang 4
Rechtschreibung: 73, 129, 131, Anhang 1
Redewendungen: 22, 23, 43, 52, 54, 55, 56, 79, 94, 102, 111, 112, 125
Schulen: 95, 125, 135, 139, 140
Schweizerdeutsch (siehe auch Helvetismen): 59, 60, 87, 94, 95, 109, 131, 144
Sprachspass: 101, 108, 114, Zugabe, Anhang 5
Sprachwandel: 4, 10, 13, 17, 19, 28, 45, 46, 48, 90, 116, 119, 130, 138
Statistik: siehe Zahlen
Übersetzen: 5, 7, 25, 34, 41, 44, 63, 125, 136, Zugabe
Wirtschaft, Werbung: 2, 30, 35, 47, 58, 62, 80
Wortwahl (siehe auch Framing, Modewörter): 9, 11, 13, 15, 18, 20, 21, 31, 36, 39, 49, 51, 57, 64, 66, 68, 70, 76, 93, 100, 105, 110, 115, 120, 122, 124, 133, 136, 137, 138
Zahlen: 29, 42, 111, 112, 127

Verknüpfungen (Links) funktionieren nur im heruntergeladenen PDF; dazu Suchtipp.

zu Inhalt oder Themen

1: Infosperber, 20. 4. 2019 (Urfassung: «Der Bund», 16. 10. 09)

Grundversorger – ambulant und bernmobil

Ein randloser Brillenträger war er – das konnten alle im Tram sehen. Ob der gepflegte Mittdreissiger, der da mit dem Berner «Nünitram» Monbijou-aufwärts fuhr, auch ein möblierter Zimmerherr war, liess sich nicht erraten; die Gattung ist ja eher selten geworden. Nach seinem Köfferchen zu schliessen, das an einen guten alten Hausarzt erinnerte, mochte er gar einer der «ambulanten Grundversorger» sein, von denen Medizinexperten zuweilen reden. Gemeint sind damit freilich nicht Gesundheitsdiener, die ihrem Handwerk ambulant nachgehen, also umherwandelnd. Vielmehr kümmert sich so ein neumodischer Versorger – es kann auch eine Institution sein – um Leute, die sich ambulant behandeln lassen und dann weiterwandeln können, statt stationär gepflegt zu werden. Von ihnen aus gesehen ist die Versorgung ambulant, nicht aber der Versorger.

Der Brillenträger, der Zimmerherr, der Grundversorger – sie alle sind Opfer einer sprachlichen Erscheinung geworden, die mit dem Sack und dem Esel zu tun hat: Man schlägt mit dem Adjektiv das eine und meint das andere. Nicht immer ist der Fehlschlag so offensichtlich wie bei der Brille, deren Randlosigkeit dem Träger verpasst wird, oder beim möblierten Herrn. Eine besonders perfide Fehlkonstruktion, an die sich viele leider schon gewöhnt haben, ist «illegaler Einwanderer». Ist etwa der Herr im Tram auch das? Sicher nicht, illegal ist höchstens seine Einwanderung; er wäre somit ein illegal Eingewanderter.

Aber illegale Ausländer gibt es nicht, denn: «Kein Mensch ist illegal!» Der Spruch, einst an Wände gesprayt, ist vollauf berechtigt, keineswegs illegal – auch wenn die Sprayerei es je nach Ort sein könnte. Illegal ist der Mann demnach nicht, aber ambulant durchaus: Er bewegt sich ja auf bernmobile Art. Falls er als ambulanter Versorger arbeitet, tut er dies wahrscheinlich irgendwo stationär. Wer ihn zur Behandlung aufsucht, zuckt vielleicht zu-

sammen – jedoch kaum aus sprachlichen Gründen. Grund zu sprachlichem Erschauern gab's indessen im Tram, als es sich dem Hirschengraben näherte: «Umsteigemöglichkeit auf die Fernverkehrs- und S-Bahn-Züge», ertönte es dabei aus den Lautsprechern, wie seit Jahren üblich.

Tatsächlich zuckte unser Brillenträger zusammen und stieg eilends aus. Er liess sich nicht anmerken, ob er die «Möglichkeit auf die Züge» wahrnehmen wollte oder vor dieser sprachlichen Zumutung die Flucht ergriff. Gewiss: Alle verstanden, dass Bernmobil mit der Ansage die Möglichkeit meinte, auf Züge umzusteigen – aber warum sagte unser Verkehrsversorger dann nicht just das? Gelernt hat er es nicht, trotz früherer publizistischer Kritik. Stattdessen erklingt jetzt ausser «Hirschengraben» kein weiterer Hinweis mehr. Erst beim Bahnhof heisst es nach alter sprachlicher Unsitte: «Umsteigemöglichkeit in alle Richtungen». Dabei wäre «Umsteigen in alle Richtungen möglich» nicht nur besser, sondern sogar noch kürzer.

Vielleicht brachte die Verheissung des Fernverkehrs den Brillenträger ins randlose Träumen; immerhin waren wir im «Nünitram», das – zumindest bei Mani Matter – fliegen kann. Und so beschloss er womöglich, mit seinem Köfferchen bis auf die Transsibirische Eisenbahn umzusteigen. Gut zu wissen dabei: In Russland unterscheidet man zwischen (richtigen) Zügen und der «Elektritschka», dem «Stromerchen», das Gebietchen von der Grösse der Schweiz erschliesst, wenn auch weniger komfortabel als unsere S-Bahn. Höchste Zeit, dass wir dieser ebenfalls einen Kosenamen gönnen. Da sie ein alltägliches Bedürfnis beweglich erfüllt, wäre «ambulanter Grundversorger» gar nicht so unpassend, oder kurz: Ambi.

zu Inhalt oder Themen

2: «Der Bund», 30. 10. 2009

Für Leserinnen: «Etwas zum Lesen»

Die dicke Brille schien jeden Zweifel zu zerstreuen: «Für Leser» wurde da auf den 15. Oktober etwas angekündigt, und Leserinnen hatten keinerlei Grund, sich mitgemeint zu fühlen. Doch als dann der neu gestaltete «Bund» da war, prangten auf Plakatwänden auch weibliche Lesewesen mit dieser Lesebrille. Indes, wo kein Bild dabei war, blieb der Slogan männlich oder eben mitmeinend. Klar, dass nicht bei allen Leserinnen gut ankam, was die Werbeagentur vermeintlich so schlau eingefädelt hatte: das Spiel mit den Geschlechtererwartungen.

In einem Leserbrief (ja, Leserinnen mitgemeint) stand etwa: «Als langjährige Abonnentin kann ich kaum glauben, dass der diesbezüglich sonst meist korrekte ‹Bund› ausgerechnet bei der Eigenwerbung sprachlich in graue Vorzeiten zurückfällt und im Inserat ‹Für Leser› schreibt! Als Frau und Leserin fühle ich mich so nicht angesprochen, und ich will in dieser Form auch nicht mitgemeint sein! Wieso nicht ‹Für Lesende› (analog ‹Mitarbeitende›) oder ‹Für Belesene›?»

In der Tat: Unsere «Richtlinien für die Berücksichtigung des Weiblichen in der geschriebenen Sprache» datieren immerhin von 1986, und ihr Grundsatz lautet: «Wo nötig, sinnvoll und mit vernünftigem sprachlichem Aufwand möglich, sind männliche und weibliche Formen gleichzeitig zu verwenden.»

Ein schöner Gummiparagraf, und in der Anwendung hat er sich so weit gedehnt, dass ihn heute kaum noch jemand kennt. «Sonst meist korrekt» ist vor allem der Lokalteil. Zur Tramplanung hiess es vor Jahren über das Vorbild Strassburg: «Der Strassenraum wird streng nach den Ansprüchen der Fussgängerinnen und Fussgänger, der Velofahrenden, des Trams, der Begrünung und des Autos neu aufgeteilt – und zwar genau in dieser Reihenfolge», das habe der Planer betont. Gewiss geniessen in

Frankreich die Damen auch auf dem Fussgängerstreifen (ja, …) den Vortritt, aber so war's wohl nicht gemeint.

Die «Velofahrenden» entsprachen schon damals dem Vorschlag «für Lesende», und als Verkehrsteilnehmende taten sie gut daran: Wenn sie in dieser Eigenschaft den öffentlichen Raum beanspruchen, sind sie ja «mitm Radl do», auch wenn sie von ihrem Naturell her vielleicht weder Velo- noch sonst wie Fahrende sind. Der «Bund» aber möchte Leute ansprechen, die gern lesen – auch wenn sie gerade nicht am Lesen sind und auch noch nicht unbedingt «belesen».

«Leute, die gern lesen» ist vielleicht schon zu umständlich für ein Plakat, aber die Formel enthält zwei nützliche Tipps: Zuweilen bieten sich geschlechtsneutrale Wörter wie «Leute» an, und Tätigkeiten müssen nicht unbedingt in ein Dingwort gepresst werden. Denn dort werden die Täter(innen) zum Problemfall. Die Klammer war 1986 noch zugelassen, ist aber heute verpönt. Und das Binnen-I ist unseren LeserInnen erspart geblieben, was vor allem VorleserInnen zu schätzen wissen. Gerade ihnen erleichtert es auch sonst das Leben (und Lesen), wenn «unter Vermeidung der Anhäufung von Substantiven» vieles mit Verbformen gesagt wird. Etwa auf dem nächsten Plakat: «Zum Lesen».

Nachtrag: Schon im Jahr vor dieser Kolumne hatte ich redaktionsintern eine Verbform propagiert: statt «zu Fuss Gehende müssen wieder lernen, dass Rot am Fussgängerstreifen Warten heisst» wäre viel eleganter: «Wer zu Fuss geht ...» 2017 griff ich die Wendung in einer «Sprachlupe» auf (Bd.II, Nr. 198), mit der Einschränkung «aber wer ‹wer› für männlich hält, wird es nicht goutieren». 2024 war dann auch die «Bund»-Werbung so weit:



zu Inhalt oder Themen

3: «Der Bund», 13.11. 2009

Für «Lesewese»: Lob des Notbehelfs

Unsere Leserinnen kommen nicht zur Ruhe, jedenfalls einzelne von ihnen. Auf die «Sprachlupe» zu den Plakaten «für Leser» gab's zwar keine Reaktionen, aber inzwischen hat die Radio-Werbung Anstoss erregt: «Der Bund ist nicht für alle, sondern für Leser.» Man kann an solchen Formulierungen herumschrauben, soviel man will, und in der Zeitung tun wir's oft – aber alles Ausweichen auf geschlechtsneutrale Wörter wie «Leute», alle Doppelnennungen von Männlein und Weiblein, alles abzählende Abwechseln zwischen ihnen ändert nichts daran, dass in der deutschen Sprache die männliche Form das «Dingwort der handelnden Person» bildet (*nomen actoris*, wie schon die alten Römer diskriminierten).

Die weibliche Form lassen wir mangels göttlicher Kräfte nicht aus einer Rippe entstehen, sondern wir setzen dem ganzen Manne noch eins drauf: Leserin. Dieselbe mag auf den Mehrwert der Nachsilbe stolz sein, aber diese weibliche Wortform müsste sie doch immer auch daran erinnern, dass sie sprachlich aus dem Manne hervorgegangen ist – egal, wie das mit der Rippe wirklich war (es fehlt ja keine). Ob es die Emanzipation fördert, die sprachliche Erbsünde noch und noch in Erinnerung zu rufen, ist doch eher fraglich.

Ebenso fraglich ist, ob eine Änderung des sprachlichen Seins das gesellschaftliche Bewusstsein umschulen hilft. Aber wenn man den Versuch dazu wagen wollte – «man» ist übrigens nicht ein Mann minus Rippe, sondern ein Mensch –, man müsste die Sache dann nicht unbeholfen mit «Innen-Ausbau» angehen, sondern radikal. Somit bei der Wurzel ansetzend, bei der Wortwurzel. Vor Jahren hat das der frühere «Bund»-Mitarbeiter für Süddeutschland versucht: Günter Pflaum prägte das neutrale «dos Lesero», um ein lesendes Wesen unbestimmten Ge-

schlechts zu bezeichnen. Daneben sollten «der Leser» und «die Leserin» weiterleben.

Um nun auch noch das südländisch-maskuline O und vor allem die umgepolte «-erin» zu vermeiden, wandeln wir Pflaums Vorschlag ab: «Das Lesewes», Mehrzahl «die Lesewese», ist beliebigen Geschlechts. «Das Lesewesen» ist ja leider schon besetzt (im Wörterbuch: «selten für Leserei, Lesebelange»). Aus «Lesewes» leiten sich nun «der Leseweser» und «die Lesewesin» zwanglos ab. Nur: funktionieren wird das nie. Die Sprache ist ein gewachsenes Wesen, und sie wächst zwar weiter, aber nie so, wie es sich jemand am Schreibtisch ausdenkt.

Wir werden also weiterhin mit allerhand Notbehelfen kutschieren, um weder der Sprache noch ihren Freundinnen Gewalt anzutun. Und wir werden aufpassen, dass sich keine Schlingelinnen erlauben, Gästinnen oder Mitgliederinnen zu verulken. Für den Radiospot schliesslich hat man eine elegante Lösung gefunden: Er wird frühzeitig pensioniert.

zu Inhalt oder Themen

4: «Der Bund», 27. 11. 2009

Wenn der Spaten als längerer Hebel sticht

Früher, da taten noch gut betuchte Herren den ersten Spatenstich. Und das, nachdem sie das Bauprojekt durchgedrückt hatten, weil sie am längeren Hebelarm sassen. Heute sind sie nur noch betucht*, dafür sind auch Damen dabei, besonders oft im Kanton Bern. Sie sitzen nur noch am längeren Hebel, und sie begnügen sich mit dem Spatenstich. Was ist da verloren gegangen? Und ist es wirklich ein Verlust?

«Gut betucht» waren die besseren Herrschaften; andere Leute waren offenbar nur betucht. Und heute, so müssen wir annehmen, sind sie nicht einmal mehr das, sondern gehen in Klamotten, die den Ehrentitel «Tuch» nicht verdienen. Ein Blick auf die Schuhe lässt allerdings zweifeln, ob früher alle betucht oder eben beschuht waren. Im Volkslied trug der Milchbueb keine Schuhe, nur sein Gegenbild hatte «Strümpf und Schue». Was meine sozialkämpferische Grossmutter jeweils auf die Palme trieb. Vielleicht deswegen singen die Kinder heute «... oder träg er Ratsherr-Schue», sodass wenigstens offen bleibt, was der Milchbueb an den Füssen hat.

Ähnlich beim Spatenstich: Einst gab’s den ersten von vielen, heute tritt gleich nach dem symbolischen Spatenstich anderes Gerät in Aktion, und wiederum im Kanton Bern lassen die Betuchten die Maschinerie schon für den bildwirksamen Eröffnungsakt gern anspringen. Die Redewendungen «betucht» und «Spatenstich» sind auch ohne «gut» und «erster» als symbolisch zu erkennen. Als nächstes ist wohl die Erste Hilfe dran: Wenn ohnehin nur noch die (rar gewordenen) Samariter helfen, reicht es, von Hilfe zu reden – und alle wissen, dass da jemand Notversorgung erhielt, bevor die professionellen Gesundheitsdienstleister in Aktion traten.

In der Kürze liegt die Würze – das gilt auch für sprachliche Prägungen. Allerdings gehen dabei Färbungen verloren; das Tuch

und der Spaten sind ohne das Adjektiv doch etwas alltäglicher. Man mag das bedauern, aber gegen die Kraft des Sprachgebrauchs ist kaum ein Kraut gewachsen. Schon gar nicht jenes der Physik, die für den «längeren Hebelarm» spräche. Denn das Hebelgesetz gilt nur für jeweils einen einzigen Hebel, der auf einem Drehpunkt ruht: Dann kommt es auf Länge und Belastung der beiden Arme an, etwa bei einer Wippe, die verschieden schwere Kinder im Gleichgewicht halten wollen. Der «längere Hebel» aber lässt an eine Einrichtung mit mehreren Hebeln denken, und da wäre es naiv, vom längeren einfach die stärkere Wirkung zu erwarten.

Vollends auf eine falsche Fährte gelangt, wer beim Hebel an die wunderbare Szene aus dem Beatles-Film «Yellow Submarine» denkt, als sich Ringo Starr zum Ziehen am rätselhaften «lever» vordrängt – mit dem unschlagbaren Liverpooler Argument, er sei ein «born lever puller». Was Kalauer betrifft, ist das Englische wirklich unersetzlich. Aber das ist ein anderes Thema. Freuen wir uns an den Redewendungen, die noch deutsch sind, und reden wir unbeirrt vom «längeren Hebelarm» – im Bewusstsein, dass jene, die ihn sprachlich verkürzen wollen, am längeren Hebel sitzen.

* Diese Verkürzung ist freilich auch eine Rückkehr zu den Quellen, denn «betucht» stammt laut Duden.de und Etymologie.info vom hebräischen «betuach» für «sicher», auf Jiddisch auch «wohlhabend». Erst mit der falschen, volkstümlichen Herleitung von «Tuch» kam wohl «gut» dazu.

zu Inhalt oder Themen

5: «Der Bund», 11. 12. 2009

Sitzen Sie lecker in Ihrem Fell?

Reisen bildet. Und wenn es nach Flandern oder in die Niederlande führt, tut es noch mehr: Es beschabt. Wer dort «beschaving» hat, der hat Bildung, Zivilisation, Kultur. Das Niederländische besitzt dermassen viel davon, dass es für viele abstrakte Begriffe Wörter mit germanischen Wurzeln verwendet. Nebenbei kennt es meist auch noch die Fremdwörter, auf die wir im Deutschen angewiesen sind. Das sind wir, weil unseren Vorfahren der Mut zur Eigenschöpfung fehlte, als sie das Latein so blendete wie uns heute das Englische.

Weitere Beispiele gefällig? Das Prinzip ist ein «beginsel», und wer darauf ein System aufbaut, der erhält ein «stelsel». Wird es ihm zu kompliziert («ingewikkeld»), so befragt er nicht einen Experten, sondern einen «deskundigen». Von dem erhält er dann freilich meistens keine Beratung, sondern «advies». Erweist sich der Rat als gut, so steigt des Beraters «gezag». Das hat, da das «z» als «s» ausgesprochen wird, nichts mit Zaghaftigkeit zu tun, sondern bedeutet Autorität: Der Mann oder die Frau hat verdientermassen das Sagen.

Das Niederländische kennt auch keine Scheu davor, in der Hochsprache Wörter zu verwenden, die wir tief in die Mundart verbannen. Jedenfalls glaube ich in den «peuters» und «kleuters» unsere Pfüderi und Chlütteri zu erkennen, die den Hort oder den Vorkindergarten besuchen – in Belgien den entsprechenden «tuin» (Garten, nach dem Zaun benannt, der ihn umgibt), in Holland die «peuterschool» oder «kleuterschool» («sch» immer «s-ch» ausgesprochen, wie die «bes-chaafden» wissen).

Wer nun meint, mit fantasievoller Verwendung des Deutschen sowie einigen Aussprache- und Rechtschreiberegeln schon Niederländisch zu können, der hat die Rechnung ohne die «falschen Freunde» gemacht. Es lauert ein ganzes Heer solcher Wörter, die – echt oder scheinbar – eine deutsche Entsprechung haben, aber

etwas anderes bedeuten. Steht an einem Gebäude «Hier zorgeloos huren», so gehört es auch in Amsterdam nicht zum Rotlichtbezirk: Man kann hier nicht sorglos etwas tun, sondern unbesorgt, und was man tun kann, wird mit «ü» ausgesprochen und bedeutet mieten. «Hoeren» (mit «u» ausgesprochen) findet woanders statt.

Man sollte dabei «wakker» sein – nicht wacker, nur wach. Und weil Amsterdam daran ist, das Rotlicht von den Grachten zu verbannen, wird es dort bald «zeldzaam»: nicht seltsam, bloss selten. Um fündig zu werden, wird man dann «bellen» müssen, nicht wie ein Hund, sondern mit der Hausglocke, wenn man noch eine passende findet, und sonst telefonisch «opbellen».

Die Findigkeit der Niederländischsprachigen hält übrigens an: «Kijkcijfer» tönt doch viel besser als «Einschaltquote». Und um manche Redensarten können wir sie nur beneiden. Ist ihnen wohl, so sagen sie es noch farbiger als die Franzosen mit «être bien dans sa peau». Was es bei uns nur negativ gibt, wenn uns nicht mehr wohl in unserer Haut ist oder wir nicht in jener eines anderen stecken möchten, das heisst dort positiv: «lekker in zijn vel zitten».

zu Inhalt oder Themen

6: «Der Bund», 8. 1. 2010

Die Nichtregierung kümmert sich um uns

Die Nichtregierung leistet enorm viel, und doch kennt kaum jemand sie – drum sei ihr zum Jahresbeginn ein Kränzchen gewunden und auf diesem Weg zugestellt. Denn irgendwo muss sie ja stecken, schliesslich schenkt sie uns Organisationen sonder Zahl, die einander gegenseitig darin überbieten, Gutes zu tun. Wer speist die Armen, tröstet die Kranken, setzt sich für politische Gefangene ein, markiert unsere Wanderwege, schützt Frösche und Lurche? Fast immer ist es eine Körperschaft, die sich heute gern als NRO bezeichnet, als «Nichtregierungsorganisation». Falls sie nicht das Kürzel NGO vorzieht und damit auf den englischen Ursprung dieses Sammelnamens verweist.

Non-government organizations (meist mit amerikanischem -z-, nicht britischem -s-) also sind es, die sich um gar manches kümmern, das auch den Regierungen wohl anstünde, von diesen aber oft sträflich vernachlässigt wird. Natürlich bezieht sich die Bezeichnung keineswegs auf eine mysteriöse «Nichtregierung», die da in die Bresche spränge. Die Organisationen legen vielmehr Wert auf die Feststellung, sie seien nicht von einer Regierung abhängig oder gar von ihr geschaffen.

«Regierungsunabhängig» nennen sie sich daher auf Deutsch zuweilen auch. «Nichtstaatlich» wäre näher am Original, denn wenn Amerikaner «government» sagen, meinen sie kaum die Regierung, schon gar nicht die aktuelle, sondern den Staat an sich. Das Regieren besorgt die «administration», die den Namen des jeweiligen Präsidenten trägt und für uns jetzt «Regierung Obama» heisst. Wer dagegen «Obama-Administration» nachplappert, müsste eigentlich jene Leute im Weissen Haus meinen, die des Präsidenten Alltag verwalten, seine Termine, Reden und Reisen. Diesen Stab gibt’s ja, und um seine Macht rankt sich manche Legende.

Aber ist die Unabhängigkeit von der sichtbaren oder weniger sichtbaren Regierung wirklich, was das Wesen einer NGO ausmacht? Auch Sportvereine, Berufsgilden und politische Parteien sind im Prinzip nicht von der Regierung abhängig, wenngleich oft von deren Geld. Steuergelder nehmen auch «richtige» NGOs zuweilen ohne Skrupel. Aber sie würden wohl aufschreien, beanspruchten blosse Interessenverbände den Ehrentitel der Regierungsunabhängigkeit. Bestenfalls gesteht man den «unechten» NGOs zu, dass sie ebenfalls zur «Zivilgesellschaft» gehören; diese Anleihe aus dem Englischen verdiente eine eigene «Sprachlupe».*

Der wahre Prüfstein für eine NGO ist, ob sie sich für Wesen einsetzt, die ihr nicht angehören. Sie tut es entweder in althergebrachter Weise als Hilfswerk und könnte sich dann wohltätig nennen, klänge es nicht so selbstgerecht. Oder sie betreibt «advocacy», ist also Fürsprecherin zum Beispiel des globalen Klimas oder der deutschen Sprache. Meistens treibt eine Organisation beides zugleich: Sie hilft, und sie weibelt. Für altruistisches Wirken dieser Art gibt es ein leider aus der Mode geratenes deutsches Wort, das den NGOs eine wesentlichere Eigenschaft als ihre «Nichtregierungshaftigkeit» attestiert: Gemeinnützig sind sie.

* erschienen am 9. 3. 2018:
«Zivilgesellschaft: Was ist sie, und wozu da?»,
vorgesehen fürs E-Buch *Sprache im Gros und im Detail (II)*

zu Inhalt oder Themen

7: «Der Bund», 22. 1. 2010

Englisch im Deutschpelz

Über die gastfreundliche Aufnahme englischer Wörter in die deutsche Sprache ist schon mehr als genug gejammert worden – immerhin machen ja etliche von ihnen einen ganz guten Job, zum Beispiel «Job» für gewisse Arbeitsverhältnisse zwischen einem einmaligen Auftrag und einer beruflichen Lebensstelle.

Aber: «einen guten Job machen» – muss das sein? Wenn jemand seine Arbeit gut erledigt, ist das ein genauso gutes Gefühl – um nicht zu sagen: Genauso gut «fühlt es sich an». Da kommen englische Redewendungen halbwegs deutsch daher, ohne dass damit etwas gewonnen wäre. Oft wird heute auch mit lauter deutschen Wörtern englisch geredet oder geschrieben, ob man es merkt oder nicht – und ob es Sinn macht oder nicht.

Oft ist es eben, wie just «Sinn machen»*, nicht sinnvoll, sondern es hat keinen Sinn. Auch die vermeintlich «deutschere» Wendung «Sinn ergeben» ergibt höchstens dann einen Sinn, wenn er sich vor unseren Augen entfaltet, etwa durch eine kluge Argumentation. Meist aber verdanken wir den Sinn nicht den Machern, sondern den Sehern. Auch «Liebe machen» macht kaum an; ob man lieber «Sex hat», ist (sprachliche) Geschmackssache.

Noch besser getarnt ist das Englische, wenn jemand eine «konservative Schätzung» darüber macht, wie viel Geld im «sicheren Hafen» Schweiz liegt. Da sind «falsche Freunde» am Werk: miteinander verwandte Wörter, die in verschiedenen Sprachen unterschiedliche Bedeutungen haben. Bei einer Schätzung oder Planung bedeutet «conservative» zurückhaltend, vorsichtig. Und wer von «safe haven» spricht, denkt kaum mehr an die Hafenbecken, die heute in einem «port» liegen, sondern benützt den gängigen Ausdruck für einen sicheren Hort.

Wer Wendungen aus dem Englischen übernimmt, sollte sich also überlegen, was die Wörter «meinen» – auf Deutsch meinen sie

gar nichts, sondern sie bedeuten etwas. Wenn am Rande eines Gipfeltreffens zwei Staatsoberhäupter ein «privates Gespräch» führen, so reden sie zum Beispiel über ihre Familien; in einem «private talk» aber sind sie zwar unter sich, können aber durchaus den Gipfel retten. Wenn jemand es «hasst», sich die Hände schmutzig zu machen, ist dann wirklich Hass im Spiel oder nur Abscheu? Und müssen wir tatsächlich das Risiko «nehmen», vor dem Denken zu reden – ist es nicht schon gefährlich genug, das Risiko einzugehen?

Bildliche Redensarten aus einer andern Sprache sind dann bereichernd, wenn sie im Deutschen noch keine gute Entsprechung haben. Warum also nicht «zurück auf Feld 1» statt einfach an den Anfang? Vor allem dann, wenn man keinen «Plan B» hat – das klingt doch griffiger als «Alternativplan». Aber wird man wirklich erst «am Ende des Tages» sehen, welcher Plan besser war, oder reicht die Schlussabrechnung?

Ein kurioser Fall ist die «Wolke sieben», auf der seit einiger Zeit schwebt, wer im Glück schwimmt. «In der Vergangenheit», also früher war man da im siebten Himmel. Davon hat sich wenigstens die Zahl erhalten – wahrscheinlich weil «cloud nine» schon durch Englischsprachige besetzt war. Ist die nummerierte Wolke hier zum Bleiben? «Hier zum Bleiben» – sagt man denn das? Wart und sieh!

* Ein Plädoyer für «Sinn machen» findet sich beim Anglisten Anatol Stefanowitsch auf Sprachlog.de.

zu Inhalt oder Themen

8: «Der Bund», 5. 2. 2010

So lesen uns Deutsche gern

Die Mär, Deutsche würden in der Schweiz nicht mit offenen Armen aufgenommen, muss von einem Analphabeten in die Welt gesetzt worden sein, oder wenigstens von einem Zeitungsmuffel. Denn wer hiesige Gazetten liest, hat's schon lange vor der Freizügigkeit bemerkt: Unsere Presse tut alles, damit sich deutsche Leserinnen und Leser wie zu Hause fühlen. Wir sind vor Ort (also zur Stelle), wenn Leute zum Rauchen nach draussen gehen (hinausgehen), weil sie das Rauchverbot in der Kneipe (Beiz) dazu zwingt. Und wir rapportieren, wenn sie zwischen zwei Lungenzügen jammern, das neue Gesetz lasse sie aussen vor (schliesse sie aus). Nein, nicht «lasse»: Wir setzten in der indirekten Rede den Konjunktiv II, «liesse» – als ob's das Gesetz gar noch nicht gäbe.

Wir halten diese Abschaffung des Konjunktivs I* für besonders gutes Hochdeutsch, obwohl der Sprachdoyen Wolf Schneider vor einigen Jahren die Schweizer dafür lobte, anders als seine Landsleute wüssten sie noch zwischen den beiden Formen des Konjunktivs zu unterscheiden. Eigentlich hilft uns die Mundart dabei, sofern uns der Schnabel noch richtig gewachsen ist: «Er hät gsäit, er lösi der Bart la schta» gibt die Aussage eines entschlossenen Aargauer Bartträgers wieder, er lasse das Rasieren bleiben. Fällt die Zierde aber einer Wette zum Opfer: «… er liess der Bart la schta, wenn er nid verlore hett», oder auf Hochdeutsch: «… er liesse den Bart stehen, wenn …».

Statt uns sprachlich anzubiedern, sollten wir der deutschen Leserschaft das bieten, was wenigstens ihr sprachbewusster Teil in der Schweiz ganz besonders schätzt: die Gelegenheit, helvetische Besonderheiten kennenzulernen. Wir brauchen sie dazu nicht gleich mit Mundartausdrücken zu überfallen. Das Schriftdeutsche umfasst fürs Erste genug (auch vom Duden vermerkte) schweizerische Varianten. Manchmal tragen diese sogar nostalgische Zü-

ge: Ein Norddeutscher erzählte mir, «Trottoir» erinnere ihn an seine Grosseltern, die das Wort noch anstelle von «Bürgersteig» verwandt hätten.

Ob sie auch «Perron» sagten, weiss ich nicht – aber Zugewanderte sind sicher dankbar, wenn ihnen diese Bezeichnung schon begegnet ist, bevor sie den Bahnsteig suchen und womöglich den Zug verpassen. Müssen sie zu einer Sitzung fahren, so werden sie von selbst merken, dass mit «Traktandenliste» die Tagesordnung gemeint ist. Braucht's zuvor einen Besuch beim Coiffeur, sollten sie nicht noch lange einen Frisör suchen, und haben sie doch das Auto genommen, so ist es schneller parkiert, wenn keine Missverständnisse mit «parken» passieren.

Um den aus Norden Zugezogenen eine besondere Freude zu machen, lassen wir ab und zu einen Diminutiv auf «-li» enden, besonders wenn das Hochdeutsche keine exakte Entsprechung kennt. Auf der Traktandenliste darf statt «fest zugeteilte, regelmässig wiederkehrende Aufgaben» ruhig «Ärbetli» stehen. Unbedingt zu verhüten sind indessen die in Deutschland oft zitierten «Verhüterlis», die es bei uns wirklich nicht gibt. Und ein Schluss-s im Plural hätten sie ohnehin nicht.

* zu Konjunktiv I und II sowie der Umschreibung mit «würde» siehe auch «Sprachlupen» 66 und 77, dazu meine «Würde-Doktrin» im Anhang 3; 2015 folgte allerdings ein «Nachruf auf den Konjunktiv», vorgesehen fürs E-Buch *Sprache im Gros und im Detail (II).*

zu Inhalt oder Themen

9: «Der Bund», 19. 2. 2010

Höhenflüge aus dem Korrektorat

Doch, sie haben ein dickes Lob verdient, die guten Geister und guten Seelen, die sich tagtäglich in der Korrekturklause abmühen, dem Druckfehlerteufel beim «Bund» und anderen Zeitungen das Handwerk zu legen. «Druckfehler» sind und waren es freilich nie, welche unsere Texte verunstalten, ausser wenn sich etwa ein Falz schräg über die Seite zieht oder bei der Druckerschwärze das richtige Mass fehlt. Sonst aber haben früher die Setzer etwas falsch gesetzt, und heute sind's die Schreibenden, deren Werke elektronisch in die Zeitung fliessen – selten in der Eile direkt, in aller Regel immer noch via Korrektorat.

Der Verdacht, dieses sei abgeschafft worden, schleicht sich bei der Lektüre da und dort ein. Doch dem ist nicht so, auch wenn der Spar- und damit Zeitdruck beim Korrigieren ebenfalls schmerzhaft zu spüren ist. Indessen sei es hier verraten: Ohne das segensreiche Walten des Korrektorats sähe alles noch viel schlimmer aus. Denn hier sind Leute mit Liebe zur Sprache am Werk, und sie trotzen standhaft der Gefahr, vor lauter Blättern den Wald nicht mehr zu sehen.

Meister ihres Fachs schaffen es, der Sprache auch sichtbar mit eigenen Werken zu dienen. So hat jetzt Peter Heisch, pensionierter Chefkorrektor der «Schaffhauser Nachrichten», seine «Worthülsenfrüchte» als Buch* vorgelegt. Die meisten dieser 83 Sprachglossen sind zuvor im «Sprachspiegel» erschienen, der Zeitschrift des Schweizerischen Vereins für die deutsche Sprache. Den Titel verdankt das Werk gewissen Behörden oder Firmen, deren aufgeblasenem Deutsch der Autor «den diskreten Charme des Blähungen verursachenden Breis aus Worthülsenfrüchten» attestiert.

So nimmt er sich mit sanfter Ironie diverser Sprachtäter an, selbstverständlich im Genitiv, den er bei manchen schmerzlich vermisst. Doch nicht nur Fehler haben es ihm angetan: Mit Vor-

liebe spürt er den Wörtern nach, ihrer Herkunft, ihren Bedeutungen und Zusammenhängen. Seine geistreichen Betrachtungen gelten bald Körperteilen wie dem Daumen oder der Nase, bald Alltäglichem wie dem Geld oder dem Tuch oder auch vermeintlichen Monstern wie dem Erdgeschoss oder dem Schmetterling (die er beide vom Vorwurf freispricht, Gewalt zu enthalten).

Seine Berufskollegen ermahnt Heisch, nicht kleinlich wie ein «töricht selbstgefälliger Lektor» zu amten, also nicht etwa auf angeblichen Unterschieden zwischen «selbst» und «selber» zu beharren. Bescheiden nennt er «Schadensbegrenzung das Kernstück der Korrektorentätigkeit» – auszuüben «ohne vermessenen Anspruch auf absolute Vollkommenheit, die nicht hin und wieder von jenen kleinen Unzulänglichkeiten gezeichnet wäre, welche man sonst gerne grosszügig als menschlich bezeichnet».

Statt gewählt, wie sonst bei Heisch zumeist, klingt dies eher gewunden, und obendrein steht im Original verwirrlich «wären» statt «wäre». Es ist leider bei Weitem nicht die einzige Stelle, an welcher der falsch benamste Druckfehlerteufel zugeschlagen hat. Fast könnte man meinen, der fachlich äusserst beschlagene Autor habe die Findigkeit seiner Leserschaft auf die Probe stellen wollen.

* *Peter Heisch: Worthülsenfrüchte.*
Friedrich Reinhardt Verlag, Basel 2009.

zu Inhalt oder Themen

10: «Der Bund», 5. 3. 2010

Diese neue Mode mit «diese»

«Durch diese hohle Gasse muss er kommen.» Als Friedrich Schiller diese Worte Wilhelm Tell in den Mund legte, war «diese» noch eines jener Wörter, an denen es nichts zu deuteln gab: Tell stand in einem Bühnenbild, das die genannte Gasse klar zu erkennen gab, und in konventioneller Theaterregie deutete er wahrscheinlich auch noch darauf hin. Auf Brettern, die die heutige Welt bedeuten, ist dies nicht mehr gewiss: Die «dekonstruierte» Gasse mag wie eine leere Bühne aussehen, und Tell könnte ins Publikum zeigen, um diesem den Tyrannen unterzujubeln. Doch all dies ändert nichts daran, dass «diese hohle Gasse» jene bedeutet, in der sich Gesslers Schicksal vollenden wird.

Wäre das Stück aber nicht von Schiller, sondern von einem heutigen Feuilleton-Schreiber, so bedeutete «dieses» nicht mehr unbedingt eine Festlegung. Zum Beispiel begann kürzlich eine Filmbesprechung so: «Da sitzt er in diesem komfortablen Ferienhaus.» Welches, bleibt noch offen. Es geht um Roman Polanskis neuen Film, aber der da sitzt, ist nicht der Regisseur, sondern der Held seines Thrillers. Der Filmkritiker spielt mit unserer Fantasie, die uns ein Chalet in Gstaad vorgaukelt, doch Polanskis Kinogestalt und Schicksalsgenosse sitzt am Meer fest.

Üblicherweise dient ja «dieses» dazu, eine Aussage einem bereits genannten oder gezeigten Objekt zuzuordnen – zum Beispiel in einer Bildlegende: «In diesem Chalet wohnt Polanski.» Oder ohne Bild: «In Gstaad belagern die Fotografen ein Chalet. In diesem haust der Regisseur.» Nach neuer Manier aber kann «dieses» auch ohne ausdrücklichen Bezug auftauchen.

«In einem dieser schwachen Boulevardpressemomente stiess ich neulich auf einen Artikel über Karl Lagerfelds Ängste und Visionen.» So begann vor zwei Jahren jener Essay, der im Wettbewerb des «Kleinen Bund» den zweiten Preis gewann. Die Autorin dürfte versucht haben, mit diesem Bekenntnis zu einem schwachen

Moment eine komplizenhafte Vertrautheit mit dem Publikum herzustellen: einer dieser Momente, wie wir sie leider alle kennen.

Wie so manche neuere Entwicklung im Deutschen kommt auch diese Verwendung von «diese» vermutlich aus dem Englischen, das sie in der Umgangssprache seit je kennt: «It was one of these moments.» Da könnte noch ein «you know» folgen, aber nötig ist es nicht: Das Gegenüber versteht, dass die sprechende Person mit Verständnis rechnet und es nicht für nötig hält, «these moments» weiter zu erklären. Ähnlich kennen wir es als Ausruf: Oh diese Literaten!

Da ist «diese» mit einer ominösen Bedeutung aufgeladen, etwa «diese verflixten Literaten». Ebenso meinen der Filmkritiker und die Essayistin vielleicht «dieses vermaledeite Ferienhaus» oder «diese unrühmlichen Boulevardpressemomente». Da im Deutschen ein Wort für solche vielsagenden Hinweise sonst fehlt und da die übliche, eindeutige Verwendung von «diese» problemlos möglich bleibt, ist gegen diese Ausweitung des Sprachgebrauchs wenig einzuwenden. Wäre da bloss nicht dieses ungute Gefühl!

zu Inhalt oder Themen

11: «Der Bund», 2. 4. 2010

Bürgerliche Klappen und Ängste

Wenn wir manchen Stimmen aus dem Wahlkampf glauben dürfen, steht dem Stande Bern wieder einmal eine Schicksalswahl bevor: Es geht darum, ob im Regierungsrat weiterhin eine rotgrüne Mehrheit sitzen wird oder aber eine bürgerliche. Höchste Zeit also, herauszufinden, was denn «bürgerlich» bedeutet – ausser eben weder rot noch grün, jedenfalls nicht dergestalt grün, dass es sich mit Rot zu einer Mehrheit fügt.

Zum Glück, vermeintlich, ist in den letzten Wochen reichlich Wahlmaterial in den Briefkasten geplumpst. Da müssten doch flammende Bekenntnisse zu bürgerlichen Werten zu finden sein – oder aber finstere Warnungen davor, was uns mit einer bürgerlichen Mehrheit denn so alles drohe.

Aber weit gefehlt: Man muss das ominöse Wort mit der Lupe suchen. Nur jene Partei, die es in ihrem Namen führt, verwendet es überhaupt. Die BDP bietet sich als «bürgerliche Alternative» an – ob sie damit eine Alternative zu den Roten und Grünen meint oder eine zu andern Bürgerlichen, lässt sie offen. Auf Flugblättern für einzelne ihrer Köpfe taucht das Eigenschaftswort ebenfalls auf, sogar mit Zusätzen, die hoffentlich erhellend wirken.

«Wegweisend bürgerlich» ist die Kandidatin für den Regierungsrat – das müsste uns den Weg weisen, tut es aber nicht. Oder ist es gar eine Anspielung auf strenge Asylpolitik? Im Bundesrat wirkt die Vertreterin der gleichen Partei ja eher «wegweisend», aber so ist's gewiss nicht gemeint. Zumal sich die BDP im Kanton Bern offen gibt: «Für eine bürgerliche Politik ohne Scheuklappen und Berührungsängste» tritt einer ihrer Grossratskandidaten an. Sind es denn sonst just solche Klappen und Ängste, die bürgerliche Politik kennzeichnen?

Nicht ausdrücklich als «bürgerlich», aber immerhin für eine «bürgernahe» oder «bürgerfreundliche» Politik und Verwaltung tre-

ten die Grünliberalen bzw. die SVP an. Nur wollen wir doch annehmen, dass sie dabei an alle Bürgerinnen und Bürger denken, jedenfalls alle mit einheimischem Bürgerrecht. Also an jene, die wählen sollen, um ihre staatsbürgerliche Pflicht zu erfüllen. Das sind die Citoyens, in deren Namen einst die französische Revolution antrat. Doch letzten Endes kam damals die Entmachtung des Adels vor allem den Bourgeois zugute.

Historisch gesehen ist der Begriff «bürgerlich» auf diese durch Besitz und allenfalls Bildung gekennzeichneten «besseren» Bürger gemünzt, und auf die «Kleinbürger», die ihnen nacheifern. Heute mit solchen Einteilungen zu operieren, wäre kein gutes Wahlkampf-Rezept. Besser redet man, wie etwa die BDP in ihren Statuten, von «bürgerlichen Werten wie Eigenverantwortung, Chancengleichheit und Leistungsprinzip». Die Bourgeois des 19. oder 20. Jahrhunderts hätten freilich die Darstellung nicht verschmäht, sie verdankten ihren Rang diesen Leitsternen.

Umgekehrt kann auch eine linke, ehemals «proletarische» Partei solche Werte gut unterschreiben. Sie mag sie weniger stark betonen, aber sie wird kein bürgerliches Monopol darauf anerkennen. Die Etikette «bürgerlich» eignet sich besser dazu, ein Freund-Feind-Schema zu pflegen, als konkrete Politik zu umreissen. Dass sie im Wahlkampf überraschend sparsam verwendet wird, ist eigentlich ein gutes Zeichen. Man könnte sie nach den Wahlen auch ganz einmotten.

zu Inhalt oder Themen

12: «Der Bund», 16. 4. 2010

Armutsbetroffen mit und ohne Armut

Von Armutsbetroffenen ist in letzter Zeit da und dort die Rede, besonders seit die Caritas mit einer Kampagne das oft ausgeblendete Thema Armut ausleuchtet und dabei das neue Wort auch selber braucht. Die löbliche Absicht dürfte sein, einen Ausdruck zu verwenden, der die Betroffenen möglichst wenig stigmatisiert, sie nicht mit einem Makel behaftet. Bei anderen etwas umständlichen Bezeichnungen geht es meist darum, ein geschlechtsneutrales Wort zu finden. Dieses Motiv entfällt hier: Der Arme und die Arme klingen gleich, und sie sind im Plural als die Armen vereint.

Doch diese Armen wären, so bezeichnet, auch gleich in eine Kategorie eingeteilt, die definitiv anmutet und ihren Angehörigen eine Identität zuschreibt. Da ist es zum hartherzigen Spruch, «die Armen sind selber schuld», womöglich nicht mehr weit. Anders ist es, oder soll es zumindest sein, wenn wir von Armutsbetroffenen reden: Das innere Auge soll Menschen sehen, die zurzeit von Armut betroffen sind, die aber auch noch andere Eigenschaften haben. Und die Identität liegt in den dauerhaften Qualitäten, während die Armut zum Verschwinden gebracht werden soll.

Ähnlich legen medizinische Fachleute etwa Wert darauf, nicht von Dementen zu reden, sondern von Demenzkranken: Diese bleiben, selbst wenn sie von einer unumkehrbaren Krankheit befallen sind, in erster Linie Menschen, und sie dürfen nicht auf dieses Leiden reduziert werden – nicht in der Behandlung und nicht in der Bezeichnung. Allerdings ist es ein mühseliges Unterfangen, Einstellungen zu verändern, indem man das Vokabular verändert: Wer Demente gering schätzt, wird Demenzkranke kaum besser respektieren.

Negative Wahrnehmungen können sich auch auf die neuen Bezeichnungen übertragen: Wer gelernt hat, vom Down-Syndrom zu reden, geht dadurch nicht unbedingt freundlicher mit einsti-

gen Mongoloiden um. Und er muss ohnehin wieder umlernen: Man nennt die genetische Abweichung heute, vielleicht weil Syndrom zu stark nach Krankheit tönt, Trisomie 21.

Die Trisomiebetroffenen dürfen so wenig ausgegrenzt werden wie die Armutsbetroffenen. Gemäss einer neueren Verwendung von «betroffen» sollten ohnehin alle mitbetroffen sein: «Es macht mich betroffen» heisst ja so viel wie «es berührt mich tief». Aber man kann das auch ausdrücken, ohne sich als «betroffen» zu bezeichnen, wenn man es nicht im herkömmlichen, direkten Sinn ist. Und den wirklich Betroffenen ist wohl ebenfalls besser gedient, wenn man sie nicht mit verbalen Plastikhandschuhen anfasst, sondern sie zum Beispiel als arme Menschen bezeichnet und behandelt.

zu Inhalt oder Themen

13: «Der Bund», 30. 4. 2010

Momentum mal!

Es ist gerade noch rechtzeitig von Genf nach Bern zurückgekehrt, das ominöse Ding, das neuerdings darüber entscheidet, wer in sportlichen Dauerwettbewerben am Schluss die Nase vorn hat: Das Momentum, das manche Sportjournalisten nach dem vorvor- und dem vorletzten Spiel der Eishockeymeisterschaft bei Servette geortet hatten, trug am Schluss den SCB zum Titel. Nur – was ist es? Deutet sein Ausflug in die Romandie darauf hin, dass es etwas mit «les mômes» zu tun hat, den «Gofen» also? Das Momen-tum als helfende Hand der (ungezogenen) Fans etwa?

Nicht doch! «Das Momentum ist das Gefühl, in einem entscheidenden Spiel oder in einer Serie auf einer Erfolgswelle zu surfen», war vor der «Finalissima» im «Bund» zu lesen. Ein Gefühl also – aber woher hat es seinen Namen? «Momentum, das; (lat.) gehoben für (richtiger, geeigneter) Augenblick», lehrt der Duden (noch). Der gehobene Moment war aber letzten Samstag für beide Mannschaften gleichermassen geeignet; die Suche muss weitergehen, «ad fontes», zu den lateinischen Quellen.

Mühlmann's altehrwürdiges «Lateinisch-deutsches Handwörterbuch» (36. Aufl. 1896) füllt mit «momentum» eine halbe Spalte, doch schon der erste Eintrag reicht: «die Kraft sich zu bewegen». Über die Physik und das Englische hat diese Bedeutung Eingang in die Welt des Sports gefunden; «the momentum» ist zunächst einmal der Impuls in der Physik. Auch im Deutschen gibt es das mechanische Moment; am besten ist es als Drehmoment bekannt. Nun leistet ihm «das Momentum» in einer neuen Bedeutung Gesellschaft.

Dass der neue Wortgebrauch englischer Herkunft ist, passt zum Zeitgeist (wenigstens der heisst auch auf Englisch *zeitgeist*). In der Tat reden die Angelsachsen gern vom momentum im sportlichen oder im politischen Wettbewerb. Im britischen Wahlkampf

wird es derzeit den Liberalen zugeschrieben, und gemeint ist durchaus die «die Kraft sich zu bewegen», nämlich der Schwung, den die andern Parteien vermissen lassen und der auf die Wählerschaft zusätzlich attraktiv wirken soll. Ob der Parteichef und Impulsträger Clegg auch noch das Gefühl hat, «auf einer Erfolgswelle zu surfen», ist weniger wichtig – Hauptsache, er erweckt diesen Eindruck.

Offen ist noch die Frage, wo das Fussball-Momentum mit seiner Pendelbewegung zwischen Bern und Basel im entscheidenden Moment wirken wird. Spätestens in der letzten Runde wird eine der beiden Mannschaften das Momentum im älteren, gehobenen Sinn für sich nutzen: den günstigen Augenblick also. Wer diese Wortbedeutung vorzieht, wird ausweichen müssen, da das linguistische Momentum eindeutig beim sportlichen «Momentum» liegt. Es bietet sich, noch gehobener, «Kairos» an, der günstige Augenblick der Griechen. Mit der ägyptischen Hauptstadt hat das nichts zu tun, die heisst al-Qahira, die Siegreiche.

Das alles kann im Berner Café Kairo zusammenkommen, sofern YB den Kairos ergreift und (mit afrikanischer Torschützenhilfe) Bern zur sportlichen Doppelmeisterschaft verhilft, damit zum Momentum hoffentlich auch ausserhalb des Sports, und dies nicht nur auf der Gefühlsebene. Literarisch veranlagte Fans werden es nicht versäumen, den und das Moment im genannten Lokal zu feiern – gediegen, versteht sich, denn es sind ja keine «mômes».

zu Inhalt oder Themen

14: «Der Bund», 14. 5. 2010

Belastete Wörter meiden – oder entlasten

Ist Asylant ein Schimpfwort oder einfach eine Kurzform für Asylbewerber? Wer sich solche Fragen stellt, findet seit kurzem Antworten im Glossar der Stiftung gegen Rassismus und Antisemitismus (www.gra.ch/bildung/gra-glossar). Die Liste «historisch belasteter oder vermeintlich belasteter» Wörter wird laufend ausgebaut; zu jedem Stichwort finden sich Angaben über Herkunft und Verwendung, aber keine direkten Empfehlungen. Man kann dank diesen Informationen selber entscheiden, welchen Wortgebrauch man für «politisch korrekt» hält. Allerdings ist auch dieser Begriff belastet. Als amerikanische Colleges mit Sprachregelungen die Diskriminierung von Frauen und Minderheiten bekämpfen wollten, brauchten ab etwa 1990 konservative Verfechter freier Rede «political correctness» als Kampfwort gegen derlei Vorschriften.

Das Wort «Asylant» kam laut GRA etwa 1970 auf, von Anfang an in fremdenfeindlichem Sinn, und hat daher eine «klar abwertende Bedeutung». Dies komme nicht von der Wortbildung: Zwar gebe es missliebige «-anten» wie den Querulanten und den Intriganten, daneben aber auch respektierte Intendanten und Lieferanten. Letzteren steht ein deutsches Tätigkeitswort zu Gevatter, meist aber ist es ein lateinisches Verb. Freilich hält das Glossar fest, zu «asylum» (Zufluchtsort) existiere gar kein Verb.

Um diesen Faden weiterzuspinnen: Gäbe es «asylare», so müsste es wohl «Asyl gewähren» bedeuten, der Asylant wäre demnach der zuständige Beamte. Darauf muss man erst mal kommen – aber auch in der Umgangssprache ist gar nicht so klar, was genau mit Asylant gemeint ist. Ist einer, der Asyl bekommen hat, noch einer? Die Behörden reden konsequent – und erst noch geschlechtsneutral – von Asylsuchenden, solange noch kein Entscheid gefallen ist; danach gibt es abgewiesene Asylsuchende oder eben anerkannte Flüchtlinge.

Nun ist diese Unterscheidung jenen, die abschätzig von Asylanten reden, wohl ziemlich egal. Alle andern aber sollten sich nur schon um der Klarheit willen an den amtlichen Sprachgebrauch halten. Tun sie es nicht, dann laut dem Glossar deshalb, weil sie «den fremdenfeindlichen Ton entweder übernehmen oder überhören». Und, so wäre beizufügen, beim Lesen oder Zuhören möchte man nicht unbedingt raten müssen, ob dieser Ton mitgemeint ist oder nicht.

Allerdings ist es eine leidige Sache, wenn der Sprache alteingesessene Wörter – zu denen «Asylant» nicht gehört – abhanden kommen, weil sie einen negativen Beigeschmack entwickeln. So zitiert das Glossar eine Duden-Empfehlung von 2004: «Die Bezeichnungen Neger, Negerin sollten im öffentlichen Sprachgebrauch nicht mehr verwendet werden, da sie zunehmend als Diskriminierung empfunden werden.» Und es führt als «selbstbestimmte Bezeichnungen für dunkelhäutige Menschen» an: «Schwarze», «Schwarzafrikaner», «Afrodeutsche» oder «Afroamerikaner».

Die «Selbstbestimmung» ist da allerdings nicht so eindeutig: Es gibt amerikanische Schwarze, die sich an die Devise «black is beautiful» halten, während andere, oder die gleichen, «Afro-American» als Unterordnung der afrikanischen Wurzeln empfinden und «African American» vorziehen. Frankofone mögen sich daran erinnern, dass Senegals Landesvater Senghor mit Stolz von der «négritude» als prägender und zu pflegender Eigenart sprach. Er versuchte damit, das schon damals belastete Wort «nègre» quasi zurückzuerobern – ähnlich wie es bei uns seither die Homosexuellen mit «schwul» getan haben.

zu Inhalt oder Themen

15: «Der Bund», 28. 5. 2010

Ein Loblied auf Ännchen von Kalau

Halt, das Lied gibt's doch längst, aber es gilt Ännchen von Tharau. Welch schlimmer Kalauer, die Pfarrerstochter aus Ostpreussen in die Niederlausitz zu verfrachten! Dort gibt's tatsächlich ein Calau, und laut Duden stand das Städtchen dem französischen Wort «calembour» zu Gevatter, das wiederum den deutschen Kalauer gezeitigt habe. Der französische Ursprung scheint gesichert, aber er ist kaum auf die ostdeutsche Geografie zurückzuführen.

Eine geläufigere Erklärung lautet, einst habe ein Graf von Kahlenberg als Diplomat in Paris die französische Sprache derart misshandelt, dass die Imitation seiner Sprechweise als «kalembour» verewigt wurde. Jedenfalls ist heute «le calembour» ein Witz, der sich eine ähnliche Schreibung oder Aussprache unterschiedlicher Wörter zunutze macht. Auch sprachübergreifend lässt sich trefflich kalauern: Aus der Schule, oder zumindest aus der Pause, kennen wohl alle die Übersetzung von Mäusebussard (le musée des beaux arts).

Zugegeben, damit sind wir in der Nähe der Duden-Definition des Kalauers als «nicht sehr geistreicher (Wort)witz». Über Geistreichtum lässt sich streiten, aber zumindest die Klammern um «Wort» müssten weg. Das ist ein Problem nicht des Duden, sondern des Sprachgebrauchs, den das Wörterbuch getreulich wiedergibt: Es wird nachgerade jeder faule Witz als «Kalauer» präsentiert, auch wenn er nicht das Geringste mit einem Wortspiel zu tun hat. «Das konnte sich die UBS gerade noch leisten», so «kalauerte» laut dem «Bund» neulich ein Buchhalter, dem die Bank aufgrund einer Betreibung «222 Franken mitsamt Zinsen» überwiesen hatte.

Mit Verlaub: So kann jeder «kalauern» – aber zum echten Kalauer, und sei er noch so faul, braucht's nun mal ein Quäntchen Wortwitz. Es muss ja nicht immer so gerüttelt sein wie beim ehemaligen YB-Fussballer Lars Lunde, der sich neulich ebenfalls im

«Bund» als «manchmal etwas balltotschig» bezeichnete. Das ist so geistreich, dass es keine Rolle spielt, ob der Däne «tollpatschig» (es lebe die neue Rechtschreibung!) mit oder ohne Absicht umgedreht hat. Zum Glück tat er es vor der «Finalissima» im Wankdorf*, sonst hätte man meinen können, er spiele seinen Nachfolgern einen Ball zu. Die hätten dann sofort Lunte gerochen.

Aber nochmals Halt! Spässchen mit Namen sind im «Bund» zu Recht streng verpönt. Also bitten wir Ännchen von Tharau und Lars Lunde um Verzeihung dafür, dass wir ihre Namen missbraucht haben: Es geschah wenigstens für eine gute Sache, zur Ehrenrettung des Kalauers. Nie und nimmer würde in diesen Spalten ein Name mit böser Absicht verhunzt. Hiesse zum Beispiel irgendwo ein Politiker Verlustoni, könnte er sich noch so viel verlustieren, er brauchte den Verlust seines guten Namens nicht zu befürchten.

Nicht die fremden Namen, wohl aber die fremden Sprachen sind legitime Quellen für Kalauer – besonders wenn sie selber daran so reich sind wie das Englische; nicht umsonst reimt sich dort «pun» auf «fun». Wer «pun» abschätzig gebrauche, verkenne, dass damit Wortspiele jeglicher Qualität gemeint seien, schreibt der Oxford Dictionary. Und solche Verächter der «puns» zeigten, dass ihnen «der Witz fehlt, selber welche zu machen». Wohlan denn: Kennen Sie das Gegenteil von Big Ben? Natürlich Mikroben!

* Die Berner Young Boys verloren am 16. 5. 2010 das entscheidende Meisterschaftsspiel gegen den FC Basel.

zu Inhalt oder Themen

16: «Der Bund», 11. 6. 2010

Die Sportsprache führt eins zu null

Freuen Sie sich auf die Fussball-Weltmeisterschaft? Dann ist ja gut: Sie werden in dieser Zeitung und in anderen Medien ausgiebig auf Ihre Rechnung kommen. Falls Sie dennoch – oder eben von vornherein – Lust auf WM-freie Lesezonen haben, wird es schwieriger. Nicht nur, weil sich der Fussball in allerhand Gefilden breitmachen wird, in denen er nichts zu suchen hat – vom Lärmpegel des Gartenbeiz-Fernsehens bis zum Aufmerksamkeitsdefizit in manchem Büro- oder gar Parlamentsbetrieb. Nicht nur deshalb also wird der Sport überhandnehmen, sondern auch, weil es kaum noch Lebensbereiche gibt, über die ohne Anleihen bei der Sportsprache berichtet wird, selbst in Zeiten zwischen einschlägigen Grossereignissen.

Vielleicht ist es sogar so, dass gerade dann, wenn der Sport keine «historischen» Höhepunkte zu bieten hat, das Bedürfnis nach Siegern und Verlierern, nach Ranglisten und Einteilungen anderswo befriedigt wird. Das kann auch etwas so Schöngeistiges wie eine Kunstausstellung sein: Angelt sich das Klee-Zentrum Picasso oder das Kunstmuseum Anker, dann festigen diese Institutionen ihren Rang in der «Spitzenliga», sei es die nationale oder gar die internationale, die «Champions League». Und bei Budgetdebatten greift man gern zum Argument, eine Stadt wie – beispielsweise – Bern müsse sich doch ein Theater der gebührenden Liga leisten.

So zählt nicht mehr die Qualität des Gebotenen, oder zumindest wird sie gleichgesetzt mit den Kosten. Wie Tennisturniere nach der Summe ihrer Preisgelder eingestuft werden, geht es ja schon den Filmen mit den Produktionskosten, und in den Musentempeln setzen sich die Händler fest. Manche Kulturschaffenden «räumen ab», wenn es Preise zu gewinnen gibt, andere «müssen zittern», ob sie ihrer «Favoritenrolle» im Wettbewerb um Auszeichnungen oder hohe Gagen noch gerecht werden können.

An derlei sportgeprägte Berichterstattung sind Politiker längst gewöhnt. Sie werden ja laufend danach beurteilt, wie sie «sich schlagen» würden, wenn morgen Wahlen wären. Ist gerade keine passende Umfrage zur Hand, so tun's auch Spekulationen darüber, wie diese oder jene Äusserung, jene oder diese Handlung den «Kurswert» der Akteure beeinflusst. Dieser Ausdruck scheint von der Börse zu stammen, hat aber angesichts des Transfermarkts auch eine sportliche Bedeutung. Ist dann der Wahltag tatsächlich gekommen, werden die einen «vom Platz gefegt», die andern feiern einen «Kantersieg».

Wettbewerb belebt das Geschäft – das gilt nicht nur für Sport, Kultur oder Politik, sondern auch für die Berichterstattung darüber. Und die Sportsprache bietet sich an, um etwas spannend zu machen, das eigentlich statt Nervenkitzel andere Reize zu bieten hätte. Diese erschliessen sich aber weniger leicht: Horizonterweiterung im Museum etwa oder Weichenstellung für weitsichtige Politik. Das Schöne daran, im Unterschied zum Sport: Mehr als eine oder einer aufs Mal kann gewinnen.

Jetzt aber: Spielfeld frei für jenes Spektakel, bei dem es immer um Sieg oder Niederlage geht – Sport als Ventil für eine Kampfeslust, der eine zivilisierte Welt keine anderen Arenen böte, schon gar keine für Hooligans. In der real existierenden Welt freilich gibt es noch mehr als genug Kampfstätten, von den blutigen des Krieges über die immer härteren des Wirtschaftslebens bis zu den mehr oder weniger künstlichen der Politik oder der Kultur. Grund genug, den Kampf nicht noch mit sprachlichen Anleihen beim Sport anzuheizen, von jenen beim Krieg* ganz zu schweigen.

* siehe «Sprachlupe» 20

zu Inhalt oder Themen

17: «Der Bund», 25. 6. 2010

Demut und Schöpfermut gegenüber Wanderwörtern

«Dheomodi» lautet das älteste schriftlich überlieferte deutsche Wort – «demütig» als Übersetzung des lateinischen «abrogans», das als erster Eintrag in einem Wörterbuch aus dem 8. Jahrhundert steht. Das Buch heisst deshalb Abrogans; eine Handschrift wird in der St. Galler Stiftsbibliothek aufbewahrt (Faksimile: tiny.cc/abrogans). Der Kölner Germanistik-Professor Karl-Heinz Göttert, der uns dies in seiner neuen «Biografie» der deutschen Sprache* berichtet, macht aus dem lexikalischen Zufall nicht gerade ein Programm der Demut. Aber sein Buch betont die Anleihen des Deutschen bei anderen Sprachen – sei es durch die Übernahme von Wörtern, sei es durchs Bemühen, sie mit deutschen Ausdrücken wiederzugeben.

«Deutsch» bezeichnete ursprünglich nicht die Sprache eines bestimmten Volks, sondern jene des Volks an sich, das die Franken «thiot» nannten. Diesem wollten Herrscher und Gelehrte die Bibel oder Gerichtsurteile näherbringen, indem sie sich – lateinisch gesagt – «thiotisce» ausdrückten. Daraus wurde erst später durch Verballhornung «teutonice», wir verdanken das Deutsche also nicht den Teutonen. Sondern einer Vielzahl von Völkerschaften, deren (sich wandelnde) Sprech- und dann Schreibweisen zum heutigen Deutsch zusammenwuchsen – zum Glück nicht restlos, aber in einem spannenden Prozess, den Göttert mit vielen Beispielen schildert.

Eine wichtige Rolle spielen dabei Wortschöpfer, angefangen beim unbekannten des Abrogans, der etwa «mihhilmuot» für Grossmut prägte («michel» war das Gegenteil von «lützel»). Es folgte um die Jahrtausendwende in St. Gallen Notker der Breitlippige (oder Deutsche) mit «notfolgunga» für «consequentia» oder «unspaltig» für «individuus». Durch Mystiker oder auch Kanzlisten des Hochmittelalters wuchs der schriftliche Wortschatz weiter, um bei Luther einen prägnanten Schub zu erfahren («Blut-

geld, Feuereifer, Herzenslust», ja gar «Gottesaffe, Rotzlöffel»). Nicht alle Schöpfungen überdauerten; insgesamt meint Göttert für Übernahmen und Übersetzungen aus dem Latein: «Am Ende ist die deutsche Sprache reicher geworden, ohne ihr eigenes Gepräge aufgegeben zu haben.»

Später kamen die wichtigsten Einflüsse vom Französischen, das zeitweise nicht nur das höfische Deutsch in einem Masse «affectirte», das heute lächerlich wirkt. Für manche tat es das schon damals; Auseinandersetzungen zwischen nationalistischen Reinhaltern und kosmopolitischen Erneuerern der deutschen Sprache verschärften sich. Auch Wortpräger wirkten weiter: Humanisten wie Fischart («himmelerdhöllig»), Aufklärer wie Leibniz («Beweisgrund»), die Klassiker Goethe («Felsenquell») und Schiller («Gedankenfreiheit»).

Im Weiteren war das 19. Jahrhundert für Göttert «in sprachlicher Hinsicht trostlos», und seither sind es eher Szenesprachen als Literaten, die Neuerungen beitragen. Doch in den Chor der Wehklagen über Anglizismen mag der Sprachbiograf nicht einstimmen: «Englisch ist das neue Latein», konstatiert er im Hinblick auf Universalität, aber auch Wortursprünge. Der Autor erklärt die gehäufte «Übernahme englischen Wortguts» teilweise mit dem «Entwicklungsstau, der im Purismus des 19. und [des] 20. Jahrhunderts wurzelt». Gemessen am Gesamtwortschatz bleibe der Zufluss aber gering, und zudem spiele «die dem Deutschen eigene Verarbeitung des Entlehnten eine ganz hervorragende Rolle».

Angesichts der Geschichte brauche man sich vor der sprachlichen Öffnung nicht zu fürchten, schliesst Göttert. Allerdings scheint mir, statt stets englische Prägungen zu übernehmen oder gar selber zu erfinden (Handy), könnten wir Deutschsprachigen uns auch vermehrt auf die Tradition der eigenen Wortschöpfung besinnen.

* *Karl-Heinz Göttert: Deutsch. Biografie einer Sprache. Ullstein, Berlin 2010.*

zu Inhalt oder Themen

18: «Der Bund», 9.7.2010

Am Anfang war das richtige Wort

Der jungen Dame kann geholfen werden. «‹Schriftstellerin› ist ein Wort, das ich mir noch nicht zugestehe», sagte die 24-jährige Dorothee Elmiger bescheiden, nachdem sie am Wettlesen in Klagenfurt den zweithöchsten Preis gewonnen hatte. Indessen reicht ein Blick aufs erste Wort ihres soeben erschienenen Erstlings «Einladung an die Waghalsigen», um zu wissen, dass da eine veritable Schriftstellerin am Werk ist.

«Meinerseits» lautet diese Vokabel. Nicht die Ichbezogenheit des Worts verrät die schriftstellerische Hand, sondern der Umstand, dass es am Anfang steht. Denn wie alle Wörter auf «-seits» nimmt es Bezug auf etwas bereits Gesagtes: Jemand tut, hat oder ist etwas, und «ihrerseits» heben sich andere davon ab. Gewöhnliche Schreibende müssen zuerst sagen, worauf sie Bezug nehmen; der Schriftsteller (seinerseits) hat das nicht nötig.

«Meinerseits war ich oft allein mit den Büchern», lautet der ganze erste Satz von Elmigers «Einladung». Offenbar gibt's da noch andere, und denen ergeht es anders: Entweder sind sie mit den Büchern nicht allein, oder sie sind gar nicht mit Büchern, oder aber das Alleinsein mit diesen geschieht nicht oft. Was gilt, wird uns nicht gesagt; wir sind eingeladen, uns darüber Gedanken zu machen, vielleicht sogar waghalsig, oder die Antwort im weiteren Text zu suchen.

Die Fantasie der Lesenden anregen: Schriftsteller dürfen das, ja sie müssen es sogar. Wer jedoch Gebrauchsprosa verfasst wie diese hier, tut gut daran, sich nicht auf solche Fantasie zu verlassen, sondern klipp und klar zu sagen, was er meint. Und wegzulassen, was nur ablenkt oder gar auf falsche Fährten führt. Gerade «meinerseits» und seine Verwandten sind im gewöhnlichen Sprachgebrauch meist überflüssig. Darum steht oben «seinerseits» in Klammern: auch ohne dieses Wort versteht man den Satz richtig: «Der Schriftsteller hat das nicht nötig.» Will man

seine Sonderstellung noch hervorheben, dann vielleicht mit «seinerseits» oder gehobener mit «für sein Teil».

Hier verlassen wir die junge Schriftstellerin und wenden uns anderen Wörtern zu, die meistens überflüssig sind. Eines davon ist «sogenannt». Während der (glücklich überwundenen) strengen Phase der Rechtschreibereform musste man «so genannt» schreiben – und das hatte wenigstens den Vorteil, dass man die Banalität des Wortes gleich erkannte: Aha, da wird etwas so genannt, weil es nämlich so heisst, vielleicht in einer Fachsprache, auf die man schonend hingewiesen wird.

So entstand ein Anfang wie dieser: «So genannte Schneehärter». Es ging um Pistenpräparation, und dass ein Mittel dazu genannt wurde, merkte man sowieso. «Chemische Schneehärter» hätte auf gleichem Platz mehr gesagt. Oder besonders hübsch: «Im so genannten Ancien Régime des 18. Jahrhunderts» – damals wurde es garantiert noch nicht so genannt. «Sogenannt» ist nur dann angebracht, wenn Zweifel aufkommen könnten, dass etwas tatsächlich so heisst: «sogenannt toxische Wertpapiere». Oder dann, wenn es ironisch gemeint ist: «Sogenannte Schriftsteller glauben, die Lektorin werde ihnen alles durchgehen lassen.»

Ein weiterer Streichkandidat ist «bekanntlich»: Das Wort ist immer eine Zumutung, denn wer's schon weiss, will sich diese Freude nicht verderben lassen, und wer's nicht weiss, will das nicht unter die Nase gerieben bekommen. Ähnlich verhält es sich mit «nämlich»: Wer nicht merkt, dass jetzt die Erklärung kommt, wird sie nämlich auch nicht begreifen. In Alltagstexten liest man am besten darüber hinweg, aber aufgepasst: Steht in einem literarischen Text «nämlich» oder «bekanntlich», so will uns die Schriftstellerin damit gewiss zu einem besonderen gedanklichen Höhenflug anregen.

zu Inhalt oder Themen

19: «Der Bund», 23. 7. 2010

Fachfrau Betreuung Fachrichtung Kinder

Der Lehrabschluss heisst noch Lehrabschluss, aber sonst scheint in der Berufsbildung kein Stein auf dem andern geblieben zu sein. Staunend konnten wir dieser Tage den Glückwunschinseraten entnehmen, zu was allem es die Lernenden gebracht haben. Sie haben ja auch drei oder vier Jahre lang pausenlos gelernt, die Stifte und Lehrtöchter, wenn sie ihre zeitgemäss wertschätzende und geschlechtsneutrale Bezeichnung ernst genommen haben.

Und so sind sie jetzt Milchtechnologe oder Maschinenbaupraktiker, Bekleidungsgestalterin oder eben Fachfrau Betreuung Fachrichtung Kinder. Wer Zweifel hat, ob die Lehrzeit in der Kindertagesstätte wirklich zu diesem Titel geführt hat, kann in der amtlichen Liste der eidgenössisch anerkannten Lehrberufe nachschauen – und siehe da, die Zweifel waren berechtigt: es muss «Fachfrau Betreuung EFZ Fachrichtung Kinderbetreuung» heissen; EFZ bedeutet eidgenössisches Fähigkeitszeugnis.

Weitere Fachrichtungen betreffen Behinderte, Betagte und Generalisten. Letztere werden nicht betreut, sondern können alle betreuen. Und überall gibt’s natürlich auch den Fachmann dazu; hingegen hat die vielzitierte «Fachperson» keine amtlich beglaubigte Existenz. Wer sich nun zu erinnern glaubt, früher habe dieser Beruf einen einfacheren Namen getragen, liegt wiederum richtig: Ausser für die Betagten waren das Sozialagogen und Sozialagoginnen. Da sind uns doch die Fachfrauen und Fachmänner lieber, auch wenn wir bei der Fortsetzung ins Stottern geraten, obwohl wir die Betreuenden doch so gern korrekt begrüssen möchten, wenn wir ihnen frühmorgens die lieben Kleinen anvertrauen.

Hiessen sie noch früher nicht noch einfacher? Etwas mit «Kinder…»? Im Verzeichnis nicht mehr zu finden! Doch auch die heutige «Fachfrau etc.» dürfte nicht für die Ewigkeit sein. Schliesslich geht der Trend bei den Kleinkindern weg von der blossen Betreu-

ung hin zur Frühbildung. Vielleicht taucht doch wieder einmal die Kleinkindererzieherin auf. Wahrscheinlich muss sie (jetzt schon) ein gutes Stück weit auch Migrationsfachfrau sein, aber das ist wieder ein anderer Beruf und nur «mit eidg. Fachausweis» zu haben.

Neben vielen neuen oder neu benannten Berufen bietet die Liste auch Trost für Traditionsbewusste: den Bäcker/Konditor etwa gibt's noch, den Maler und den Maurer ebenfalls, selbstverständlich stets auch in der weiblichen Form. Sogar der Küferberuf hat überlebt; man wird jetzt Küfer EFZ oder Küferin EFZ. Den Bauern aber gibt's nicht mehr, amtlich ist das Bauernsterben total. Nur die «Bäuerin, diplomierte» gibt's noch. Eine Zeit lang war sie sogar doppelt aufgeführt; einmal war damit ein Mann gemeint, denn «dipl. Bäuerinnen» waren «Partner/innen des Landwirts/der Landwirtin». Jetzt aber geniesst der «Bäuerliche Haushaltleiter mit eidgenössischem Fachausweis» amtliche Anerkennung.

Ganz verschwunden ist der Schneider samt Schneiderin. Die Schneidermeisterin und den Schneidermeister indessen gibt's durchaus. Wer nun aber meint, da sei ein Meister vom Himmel gefallen, hat sich zu früh gefreut: Es ist die Bekleidungsgestalterin, die sich zur Meisterin hocharbeiten kann. Nur muss sie dann weiterhin viel lernen, obwohl sie keine Lernende mehr ist. Wie das geht, wird man ihr wohl beibringen; wahrscheinlich muss sie dazu tapfer sein. Den Grundstein zu so einer Karriere wird die Fachfrau Betreuung EFZ Fachrichtung Kinderbetreuung legen, wenn sie denn an ihrer Wirkungsstätte noch Märchentante sein darf: Dann erzählt sie den Kindern die Geschichte vom tapferen Bekleidungsgestalterlein/Bekleidungsgestalterinchen.

Eine Liste, die auch ältere sowie akademische Berufe umfasst, findet sich unter swissdoc.sdbb.ch (kommt Error-Meldung, dort Sprache Deutsch einstellen, obigen Link nochmals anklicken).

zu Inhalt oder Themen

20: «Der Bund», 6. 8. 2010

Wer Krieg sagt, soll Krieg meinen

«Krawalle in Grenoble – Polizisten unter Beschuss»; so lautete unlängst ein Titel im «Bund». Ich muss gestehen, dass ich ihn zuerst missverstanden habe: Da gab's Krawalle, dachte ich, und jetzt wird die Polizei kritisiert, wahrscheinlich weil sie zu hart reagiert habe. Aber weit gefehlt: Die übertriebene Härte lag auf Seiten der Krawallmacher; sie schossen mit scharfer Munition aus Feuerwaffen auf Ordnungshüter.

Sie taten also genau das, was «unter Beschuss nehmen» eigentlich bedeutet, aber meistens meint man es anders, bildlich: Jemand wird scharf, aber nur verbal «angeschossen», als Reaktion auf etwas, das er getan oder ebenfalls nur gesagt hat. Nun bereichern Bilder ja die Sprache, und meist ist auf Anhieb klar, ob etwas wörtlich gemeint ist oder nicht. Manche Sprachbilder versteht niemand mehr wörtlich: Selbst wer weiss, was ursprünglich auf keine Kuhhaut ging, denkt bei dieser Redewendung kaum ans Sündenregister, das der Teufel nach mittelalterlicher Vorstellung auf ein Pergament schrieb.

Es gibt aber Bilder, bei denen man den ursprünglichen Sinn nicht verdrängen sollte, weil er noch offen zutage liegt und so brutal ist, dass es eine Verharmlosung bedeutet, das Bild für weniger grausige Tatbestände zu verwenden. Missverständnisse wie oben sind zwar selten, weil der Zusammenhang meistens klar ist – aber spätestens beim Krieg hört der Wortspass auf.

«Der Sandkasten-Krieg tobt» angeblich diesen Sommer auf der Grossen Schanze zu Bern, und auch «‹Krieg› im Heilerverband» gab's zu vermelden. In beiden Fällen könnten die Titelsetzer mildernde Umstände geltend machen: «Sandkasten-Krieg» sagt ja schon aus, dass es nicht um einen mit Bomben und Kanonen ging; allerdings trotz dem einst militärischen Tatort Grosse Schanze auch nicht um einen, den Strategen im Sandkasten simulierten, sondern um die Konkurrenz zweier Stadtstrand-

Betreiber. Und bei den Heilern stand «Krieg» in Anführungszeichen – überflüssigerweise, denn kaum jemand wird gedacht haben, sie gingen mit tödlichen Waffen aufeinander los.

Und doch bleibt in beiden Fällen ein ungutes Gefühl; die Anführungsstriche waren wohl ein Versuch, es zu bannen. Denn mit oder ohne Gänsefüsschen: Solange richtige Kriege toben, verbietet es die Pietät, das Wort auch für solche zu verwenden, die keine sind, sondern eben Krach, Streit, Wortgefecht. Wortgefecht? Da steckt doch «Gefecht» drin, somit ebenfalls etwas Kriegerisches. Allerdings ursprünglich eher etwas Ritterliches, später in der Form des Feuergefechts auf schlimmere Waffen als Florette ausgeweitet – also kann man es auch wieder auf ein Wortgefecht zurückstufen.

Die Wortzusammensetzung lässt etwas Neues entstehen, das ein Eigenleben gewinnt und den Sinn der einzelnen Bestandteile in den Hintergrund drängt. So mag sogar der Rosenkrieg als Bezeichnung eines hässlichen Scheidungsstreits durchgehen, auch wenn bereits die Zusammensetzung ursprünglich für durchaus reale Kriege stand, jene um die englische Thronfolge im 15. Jahrhundert.

Und der Beschuss, ohne Zugabe eines Polsterworts? Wollte man die bildliche Verwendung ächten, wäre man allzu zart besaitet (und doch kein Musikinstrument). Wo kein Missverständnis droht, wird man immer noch sagen dürfen, der Bundesrat sei wegen ungenügender Krisenfestigkeit unter Beschuss geraten. Und man darf ihn weiterhin ins Visier oder aufs Korn nehmen, ohne gleich als Attentäter verdächtigt zu werden.

zu Inhalt oder Themen

21: «Der Bund», 20. 8. 2010

Kann eine Katastrophe humanitär sein?

Was seit Jahren Syrien heimsucht, ist eine Katastrophe. Sie ist enorm – aber ist sie auch «humanitär», wie in solchen Fällen oft geschrieben wird? Es mag frivol erscheinen, in diesem Zusammenhang eine sprachliche Frage zu erörtern, aber auch dies kann den Blick dafür schärfen, was dort für eine Not herrscht und was daher nottut. «Humanitär» bedeutet laut dem Duden «menschenfreundlich, wohltätig». Dass eine Katastrophe das nicht sein kann, versteht sich von selbst. Derselbe Duden kennt aber auch die «humanitäre Katastrophe» als eine, «die eine grosse Zahl von Menschen trifft». Man könnte beifügen: «… und deren humanitäre Versorgung nötig macht» – aber welche Katastrophe tut das nicht?

Wie ist so etwas möglich: ein Eigenschaftswort, das beinahe sein eigenes Gegenteil bedeuten kann? Es kommt daher, dass Adjektive, treffender mit «Beiwort» verdeutscht, nicht nur Eigenschaften bezeichnen können. Oft betreffen sie eine Zugehörigkeit: So ist beispielsweise gelegentlich von «reformierter Ethik» zu lesen, obwohl jeweils niemand die Ethik reformiert hat. Oder nur nebenbei: Es geht dann um die Ethik der reformierten Kirche, und das ist im Zusammenhang so klar, dass sich wohl niemand beim Lesen den Kopf darüber zerbricht, welchen Reformationsbedarf denn die Ethik habe.

Ebenso sprach man einst von christlicher Seefahrt, obschon es dabei wahrscheinlich nicht besonders christlich zuging. Es war die von Christen betriebene, vielleicht auch zum Zweck des christlichen Missionierens. Und heute reden wir von den menschlichen Einflüssen aufs Klima, obwohl sie eher unmenschlich sind: Gemeint ist «menschengemacht». So kann man es sagen, wenn man Missverständnisse ganz sicher vermeiden will – aber wo sie nicht zu befürchten sind, reicht auch «menschlich». Beide Adjektive können ebenfalls auf Katastrophen zutreffen,

aber da muss man unterscheiden, ob Menschen als Auslöser oder als Betroffene gemeint sind.

Über Klima wie Katastrophen berichtet zuweilen ein «diplomatischer Korrespondent», zum Beispiel bei Radio DRS. Ohne ihm diplomatische Qualitäten abzusprechen: Die sind mit der Funktionsbezeichnung nicht gemeint. Das Beiwort betrifft auch hier nicht eine Eigenschaft, sondern eine Eigenheit: Der Mann beschäftigt sich mit Diplomaten und deren Wirken. Das tut (oder tat ursprünglich) auch etwa die Zeitschrift «Le Monde diplomatique», und es tun das angelsächsische «diplomatic correspondents».

Von ihnen dürfte der Berufstitel entlehnt sein, wie auch die «humanitäre Katastrophe» aus dem Englischen kommt. Das ist nicht weiter schlimm, da sich der neue Wortgebrauch in diesen Fällen mit der herkömmlichen deutschen Bedeutung verträgt. Problematischer sind da schon die «sozialen Netzwerke», die sich im Internet breitmachen. Netzwerke dürfen sie sein: Anders als blosse Netze umfassen sie auch die Aktivität, die sich in der Vernetzung entfaltet. Aber sozial? Das Wort ist bei uns besetzt durch gesellschaftliche Umstände und den Umgang damit: Sozial kann zum Beispiel ein Verhalten, eine Politik oder eine Institution sein. Die Netzwerke aber, um die es hier geht, sind ganz einfach gesellig. Nicht selber, aber sie dienen der Geselligkeit.

Manchmal fördern sie freilich auch soziale Bestrebungen: zum Beispiel, wenn in diesen Netzwerken humanitäre Hilfe mobilisiert wird. Die Humanitas, die solcher Hilfe zu Gevatter steht, diese Menschlichkeit ist auch gefragt, um die humanitäre Katastrophe in Syrien lindern zu helfen.

zu Inhalt oder Themen

22: «Der Bund», 3. 9. 2010

Äpfel mit Birnen vergleichen – nur zu!

Man kann Äpfel nicht mit Birnen vergleichen – das weiss doch jedes frühreife Kind. Äpfel sind rund, Birnen länglich – das weiss doch jedes Gartenkind. So vergleicht es unschuldig die beiden Früchte, und es hat völlig recht damit. Man kann und darf da getrost vergleichen, und dennoch hat die Redensart ihre Berechtigung, denn nicht alle Vergleiche sind gleich. Es kommt, und hier geht's nicht ohne ein bisschen Latein, auf das *tertium comparationis* an, das Dritte im Vergleich. Das Gartenkind hat die Früchte in Bezug auf die Form verglichen; die Form ist hier dieses Dritte.

Dann sagt das Kind jedoch: «Ich habe lieber Äpfel als Birnen, weil man aus Äpfeln richtiges Apfelmus machen kann.» Da nimmt es die Eigenschaft, Rohstoff für Apfelmus zu sein, als *tertium comparationis* – das indessen ist ausgesprochen unfair gegenüber den Birnen, aus denen man nun einmal kein Apfelmus machen kann, dafür prima Birnbrot. Unzulässig ist also nicht der Vergleich an sich, sondern ein dazu ungeeignetes Drittes.

Genau so wird die Redensart denn auch verwendet: um auf die Untauglichkeit eines Vergleichs hinzuweisen, oft weil er unfair ist. So wäre es absurd, dem Gemeinderat von Guttannen jenen von Muri als Vorbild zu empfehlen – mit der Begründung, der Berner Vorort begnüge sich mit einem viel tieferen Steuersatz als das Bergdorf. Es geht nicht an, daraus auf die Tüchtigkeit des Gemeinderats zu schliessen: Der Apfel Muri gibt nun einmal viel mehr Steuermus her als die Birne Guttannen.

Ökonomen könnten hier noch mehr Latein einstreuen und sagen, Vergleiche seien nur *ceteris paribus* zulässig. Diese Floskel bedeutet so viel wie «wenn alles andere gleich bleibt», und sie sichert von der Wirtschaftswissenschaft aufgestellte Gesetze dagegen ab, von subversiven Elementen unterwandert zu werden. «Sinkt der Preis, steigt der Absatz» etwa gilt nur *ceteris paribus*: Für Luxusautos könnte dieses Gesetz seine Wirkung verlieren, wenn

gleichzeitig mit der Preissenkung die Boni verschwänden, aus denen die Karossen bisher oft finanziert wurden. Ganz abgesehen davon, dass ein Luxusauto, das billiger wird, für solche Käufer etwas von seinem Reiz verliert.

Ähnlich kann man die Tüchtigkeit von Gemeindebehörden nur *ceteris paribus* vergleichen, also wenn die Gemeinden «vergleichbar» sind. Nun lassen sich Muri und Guttannen in Bezug auf die Finanzen, um die es hier geht, durchaus vergleichen: Die erste Gemeinde hat viel davon, die zweite wenig. Das ist mit «nicht vergleichbar» jedoch – entgegen dem Wortsinn – nicht gemeint: Man will sagen, sie seien ungleich, nicht einmal ähnlich.

Ebenso geht der empörte Ausruf am Wortsinn vorbei: «Da hat einer Evelyne Binsack mit Muammar Ghadhafi verglichen!» Es hatte wohl jemand bemerkt, die Bergsteigerin wie der Diktator schliefen gelegentlich in (je) einem Zelt, und sie damit in Bezug auf dieses *tertium comparationis* nicht nur verglichen, sondern sogar gleichgesetzt. Das mag zwar geschmacklos sein, ist aber nicht unlogisch – man darf daraus bloss nicht schliessen, er habe die beiden ganz allgemein gleichsetzen wollen.

Allerdings steckt hinter solchen «unschuldigen», gleichsetzenden Vergleichen oft sehr wohl die Absicht, jemanden schlechtzumachen. «Er hat einen Schnauz wie Hitler» sagt man nicht als barbiererischer Kenner, sondern als barbarischer Rufmörder. Denn ein Schnauz macht zum Glück noch keinen Hitler, und es gibt genug andere, wirklich unschuldige Arten, einen Rotzfänger zu beschreiben.

zu Inhalt oder Themen

23: «Der Bund», 17. 9. 2010

Stehende Ovationen für neue Bundesrätinnen?

Über die kommenden Bundesratswahlen ist schon alles gesagt worden – nur diese eine Frage ist der Erörterung vielleicht noch entgangen: Werden die Gewählten stehende Ovationen bekommen? Und falls ja – ist dieser Ausdruck korrekt? Nein, rufen die Verfechter sprachlicher Korrektheit aus, denn es stünden ja nicht die Ovationen, sondern deren Spender. Und Spenderinnen, fügen die Verfechterinnen politischer Korrektheit an, aber man kann es mit beiderlei Korrektheit auch übertreiben. Die Sprache ist nicht immer geschlechtergerecht und auch nicht immer logisch.

Der Duden führt die «stehende Ovation» nicht auf, im Unterschied etwa zu stehenden Wendungen wie «stehendes Heer» (das zwar auch nicht immer steht, aber wenn, dann wenigstens selber). Wohl aber kennt er die «Standing Ovations», allein im Plural und mit der Erklärung, dies sei englischen Ursprungs und bedeute «Ovationen im Stehen». Der «begeisterte Beifall» (so die Erläuterung zu «Ovation») darf auf Denglisch offenbar nur in der Mehrzahl gespendet werden, obwohl er im Englischen vorzugsweise im Singular daherkommt.

«Ovation im Stehen» schreibt denn auch gerne, wer das Latein lieber direkt ins Deutsche importiert, aber den Vorwurf vermeiden will, «stehende Ovation» sei doch unsinnig. Auch das exzellente Digitale Wörterbuch der deutschen Sprache (dwds.de) lässt die Ovation nicht stehen – bis man die Option «Zeitungskorpora» anklickt und den Suchbegriff anpasst: Dann erschallt die «stehende Ovation» gleich reihenweise. Sogar in der «Zeit», der gemeinhin keine Schlampigkeit vorgeworfen wird.

Und was wäre denn an «stehenden Ovationen» so schlimm? Gerade weil völlig klar ist, dass die Ovation nicht auf eigenen Füssen steht, kann man sie im Sprachbild stehen lassen. Man darf sich bloss nicht darauf berufen, das englische Original sei genauso un-

logisch. Denn die genaueste Übersetzung von «standing ovation» wäre wohl «Steh-Ovation». «Standing» kann sowohl «stehend» als auch «das Stehen» bedeuten, und Zusammensetzungen kommen im Englischen ohne Bindestrich aus.

Aber selbst wenn am Original logisch nichts auszusetzen ist, darf die Übersetzung unlogisch sein – zum Beispiel, weil man «Steh-Ovation» unschön und «Ovation im Stehen» gestelzt findet. Nicht immer bietet sich ein so eleganter Ausweg an wie in einem Konzertbericht der «Zeit», wo das Publikum dem Pianisten Richter «stehend Ovationen» bot. Schreibt man von «stehenden Ovationen», so kann man sich auf mindestens eine Analogie berufen: Der «fliegende Wechsel» fliegt ja auch nicht selber, sondern er erfolgt im (bildlichen) Fliegen – und hat dabei den Segen des Dudens.

Ähnlich überkorrekt wie ein Verbot der «stehenden Ovation» wäre es, «Olympiade» als Synonym für «Olympische Spiele» zu ächten. Wohl bezeichnet das griechische Original die Vierjahresperiode von den einen Spielen bis zu den nächsten – aber in der Umgangssprache wurde es vielleicht schon damals «fälschlicherweise» für die Wettkämpfe verwendet. Heute heissen die nächsten Sommerspiele, getreu dem ursprünglichen Wortsinn, offiziell «Games of the XXX Olympiad». Die Spiele von London 2012 sind jene der 30. neuzeitlichen Olympiade. Und wenn es 2052 noch welche gibt, sind sie «of the XL Olympiad», aber hoffentlich nicht extragross. Die Olympiade wird ja auch dann nur vier Jahre zählen.

Schon im heutigen deutschen Sprachgebrauch bedeutet das Wort laut Duden nur selten den Zeitraum, normalerweise indessen die Spiele selber. Und den Sportlern – oder den neuen Bundesrätinnen – stehende Ovationen darzubringen, ist wenigstens nicht verboten.

zu Inhalt oder Themen

24: «Der Bund», 1. 10. 2010

Von Bandwürmern im Bündnerfleisch

«Ein höherer Zollschutz gegenüber dem geltenden in der Tarifnummer 1602.5099 müsste aus heutiger Sicht in einem Dekonsolidierungsverfahren im Rahmen der WTO aufgrund der Forderungen der Hauptlieferländer durch Zollsenkungen in anderen Tarifnummern und/oder durch ein grösseres Zollkontingent für Rind- und Kalbfleisch kompensiert werden.» Da kapituliert selbst ein Bundesrat: Kaum hatte Hans-Rudolf Merz diesen Satz vorgelesen, bekannte er, dass er das Vorgelesene «bisweilen einfach nicht verstanden habe». Es ging um Bündnerfleisch, und die bundesrätlichen Ausführungen dazu sind mittlerweile dank dem Internet-Kanal Youtube weltberühmt geworden.

Die Heiterkeit, die Merz übermannte und die er damit verbreitete, ist wohlverdient. Ausgelöst wurde sie durch ein würziges Prachtstück Amtsdeutsch (nachzulesen unter tiny.cc/merz). Dabei gibt sich die Bundesverwaltung in der Regel redlich Mühe, das Klischee der umständlichen Beamtensprache Lügen zu strafen. Die «Schreibweisungen» der Bundeskanzlei (tiny.cc/weisungen) verlangen, für die «Adressatinnen und Adressaten» solle «der Text so verständlich wie möglich sein». Zur Abfassung bundesrätlicher Botschaften gibt es einen besonderen Leitfaden (an gleicher Stelle aufgeführt). Er enthält Sprachtipps wie jenen, «Bandwurmsätze» und «Substantivketten» zu vermeiden.

Im vorliegenden Fall haben nun nicht nur die Importeure von Trockenfleisch die Zollregeln strapaziert – das Gleiche taten bei den Sprachregeln auch jene Beamten, die sich mit der Rosstäuscherei befassen mussten. Kein Wunder, denn der tiefere Tarif für Gewürzfleisch lädt nicht nur dazu ein, stärker zollgeschütztes Trockenfleisch mit einem abwaschbaren Gewürzmantel zu tarnen, sondern auch dazu, diesen Vorgang sprachlich nachzuahmen.

Die im Finanzdepartement verfasste Antwort auf eine parlamentarische Anfrage verstösst, besonders im zitierten Satz, krass gegen das Verständlichkeitsgebot, auch wenn man im Parlament besonders verständige Leute vermutet. Es ist nicht nur ein Bandwurmsatz, sondern der Wurm ist auch noch verschlungen. Wolf Schneider, Autor von Sprachbüchern und früherer Leiter der Hamburger Journalistenschule, hat dazu eine nützliche Regel aufgestellt, sinngemäss: Ein Unterbruch im Lesefluss darf höchstens sechs Wörter umfassen.

Zwischen «Zollschutz» und «müsste» stehen just sechs Wörter (und eine Zahl, das mag's leiden), aber dann dauert es geschlagene dreissig Wörter lang, bis wir erfahren, was denn geschehen müsste: «kompensiert werden». Und in diesen Wörtern sind mit Substantivketten ganze Nebensätze verpackt, die wir uns erst noch vorstellen müssen, statt dass sie sich zu erkennen gäben, indem sie mit Verben formuliert und mit Kommas abgetrennt wären. Zudem wird die Abkürzung WTO nicht erklärt, aber das Parlament kennt ja die Welthandelsorganisation (samt Dekonsolidierungsverfahren).

Wie hätte man die Verständlichkeit des Ganzen fördern können? Bandwürmer werden besser geniessbar, wenn man sie zerhackt, also mehrere Sätze daraus macht. Diese dürfen auch Nebensätze enthalten, aber bitte linear aufgebaut, nicht verschachtelt: Sie sollen den Hauptsatz nicht unterbrechen (oder höchstens mit sechs Wörtern). Beim zitierten Satz ginge beides recht einfach, und er würde nicht einmal länger, obwohl er zum besseren Verständnis nun eine Wiederholung enthält («der höhere Schutz»): *«Höherer Zollschutz, als er nach Tarifnummer 1602.5099 gilt, verlangt aus heutiger Sicht ein Dekonsolidierungsverfahren im Rahmen der WTO. Wegen Forderungen der Hauptlieferländer müsste dabei der höhere Schutz kompensiert werden, durch tiefere Zölle in anderen Tarifnummern und/oder ein grösseres Zollkontingent für Rind- und Kalbfleisch.»*

zu Inhalt oder Themen

25: «Der Bund», 15. 10. 2010

Falsche Freunde in der Personalindustrie

Der Standort Bern zeichne sich durch «seriöses Business» aus. So warb unlängst der regionale Wirtschaftsförderer. Sicher hat er recht – aber als Mekka unseriöser Geschäfte wird sich kaum eine Gegend anpreisen, jedenfalls nicht offen. Oder hat man je von Schweizer Banken dies gehört: «Herbei, ihr Hinterzieher!»? Bern indessen «steht für ethisches Wirtschaften und nicht für Gewinnmaximierung».

So weit, so gut. Nun steht der Wirtschaftsförderer aber vor der Herausforderung, mit der Maxime «seriöses Business» auch eine gehörige Menge an «serious business» zu generieren. Das tönt zwar fast gleich, ist aber etwas anderes – wie so oft, wenn ein englisches (oder sonst fremdsprachiges) Wort eine gleichlautende deutsche Entsprechung hat. Weichen die Bedeutungen voneinander ab, so redet man von falschen Freunden: Das Wort gibt sich vertraut, führt einen dadurch aber in die Irre.

Mit «serious business» ist nämlich nichts darüber gesagt, ob die gemeinten Geschäfte seriös oder anrüchig seien. Vielmehr bezieht sich jene Ernsthaftigkeit, um die es im Englischen geht, auf die Substanz: Das Business – wenn wir es auf Deutsch so nennen wollen – soll Gewicht haben und richtig Geld bringen. Da ist keine Liebhaberei gemeint und auch keine Eintagsfliege. Hingegen spielt es keine Rolle, in welcher Industrie es angesiedelt ist.

Industrie? Auch da lauert ein falscher Freund: Auf Deutsch ist eine Industrie immer «etwas mit Fabriken», oder in der Sprache der Ökonomen etwas aus dem sekundären Sektor, jenem der verarbeiteten Güter. Auf Englisch aber kann auch ein Ausschnitt aus dem primären oder dem tertiären Sektor eine «industry» sein, also aus der Urproduktion wie Landwirtschaft oder aus den Dienstleistungen wie Tourismus.

Im Deutschen – dazu gehören auch Fremdwörter – reden wir zunächst einmal von Branchen. Wird Landwirtschaft oder Tourismus als Industrie bezeichnet, so liegt entweder eine gedankenlose Übernahme aus dem Englischen vor oder aber eine bewusste Kritik daran, dass in diesen Branchen heute oft industriell gearbeitet wird. Also daran, dass mit Pflanzen, Tieren und Menschen so umgegangen wird wie mit Maschinen (oder vielleicht sogar weniger sorgfältig, weil der Verschleiss weniger schnell sichtbar wird).

Solchem Tun könnte es noch Vorschub leisten, wenn Personalcomputer und Personaltrainer so eingesetzt würden, wie es diese gelegentlich anzutreffenden «deutschen» Wörter vermuten lassen: Da würde Personal mit dem Computer optimiert und dann einem entsprechenden Trainer zugeführt. Dabei sind sowohl der «personal computer» als auch der «personal coach» gerade nicht zu industriellem Einsatz bestimmt, sondern zum persönlichen. Das Missverständnis funktioniert übrigens auch in umgekehrter Richtung: Als sich einst das Kind eines Personalchefs zum Austauschjahr in den USA anmeldete, befürchtete die Gastfamilie, da komme ein verwöhntes Leckermaul, sei doch der Papa «personal chef», also Leibkoch.

Zum Glück aber arbeitete der Vater nicht in der «gourmet industry». Auch wenn er in der «legal industry» tätig wäre, könnte das falsch verstanden werden. Nämlich als Beteuerung, er betreibe nicht etwa irgendein illegales (oder gar unseriöses) Geschäft. Das soll ja in der gemeinten Branche, nämlich der Juristerei, durchaus vorkommen. Ist in einem Bericht aus Amerika etwa zu lesen, gegen eine Schweizer Bank sei ein «legales Verfahren» eingeleitet worden, so ist es rechtlich, gesetzlich, gerichtlich. Ob diese Behelligung legal ist oder aber rechtsmissbräuchlich, müsste im Verlauf des Verfahrens zutage treten.

zu Inhalt oder Themen

26: «Der Bund», 29. 10. 2010

Ehret das Hochdeutsch – als Ammensprache!

Peter von Matt hat einen Nerv getroffen. Einige Reaktionen – nicht im «Bund», aber im Newsnetz – sind «ungehobelt, bäurisch und stillos» ausgefallen: Mit just dieser Verunglimpfung habe der Professor in seinem Artikel vom 19. 10. (andere Fassung, dort ab S. 21) das Schweizerdeutsche angegriffen. Zwar stimmt das Zitat, aber es bezog sich nicht auf die Mundart selber, sondern auf die Unsitte, «mit Deutschen und Österreichern sofort und ausschliesslich im Dialekt zu sprechen».

Davon könnten in der Tat nicht nur deutschsprachige Ausländer ein garstig Liedchen singen, sondern auch fremdsprachige. Und, vom Schweizer Standpunkt aus schlimmer noch, auch Eidgenossen romanischer Zunge machen dieselbe Erfahrung; so der Genfer Nationalrat Antonio Hodgers. Er hat seinen Wohnsitz für ein Jahr nach Bern verlegt, um sprachlich einzutauchen. Doch sein mühsam in der Schule gelerntes Hochdeutsch nützt ihm in der Bundesstadt herzlich wenig.

Er schlägt nun vor, im höheren Bildungswesen und in der breiteren politischen Öffentlichkeit Hochdeutsch als Norm zu setzen. Die Dialekte indessen «sollen als regionale Sprachen sowie als Träger der regionalen Identität und Kultur anerkannt werden» (Parlamentsprotokoll). Wie jetzt von Matt wurde auch Hodgers von manchen so krass missverstanden, als geschähe es mit Absicht: Die einen warfen dem Nationalrat vor, er wolle Schweizerdeutsch in der Öffentlichkeit verbieten; die andern aber, er wolle die Mundart zur regionalen Nationalsprache erheben.

Besonders heftig angegriffen wurde von Matt, der selber wacker ausgeteilt hatte, für seine Feststellung, es habe sich «der Wahn ausgebreitet, der Schweizer Dialekt sei die Muttersprache der Schweizer und das Hochdeutsche die erste Fremdsprache». Im Verlauf des Artikels sprach er dann nur noch vom «Wahn, der Dialekt sei die einzige und eigentliche Muttersprache», und er

bezeichnete als Muttersprache «Deutsch in zwei Gestalten: Dialekt und Hochdeutsch». Für den schriftlichen Ausdruck ist das so gut wie unbestritten, aber dass sich viele Deutschschweizer mit dem gesprochenen Hochdeutsch schwertun, kommt nicht nur vom Mangel an Ausbildung oder gutem Willen.

Der Schnabel ist uns tatsächlich schweizerdeutsch gewachsen; der Dialekt ist, marketingdeutsch gesagt, unser Alleinstellungsmerkmal, wenn auch nicht verkaufsfördernd. Hochdeutsch ist, und sei es von früher Jugend an, eine anders erlernte Sprache – jene des grösseren Kulturraums, dem die Deutschschweiz angehört. Damit ist nicht gesagt, auf Schweizerdeutsch gebe es keine Kulturleistungen – aber auch diese nähren sich aus dem intensiven Kontakt mit dem Hochdeutschen. Die deutsche Sprache ist – auch für jene, die keine Hochschule besuchen – eine Alma mater, eine Nährmutter. Sie ist also wenn nicht Mutter-, so zumindest Ammensprache.

Nicht nur mit Österreichern und Deutschen verbindet uns Hochdeutsch (oder was sie dafür halten); es verbindet uns ebenfalls mit all jenen, die sich die Mühe nehmen, Deutsch als Fremdsprache zu lernen. Es ist schlicht eine Notwendigkeit des Anstands, mit ihnen Hochdeutsch zu reden, wenn sie Schweizerdeutsch nicht verstehen.

Von Deutschsprachigen allerdings, die in der Deutschschweiz heimisch werden wollen, darf man verlangen, dass sie den Dialekt verstehen lernen. Meist möchten sie das selber, bitten gar darum, «Schwyzerdütsch» mit ihnen zu reden, auch wenn sie bei ihrer Hochsprache bleiben. Diese Bitte sollten wir erfüllen, auch wenn es uns in einem solchen Gespräch womöglich leichter fiele, unsere Hochsprache zu benützen.

zu Inhalt oder Themen

27: «Der Bund», 12. 11. 2010

Shprekken See Doitsh?

Lang ist's her, aber die Begebenheit hat sich wirklich zugetragen: Da fiel zwei aufgeweckten Mädchen, kaum hatten sie lesen gelernt, ein Lehrbuch der englischen Sprache in die Hände. Sie schlugen das erste Kapitel auf: Aussprache. Flugs lernten sie alles, was dort stand, griffen dann zum Deutsch-Lesebuch und lasen einander die Geschichten auf «Englisch» vor. Bereits freuten sie sich, wie leicht das Sprachenlernen ging, aber dann nahm sie doch wunder, was denn im Englisch-Lehrbuch weiter hinten überhaupt noch nötig war. Und schon folgte die grosse Enttäuschung: Diese Engländer hatten ja lauter eigene Wörter, die man auch noch lernen musste.

Heute hätten es die beiden Kinder leichter: Die deutsche Sprache hat sich nicht nur durch viele englische – und einigermassen englisch ausgesprochene – Wörter angereichert, neuerdings werden auch Wörter englisch ausgesprochen, die gar nicht aus dem Englischen kommen, jedenfalls nicht ursprünglich. Am bekanntesten ist der Hurrikan, in der Karibik-Sprache Taino ein Sturm, möglicherweise auch ein damit verbundener Gott. Das Wort gelangte übers Spanische nach Europa. Bei uns wurde nicht nur die Schreibweise eingedeutscht, sondern auch die Aussprache.

Aber wie ein Sturm breitete sich in den letzten Jahren der «Harriggen» aus; am Deutschschweizer Radio sogar von oben verordnet, gegen den Protest sprachbewusster Mikrofonstimmen. Inzwischen hat der Duden diese englische Aussprache als Variante übernommen – nicht aber das im Englischen ebenfalls vorkommende «Harriggein» mit berndeutsch gesprochener Endung, denn dann müsste man wohl im geschriebenen Deutsch das Schluss-e vom Englischen übernehmen. Hurrikane lautet vorläufig noch der Plural; bereits aber weist uns der Duden an, in der Mehrzahl von Hurrikans zu reden (und zu schreiben?), wenn wir

es mit englischer Aussprache tun. Konsequenterweise müsste er auch das k wegblasen, um dem englischen c Platz zu machen.

Ein Hurrikan kommt selten allein. So war am gleichen Radio von einer Bestie namens Tierex zu hören, mit kleiner Kunstpause nach dem ie. Sollte damit die Anspielung auf Rex deutlicher werden, den König der Tiere? Gemeint war aber nicht der Löwe, sondern T. Rex, der Saurierkönig in «Jurassic Park». Die Kunstpause war der Abkürzung von Tyrannosaurus geschuldet, die englische Aussprache vielleicht dem Film. Der Rex aber blieb deutsch-lateinisch, er wurde nicht zum «Wrex».

Was nicht ist, kann noch werden, und dann Gnade dem Darmbakterium und Forscher-Haustier E. coli. «Ih-koulei» tönt doch ekelhaft, und wie die ausgeschriebene Escherichia auf Englisch klänge, wollen wir uns gar nicht ausmalen. Auch nach den Sternen greifen wir lieber griechisch-lateinisch und machen aus A. Centauri keinen «Älfa Ssentohrei». Und wir halten uns an das, was uns ein Lehrer (aus der Generation der beiden Mädchen) einprägte: I a Qualität sei nicht Eins a, sondern prima.

Eine letzte Geschichte noch, ebenfalls lange her, und etwas weniger gut verbürgt: Da erhielt ein Gemeindeschreiber im Bündnerland von der Polizei im fernen Zürich die Anfrage, ob etwa der in seinem Dorf gemeldete Caviezel Alois identisch sein könnte mit dem ebendortigen Cahenzli Alfons. Der gute Schreiber war nicht ganz sicher, wie das Fremdwort zu verstehen sei, und so antwortete er vorsichtig: «Wir wissen es von keinem genau, aber zuzutrauen wäre es beiden.» Mit dem Deutschen und dem Englischen verhält es sich nachgerade ebenso.

zu Inhalt oder Themen

28: «Der Bund», 26. 11. 2010

Von einem, der auszog, Rotwelsch zu lernen

Statt frei draussen *herumzutippeln*, sitzt er im *Knast* («jidd. knass = Strafe»), denn er ist *verschüttgegangen*, und das Beste, was er dort tun kann, ist *pausen*. Kommt einem da «pfuse» in den Sinn, dann ist man mit Schweizerdeutsch gar nicht schlecht bedient, um die Wiener Ganovensprache zu verstehen: «Tippeln» ist auch dort gewöhnliches Gehen, und dass Verschüttgehen hier Verhaftung bedeutet, ahnt man. Eine unterhaltsame und erhellende Einführung in «Rotwelsch, die alte Sprache der Gauner, Dirnen und Vagabunden» bietet Roland Girtler in einem soeben neu aufgelegten Buch.* Schon früher hat er verschiedene «Randkulturen» in Einzelstudien erforscht und dann in einem Buch mit dem Untertitel «Theorie der Unanständigkeit» zusammengefasst.

Die gelegentliche Nähe zum Schweizerdeutschen ist dem österreichischen Autor verborgen geblieben, aber er ist auch nicht Sprachwissenschafter, sondern Soziologe – nicht einer, der mit Fragebogen und Erbsenzählen arbeitet, sondern einer, der in die Kulturen, die er erforscht, eintaucht und sie lieb gewinnt. «Eroepisches Gespräch» nennt er seine Methode, wenn auch nicht von Eros abgeleitet, sondern von *eromai* (griech. ich befrage). Sonst aber hält er nichts vom Soziologenjargon, den er mit Seitenhieben eindeckt: Dieser sprachlichen Randgruppe gilt seine Liebe nicht. Wohl aber jenen, die aus Sicht der etablierten Gesellschaft «unanständig» leben, jedenfalls unangepasst, und die sich auch selber absetzten, so durch gegenseitige Überlebenshilfe, das Ehrgefühl der Gruppe und eben die eigenen Sprachgebräuche.

Was unter dem Begriff «Rotwelsch» zusammengefasst wird, ist eine Vielfalt von Abwandlungen der deutschen Sprache, mit abweichenden Wortbedeutungen und vielen Anreicherungen, vor allem aus dem (ebenfalls auf Deutsch beruhenden) Jiddischen samt dessen Anleihen beim Hebräischen, dann auch aus Sprachen der «Zigeuner» (die Girtler nicht weiter differenziert), aus

Nachbarsprachen und aus dem Lateinischen. Latein und mittelhochdeutsche Findlinge (als mögliche Spur zum Schweizerdeutschen) verweisen auf die alte Tradition des Vagabunden- und Gaunerlebens, das sich auf mittelalterlichen Strassen und Märkten abspielte, im Kontakt mit fahrenden Scholaren und jüdischen Händlern. «Rotwelsch» ist als Begriff erstmals 1250 belegt; ob es von der Farbe, der Rotte oder gar dem Rotz kommt, ist unsicher.

Für diese «Geheimsprache» und die Lebensweise ihrer Benützer interessierten sich die Behörden, etwa in einem «Baseler Rathsmandat» von 1450, aber auch Humanisten wie Ulrich von Hutten (dass ihn Girtler «von Nutten» nennt, ist ein passender Lapsus, da auch die Dirnensprache ins Rotwelsche gehört) oder im 19. Jahrhundert Romantiker wie Hoffmann von Fallersleben. Von «reinem» Rotwelsch konnte wohl nie die Rede sein; heute geht es eher noch um Spurensuche; auch Girtlers grundlegende Studien sind schon einige Jahrzehnte alt. Etliche rotwelsche Ausdrücke sind in die Alltagssprache gelangt – bei jiddisch-hebräischen wie *Beiz* (Haus), *Kies* (für Geld) oder *Ganove* (Dieb) ist unklar, ob auf direktem Weg oder eben vagabundierend. Der Rechtschreibe-Duden weist ein einziges Wort als rotwelsch aus: «jenisch». Laut Girtler leiten die Fahrenden ihre Selbstbezeichnung aus dem «Zigeunerischen» ab, wo *dsian* klug bedeute. Die Sprache der Jenischen gehört ebenfalls ins Rotwelsch-Universum.

15 weitere Wörter ordnet der Duden der «Gaunersprache» zu. Im Duden-Universalwörterbuch zählte 2003 eine Seminararbeit über Rotwelsch (Ruhr-Universität Bochum) 77 Wörter, deren Ursprung gaunersprachlich sei. Dazu gehören *Kohldampf* (aus zwei Roma-Wörtern für Hunger), *Pustekuchen* (eine Verballhornung für «wenig schlau» aus dem Hebräischen) und *Riecher*, wie man ihn auch für sprachliche Zusammenhänge haben muss, wenn man sich einer Sprachgruppe nähern will.

* *Roland Girtler: Rotwelsch. Die alte Sprache der Gauner, Dirnen und Vagabunden. Böhlau, Wien, 2., erw. Aufl. 2010.*

zu Inhalt oder Themen

29: «Der Bund», 10. 12. 2010

Gefälschte Statistiken, die keine sind

«Ich traue nur der Statistik, die ich selbst gefälscht habe.» Dass dieser Satz Winston Churchill zugeschrieben wird, ist wahrscheinlich ein Resultat deutscher Kriegspropaganda, wie ein verdienstvoller Aufsatz in den Monatsheften des Statistischen Landesamts Baden-Württemberg belegt (tiny.cc/Churchill).

Vielfach dokumentiert ist nur das Misstrauen des britischen Kriegspremiers gegenüber deutschen Erfolgsstatistiken, und es war wahrscheinlich besser gerechtfertigt als jenes in umgekehrter Richtung. Statistiker hören das angebliche Zitat natürlich äusserst ungern, dabei ficht es ihr Werk eigentlich kaum an: Wenn gefälscht wird, besorgen das in der Regel andere. Oft braucht es auch gar keine Fälschung der Zahlen, damit diese falsch wahrgenommen werden: Es reicht, dass sie unsorgfältig, tendenziös oder missverständlich präsentiert werden. Bei der sprachlichen Umsetzung mathematischer Befunde geht manches daneben – ob mit oder ohne Absicht, kann hier dahingestellt bleiben.

Vielleicht am weitesten verbreitet ist die Fehlleistung, etwas als Statistik zu präsentieren, das gar keine ist, sondern das Resultat einer Umfrage. Vor gut zwei Jahren konnten sich Schweizer (beiderlei Geschlechts) in die Brust werfen, weil ihnen eine Nationalfonds-Studie vermeintlich attestierte, in Europa die drittbesten Fremdsprachenkenntnisse zu haben, hinter Niederländern und Luxemburgern. Die Autoren der Studie hatten zwar vermerkt, dass es sich um eine Befragung über Sprachkenntnisse handelte, nicht etwa um einen Pisa-Test für Erwachsene oder sonst eine Ermittlung der tatsächlichen Vielsprachigkeit.

Doch in den Pressemeldungen ging dieser feine Unterschied entweder von Anfang an vergessen, oder mit der Zeit immer mehr. Und so haben wir es nun «wissenschaftlich», dass Deutschschweizer und Tessiner «durchschnittlich 2,2 Fremdsprachen» sprechen, Welsche aber nur 1,7. Oder sind die Romands einfach

selbstkritischer? Immerhin wollen wir doch glauben, dass Schweizer verglichen mit anderen Europäern nicht zur Übertreibung neigen, dass also schon etwas dran ist an unseren Sprachkünsten.

Besonders verführerisch ist bei Umfrageresultaten, dass sie als repräsentativ bezeichnet werden und oft mit mindestens einer Stelle hinter dem Komma daherkommen. Die Repräsentativität kommt daher, dass ein soziologischer Querschnitt der Bevölkerung befragt wird, aber die Präzision wird im Kleingedruckten relativiert: Je nach Anzahl der Befragten ist ein «Vertrauensintervall» angegeben, eigentlich ein Mass des gebotenen Misstrauens: Um so viel, nämlich meist mehr als einen Prozentpunkt, kann das Resultat von jenem abweichen, das sich bei Befragung aller ergäbe.

Kombiniert man nun die Verwechslung von Umfrage und Statistik mit der übertriebenen Präzision, so ist man bei Feststellungen wie: «20,7 Prozent der Frauen erfahren in ihrem Leben physische, 40,3 Prozent psychische Gewalt.» Diese erschreckende Angabe geht auf eine Nationalfonds-Studie von 1997 zurück, ebenfalls eine Befragung. Deren Befund ist eigentlich noch schlimmer, denn die Antworten konnten ja nur bereits erlittene Gewalt betreffen und im Rest ihres Lebens mussten auch die bisher Verschonten einen Angriff befürchten. Zudem wurde allein nach Gewalt innerhalb einer Partnerschaft gefragt.

Einige Jahre später ergab eine Studie an der Universität Lausanne nur etwa halb so hohe Zahlen – immer noch schlimm genug, und vermutlich kein Anzeichen von Besserung: Wahrscheinlich lag der Befragung eine engere Definition von Gewalt zugrunde. Also auch hier eine Frage des Kleingedruckten. Das kann man zwar nicht jedes Mal mitliefern, wenn man über eine Umfrage berichtet, aber es wäre schon viel an Glaubwürdigkeit gewonnen, wenn man nicht den Eindruck erweckte, hier liege eine Statistik vor.

zu Inhalt oder Themen

30: «Der Bund», 24. 12. 2010

Xmas steht für Cash, nicht für Christus

Wir haben uns allmählich daran gewöhnt, dass Santa Claus noch lange mit seinem Rentierschlitten herumkurvt und Weihnachtsgeschenke verheisst, nachdem der Samichlaus an seinem 6. Dezember mit Schmutzli und Eseli seines Amtes gewaltet und dann den Heimweg angetreten hat, wie es sich gehört. Aber dass das Fest, für das Santa die Werbeglöcklein klingeln lässt, nun auch hierzulande Xmas heisst, kommt mir eher neu vor. Manchmal gibt sich die Abkürzung noch als englisch zu erkennen, wenn etwa ein Gratisblatt teure Weihnachtsgrüsse fürs urdeutsche Handy als «Merry mobile Xmas» verkauft. Oder ein Einkaufszentrum mit *Center* im Namen für «X-mas-Shopping» wirbt.

Aber es geht auch quasi auf Deutsch: «Xmas-Geschenke» prangen in einem Titel besagten Blatts, und «X-mas Ausverkauf» bietet ein Schuhgeschäft an (da ist übrigens der Bindestrich ins englische Wort gerutscht, statt vor dem deutschen zu stehen). Englisch gilt eben als zeitgemäss, cool und verkaufsfördernd. Sehr oft, wenn englische Wörter für etwas verwendet werden, das auch eine angestammte deutsche Bezeichnung kennt, geht es um den kommerziellen Aspekt, und genau deswegen werden solche Wörter gepusht (der Duden lässt auch schon «gepuscht» gelten, aber weniger gern).

News sind also Nachrichten, mit deren Verbreitung besonders gut Geld verdient werden kann. Neuerdings heisst es Coffeetainment, wenn die Kaffeemaschine nicht nur mit Kaffee, sondern auch farbenfroh Freude macht. Kids sind Kinder, bei denen Werbebotschaften gut ankommen. Und wenn sie gamen wollen, brauchen sie elektronische Spiele, die eigentlich etwas kosten – nur ist’s oft ein Kinderspiel, sie gratis zu beschaffen.

Es hat durchaus seine guten Seiten, wenn die Werber mit ihrem Englisch zu erkennen geben, dass sie uns etwas andrehen wollen. Wer «Xmas» sieht, weiss gleich, woran er ist: Hier geht’s um

Cash, nicht um Christus – obwohl das X als griechisches Ch ja just für den Gesalbten steht und «mas» für Messe. Für die kirchliche, nicht für die Kirchweih oder sonst eine Handelsmesse. «XXXmas» in einer hiesigen Reklame bedeutet wohl nicht Dreifaltigkeit, sondern den ebenfalls aus dem Kommerzenglisch stammenden Superlativ von extra. Und die X-men sind nicht Christenmenschen, sondern Superhelden, die aus Comics und Filmen Kassenschlager machen können (Steigerungsform: Blockbuster).

Wie gemütlich klingt's dagegen, wenn ein Buchverlag für «Mord und Totschlag unterm Weihnachtsbaum» Reklame macht. Oder wenn man sich unter der Verheissung «Weihnachten und nicht pleite» mit Unterhaltungselektronik eindecken kann. Verkaufsfördernd ist Weihnachten auch dann, wenn es nicht Xmas heisst, und es lässt sich sogar zum «Hardcore-Weihnachtserlebnis» steigern, wie der «Bund» über den Besuch in einem Outlet-Center schrieb. Vielleicht ist es auch kein Zufall, dass just dieser Tage eine Firma Spezialisten für «Kunden-Output» suchte – Rausschmeisser waren wohl nicht gemeint.

Doch ab heute Abend Ladenschluss ist es vorbei mit dem Weihnachtsgeschäft, ob als «Xmas» angekurbelt oder nicht. Christen können ihre Aufmerksamkeit demjenigen zuwenden, für den das X steht; sie und andere mögen sich in der «geweihten Nacht» auf jene Werte besinnen, die nicht in Geld auszudrücken sind. Die finanziellen Valoren werden schnell genug zurückkommen, ab Montag mit Geschenkumtausch und XXX-Ausverkäufen, und in Bern schon am Sonntag mit dem «Boxing Day», dessen Name im britischen Ursprungsland mit Sammelbüchsen und Spendenpaketen erklärt wird, hier aber ein Faustkampf-Spektakel bedeutet.

zu Inhalt oder Themen

31: «Der Bund», 7. 1. 2011

Die Nazikeule macht schmutzige Hände

Sie trägt zwar einen unschönen Namen, ist aber ungemein praktisch: Wer die Nazikeule schwingt, trifft seinen Gegner auch, wenn er ihn verfehlt. Das geht so: Man braucht bloss die Behauptung in die Welt zu setzen, der andere habe wie ein Nazi geredet oder auch nur diesen Eindruck gemacht, und schon bleibt etwas von Hitlers Ruch an ihm haften – egal, ob der Vorwurf gerechtfertigt ist oder nicht. Jedenfalls kann man darauf spekulieren, es bleibe etwas haften; allerdings besteht auch die grosse Gefahr, dass man sich mit dieser Keule selber die Hände schmutzig macht. Gleich zwei prominente Politiker haben zum Jahreswechsel die Nazikeule geschwungen, einmal von der Schweiz aus, einmal in Richtung der Schweiz.

Kosovos Ministerpräsident Hashim Thaci warf dem Tessiner Freisinnigen und Europarats-Berichterstatter Dick Marty «böswillige Ansichten» und einen «rassistischen Unterton» vor:«Die Art und Weise, wie Marty seinen Bericht geschrieben hat, erinnert mich an die Propaganda von Joseph Goebbels», dem Propagandaminister Hitlers. Und Christoph Blocher ging gegenüber dem luxemburgischen Premierminister noch einen Schritt weiter: «So hat Hitler geredet», sagte er nach Jean-Claude Junckers Äusserungen über das Schweizer Abseitsstehen von der EU.

Der einfachere Fall zuerst: In Martys Bericht über angebliche Verwicklungen Thacis und seiner Mitstreiter in Organhandel, Drogengeschäfte und andere Verbrechen fehlen zwar tatsächlich die handfesten Beweise, wie der Autor selber einräumt, aber Aussagen sowie Indizien wiegen schwer – und sie müssten entkräftet werden, nicht der Verfasser verunglimpft, wenn sich Thaci nichts vorzuwerfen hat. Von den Hetztiraden eines Goebbels ist der vorsichtige Ton des parlamentarischen Berichts meilenweit entfernt. Und von antialbanischem Rassismus ist darin schon gar nichts zu finden.

Etwas komplexer ist die Sache mit Juncker und Blocher. Der Luxemburger hatte zwar nicht gerade, wie ihm der SVP-Kämpe ankreidete, die Schweiz als Unding bezeichnet, aber im Interview mit der «Zeit» immerhin gesagt, mit ihrem Beitritt würde die EU «kompletter werden. Es bleibt nämlich ein geostrategisches Unding, dass wir diesen weissen Fleck auf der europäischen Landkarte haben.» Dieser Anspruch auf geostrategische Flächendeckung wiegt noch schwerer, wenn man Juncker über sein Luxemburg sagen hört: «Wir sind eine Supermacht, wenn es um die Formulierung europäischer Anliegen geht.»

Da kann man sich schon, wie Blocher, an «die Schweiz, das kleine Stachelschwein» erinnert fühlen, von dem in den Kriegsjahren zwar kaum Hitler selber redete, Goebbels aber durch sein Radio ein Lied singen liess: «… das hol'n wir auf dem Rückweg heim». Und nicht «beim Rückzug», wie SF.tv verbreitete: So ein Wort hätten die Nazis nicht einmal singend in den Mund genommen. Als ihre Soldaten dann den Rückzug dennoch angetreten hatten, dürfte ihnen das Singen vergangen sein.

Und so kam es, dass das «neue Europa» nicht jenes wurde, das die Nazi-Propaganda verkündet hatte, sondern ein wirklich neues, das nicht auf kriegerischer Eroberung, sondern auf freiwilligem Zusammenschluss beruhte. Umso schockierender ist es, wenn ein «guter Europäer», als der Juncker zweifellos gelten darf, zu Worten wie «geostrategisches Unding» oder auch nur «weisser Fleck» greift, weil ein europäisches Land bisher freiwillig darauf verzichtet hat, EU-Mitglied zu werden. Da müsste er doch die Schweiz als lebenden Beweis für die Freiwilligkeit des Beitritts schätzen. Und dennoch: Juncker ist mit seiner peinlichen Wortwahl weit vom «Heimholen des Stachelschweins» weg, und wer gegen ihn die Nazikeule schwingt, scheint um bessere Argumente verlegen zu sein.

zu Inhalt oder Themen

32: «Der Bund», 21. 1. 2011

Wo die «Webseite» verboten ist

«Der willkürliche Gebrauch englischer Wörter, Abkürzungen und unverständlicher Mischwörter – halb englisch, halb deutsch – ist jetzt verboten, gemäss einer von der Hauptverwaltung für Presse und Publikationen erlassenen Weisung. Der Missbrauch von Fremdsprachen hat die Reinheit der deutschen Sprache ernstlich beschädigt und die harmonische und gesunde kulturelle Umgebung in sozial ungünstiger Weise beeinträchtigt. Bei der täglichen Zensur und der jährlichen Überprüfung muss auch der Gebrauch von Fremdsprachen kontrolliert werden. Normverletzungen sind zu korrigieren und ziehen die gesetzlich festgelegte Strafe nach sich.»

So eine Hauptverwaltung gibt's im deutschen Sprachraum zum Glück nicht und auch die amtliche «Volkszeitung» nicht, die diesen Ukas verbreitet hat. Beides aber waltet in China, und wenn man im Text oben «deutsch» durch «chinesisch» ersetzt, so hat man die gekürzte Übersetzung einer Meldung vor sich, die unlängst auf «en.people.cn» in ganz passablem Englisch zu lesen war. Wie schlimm es mit Anglizismen in China steht, entzieht sich meiner Kenntnis, aber das Wörtchen «willkürlich» lässt tief blicken: Welcher Englischgebrauch als willkürlich gilt, wird wohl von der Hauptverwaltung entschieden. Willkürlich, vermute ich mal.

Es liegt mir fern, für die deutsche Sprache nach solchen Verwaltungen und Verboten zu rufen. Es ist auch nicht so, dass ich Lehn- und Fremdwörter als Angriff auf eine – dubiose – «Reinheit» des Deutschen empfinde: Viele sind eine Bereicherung, und gänzlich ohne sie wäre jede Sprache arm dran. Aber sich etwas zu überlegen, bevor man englische Wörter verwendet, ist auch nicht verboten. Das ist ein weites Feld, und es wird in Kolumnen, Fachzeitschriften und ganzen Büchern unablässig und ausgiebig beackert. Hier nur einige von der chinesischen Gardinenpredigt inspirierte Überlegungen.

Den speziellen Zorn der Zensoren haben Mischwörter erweckt, gleichsam als würde hier linguistische Rassenschande begangen. Im Chinesischen mag es besonders hässlich klingen, wenn Englisch bis ins Innere von Wortbildungen vordringt. Aber dafür haben die Chinesen ein Problem nicht, das sich bei uns stellt: die Verwandtschaft der eigenen und der einfliessenden Sprache; Wörter, die ähnlich tönen, aber nicht unbedingt das Gleiche bedeuten. Manchmal wissen wir gar nicht recht, ob ein Wort(teil) jetzt deutsch oder englisch gemeint und auszusprechen ist.

Ein schönes Beispiel ist die Website, also die Gesamtheit der Bildschirmseiten, die unter einer bestimmten Hauptadresse im Internet stehen. «Web» kann ein Gewebe oder ein Spinnennetz sein; es steht hier fast gleichbedeutend mit Internet, genau genommen für dessen Hauptanwendung. «Site» hat nichts mit Seite zu tun, sondern kommt vom lateinischen *situs*: Ort, an dem sich etwas Bestimmtes befindet. Wer des Englischen einigermassen kundig ist und «Website» liest, denkt es englisch ausgesprochen: «ouebb-ssait». Was aber, wenn die falsche Eindeutschung «Webseite» dasteht: Liest man es deutsch oder etwa gemischt, «ouebb-Seite»? Und versteht man darunter eine Seite, die selber dem Weben dient oder daraus hervorgegangen ist? Chinas Machthaber haben es leicht: Für sie ist eine Website einfach etwas Gefährliches.

Wörter, deren englische Aussprache von Deutschsprachigen Mundverrenkungen erfordert, sollten zurückhaltend verwendet werden. Daher schlage ich für Website «Netzplatz» vor; hingegen verspüre ich kein Bedürfnis, aus dem Internet ein «Internetz» zu machen. Auch weitere Begriffe aus der Netzwelt sind mit dem hochdeutschen Klangvorrat schlecht zu bewältigen, Mail und Chat etwa; die meisten Schweizer Dialekte halten da passende Laute bereit. Ersatzvorschläge können Sie mir per Strompost schicken. (Antworten siehe folgende «Sprachlupe».)

zu Inhalt oder Themen

33: «Der Bund», 4. 2. 2011

Fünf Strombriefe in Sachen Netzplatz

«Bitte nicht ‹Netzplatz›! Denn wenn einer ‹website› oder ‹Webseite› sagt oder schreibt, dann weiss ich eigentlich immer sofort, aha, was er oder sie für ein Verständnis vom Internet hat. Und ist es so schlimm, wenn er oder sie wenig bis nichts davon versteht? Hauptsache, sie arbeiten gut damit. Denn wenn jetzt einer von seinem Netzplatz spricht (was es ja auch nicht ist, die *website*), dann übersetzt er möglicherweise auch gleich zurück in *netplace*. Und dann haben wir erst recht die Verwirrung. Nein, man muss sich halt dran gewöhnen: alles was aus dem Internet kommt, oder fast alles, ist eben vom Wort oder Begriff her amerikanisch. Und das sollte man jetzt nicht immer gleich übersetzen wollen, sondern einfach sich einverleiben.» (H. B.)

«Deinem Vorschlag, die *website* ‹Netzplatz› zu nennen, schliesse ich mich gerne an, das gefällt. Eine Riesenfreude hatte ich schon an der ‹Strompost› für *e-mail*, ich habe den Ausdruck von Dir gelernt und verwende ihn seither oft – mit überaus positiven Rückmeldungen übrigens. Und schliesslich, ich räume es hier ehrlich ein, gefällt mir auch eine Eindeutschung, die in der deutschen rechtsradikalen Szene ihren Ursprung hat, was ja aber nicht automatisch bedeuten muss, dass man sie deshalb gleich mit einem Tabu belegen müsste. Daselbst wird nämlich das *world wide web* übersetzt mit ‹Weltnetz› ». (R. G.)

In diesen beiden Reaktionen persönlicher Bekannter erschöpft sich schon beinahe das Echo auf die letzte «Sprachlupe». Erbeten waren Ersatzvorschläge für Internet-Begriffe, die im deutschen Sprachfluss quer liegen, wie Mail oder Chat. Zwei weitere Briefschreiber spendeten allgemeines Lob ohne eigene Vorschläge, R. S. als fünfter und letzter spendierte – mit Schmunzelzeichen ;-) – «Laatschi-Quaatschi» für «walkie-talkie». Ferner kritisierte er das «Internetz», für das ich mich auch nicht erwärmen konnte, als «halbe Verdeutschung», denn es käme doch «etwas eher

Merkwürdiges» heraus, verstünde man «Interlaken» auf die gleiche Weise.

Auch das «Weltnetz», egal welchen Ursprungs, brauche ich nicht. Gut auszusprechen, kommt «Internet» auch deshalb ohne Übersetzung aus, weil es sich um einen Eigennamen handelt. Dagegen sind die Orte, die man dort besuchen kann, und die Mitteilungen, die es transportiert, alltägliche Dinge geworden, für die deutsche Wörter willkommen wären, jedenfalls wenn sie weniger sperrig klängen als die englischen. Als ich bei der allerersten «Sprachlupe» meinen «Netzplatz» so nannte, gab's eine einzige Reaktion, und die war kritisch – das sei doch eine blosse Übersetzung statt etwas Neues. Zugegeben, lieber H. B.: Will ich auf Anhieb verstanden werden, sage und schreibe ich «Website».

«Strompost» verwende ich privat oft, selten einmal nimmt jemand das Wort auf, und R.G. beneide ich um die «überaus positiven Rückmeldungen». Die überaus spärlichen Rückmeldungen auf meinen Aufruf zeigen, dass es hierzulande kaum ein überwältigendes Bedürfnis nach deutschem Ersatz für geläufig gewordenes Internet-Englisch gibt. Lebhafter ist die Debatte in der Zeitschrift «Deutsche Sprachwelt», seit dort jemand «E-Post» vorgeschlagen hat. Ein anderer Leser findet, das sei eine «sklavische Lehnübersetzung» und obendrein «im Deutschen recht sprachwidrig». Zudem müsse man zwischen «Einrichtung und Einzelgegenstand» unterscheiden – der Leser plädiert daher nach skandinavischem Vorbild für «Netzpost» und «Netzbrief».

Damit könnte ich mich gut anfreunden; weit weniger aber mit dem Argument, man könne dann «das Wortfeld oder die Wortsippe gut ausbauen». Statt zu «mailen», solle man nämlich künftig «jemandem etwas netzen». Dieses Wort ist indessen schon besetzt; «briefen» (sprich: brieffen) leider ebenfalls, wenn auch bloss neudeutsch. So wird's dabei bleiben müssen, dass man mir Briefe schickt, egal ob per Strom-, Netz- oder «Die Post».

zu Inhalt oder Themen

34: «Der Bund», 18. 2. 2011

Mit den SBB nach Freiburg fahren

Ab Mitte März, so haben die SBB angekündigt, wird in den Zügen nach Freiburg und Murten der Ortsname wieder so in deutsche und französische Ansagen eingefügt, wie er in der jeweiligen Sprache lautet. Das war auch schon früher der Fall, aber im letzten Dezember führte die Bahn das Prinzip ein, bei Durchsagen in verschiedenen Sprachen den Ort immer so zu nennen, wie er am Bahnhof angeschrieben ist. Das bedeutet nun bei der Ankunft in Freiburg, dass auch auf deutsch «Fribourg» gesagt wird, und umgekehrt «nous arrivons à Murten». Demnächst aber wieder «à Morat» und «in Freiburg».

Ein Bahnsprecher erklärt, die Freiburger Kantonsregierung habe sich für diese zweisprachigen Ortsnamen eingesetzt. Aber sonst wolle die Bahn die Namen nur dort in verschiedenen Sprachversionen verwenden, wo auch die Bahnhofsschilder zweisprachig seien – also nur in Biel/Bienne und Sierre/Siders. Freilich sind die Ansagen noch nicht überall angepasst; unlängst war im Zug (nach der Ankündigung auf Deutsch) zu hören, «nous arrivons à Visp», auf dem Bahnhof aber: «Viège, vos prochaines correspondances …». Auch «Genf-Flughafen» und «Zurich-Aéroport» haben sich noch ins neue Jahr gerettet, indes nicht für lang. Denn bisher bestand laut SBB die Gefahr, dass Reisende dort das Aussteigen verpassen, weil sie kein entsprechendes Schild erblicken.

Wollen also die Freiburger oder Murtener Behörden Verwirrung beim Aussteigen verhindern, so müssen sie für zweisprachige Bahnhofsschilder sorgen – zuständig ist das Bundesamt für Verkehr. Immerhin ist Freiburg mit knapp einem Viertel Deutschsprachiger offiziell zweisprachig – wie es im Reglement des Generalrats (Stadtparlament) so schön heisst: «Die Mitgliedern äussern sich in deutscher oder französischer Sprache.» In Murten allerdings mit einem Achtel Frankofoner ist Deutsch alleinige Amtssprache – nachzulesen auf dem Netzplatz murten-morat.ch.

Definitiv ausgedient haben bahnsprachlich wohl «Soleure» und «Berthoud» – wer sich über die sprachliche Verarmung ärgert, benutzt mit Vorteil die neue Schnellstrecke, um zwischen Solothurn und Burgdorf durchzuschlüpfen.

Der Drang der SBB nach Klarheit in Ehren, aber mit dem «Intercity nach Genève» kann ich mich schlecht anfreunden. Sind Ortsnamen mehrsprachig gebräuchlich, so sollten sie es bleiben, auch wenn die Abgrenzung schwierig ist, für welche Namen das gilt. Einfacher ist die Feststellung, dass «Lauis» und «Luggarus» für Lugano und Locarno ungebräuchlich sind. Ebenso «Bellenz», aber das verstünde man wenigstens. Auch auf «Anet, Chiètres, Guin» werden in Ins, Kerzers und Düdingen nur wenige bestehen, oder umgekehrt auf «Peterlingen, Ifferten, Martinach» in Payerne, Yverdon und Martigny.

Etwas schwieriger wird's im Jura: Wer «Delsberg» oder «Pruntrut» sagt, gerät in Verdacht, ein ewiggestriger Altberner mit Grossmacht-Nostalgie zu sein. Zu Unrecht, meine ich: «Bi Porrentruy im Ju-u-ra» zu singen, wäre doch zu viel verlangt, und auch wo Ansage sowie Bahnhofsschild «Delémont» lauten, dürfen Zugreisende den deutschen Ortsnamen ungeniert verwenden. Hingegen käme mir als Nichtberner «Münster» für Moutier seltsam vor, aber wenn's einer Bernerin leicht über die Lippen geht, will ich ihr keine (sprachlich verkappten) Herrschaftsansprüche unterstellen.

Ebenso wenig braucht ein Deutscher, der «Danzig» sagt, oder eine Britin, die nach «Bombay» fährt, der Herrschaft über Gdansk oder Mumbai nachzutrauern. Aber darüber ein andermal.* Vorerst achten wir darauf, ob auf die deutsche Ankündigung «Spiiz» wirklich ein Bahnhof dieses Namens folgt, oder doch eher mit schweizerischem Diphthong «Spiez» – wie es neuerdings löblicherweise in der französischen und der englischen Durchsage zu hören ist.

* siehe «Sprachlupe» 41

zu Inhalt oder Themen

35: «Der Bund», 4. 3. 2011

Du kannst es: Wesentlich werden

«What if you could - Now, you can - Yes, you can - Yes.» Dieses Gedicht, denkmalreif in eine weisse Gipswand gekerbt, ist noch bis 12. März in der Stadtgalerie im Berner Progr zu sehen. Die Zeilen für dieses und drei weitere, ein wenig längere Gedichte hat die Zürcher Künstlerin Muriel Baumgartner aus Tausenden von Firmenslogans herausgesucht, die meisten aus Amerika. Den ausgewählten Sinnsprüchen ist gemeinsam, dass sie kein Produkt und keine Firma direkt anpreisen, sondern ein Lebensgefühl ansprechen, oft in Befehlsform. Laut dem Handzettel der Ausstellung machen sie gar «in einer allgemeinverständlichen und metaphorisch höchst aufgeladenen Sprache das Versprechen eines metaphysischen Wertes».

In gesellschaftskritisch aufgeladener Sprache erklärt der Zettel, was im würfelförmigen weissen Ausstellungsraum passiert: «Durch das Neuarrangieren der Slogans zum Gedicht entsteht eine Logik, welche die von der Konsumwelt vermittelten ‹Werte› zur Pathosformel verdichtet. Zwischen den Zeilen wird eine Rhetorik der Macht, der Kontrolle, der Selbstüberhöhung und der Grenzüberschreitung deutlich und erhält durch den fortwährenden Imperativ und das Ansprechen des anonymen Empfängers totalitäre Züge.» Und die Künstlerin «benutzt die bereits existierende, ‹sakrale› Autorität des White Cube, um ihn mit installativen Mitteln als kultischen Raum aufzuladen.»

Da hilft nur noch: «Wir holen dich da raus.» Sei es aus dem Dickicht der Deutung oder aus der originalen Werbewelt. Diese widerspiegelt vielleicht die vermutete Machtrhetorik, sicher aber die Motivationskultur, die das Pionierland USA seit je prägt. Spätestens mit Barack Obamas «Yes, we can» ist sie auch hierzulande angekommen, und wir warten gespannt auf weitere Werbesprüche, die uns beim Ehrgeiz packen. Nebenbei zeigt Obamas Beispiel, dass Plagiate einem Politiker nicht zu schaden

brauchen: Die dritte Gedichtzeile oben, «Yes, you can» wurde 2001 von Microsoft verwendet; auch die drei andern stammen übrigens aus der Computerbranche.

«Wir holen dich da raus» steht ebenfalls unter Copy/paste-Verdacht: Wenige Monate nach Bernmobil führte auch die Wiener Stadtzeitung «Falter» diesen Slogan ein. Solche Werbesprüche, die das Publikum direkt (und individuell) ansprechen, gibt es bei uns schon lange, vielleicht angefangen beim kuriosen «Erwecken Sie die Galle Ihrer Leber!» für ein Mittelchen aus den Fünfzigerjahren. Aber stets geht es um die Anpreisung eines Produkts oder einer Dienstleistung, oft in indirekter Anrede und selten im Imperativ: von «Der Kluge reist im Zuge» über «Der Schreiner, Ihr Macher» bis «Für mich und dich». Am ehesten verspricht «Wir bringen Sie weiter» Persönlichkeitsentwicklung – und doch wieder nicht, wenn man weiss, dass die Post so um Geschäftskunden wirbt.

Dass ein Slogan sehr wohl die Angesprochenen anfeuern soll, zeigt ein Blick auf die Herkunft des Worts: «knapp und einprägsam formulierte Redewendung, Wahlspruch, Losung, Werbeformel in Wirtschaft oder Politik; von gleichbed. engl. *Slogan*, das auf schott. *slog(g)orne, sloghorne, slughorne* Feldgeschrei, Schlachtruf, gäl. *sluaghgairm* (*sluagh* Heer, *gairm* Schrei) beruht». So belehrt uns das Etymologische Wörterbuch des Deutschen (nach Pfeifer, online: dwds.de). Kommerzielle Slogans, ob sie die Firma auf Vordermann bringen oder die Kundschaft mobilisieren sollen, können tatsächlich wie «Feldgeschrei» wirken.

Dagegen hilft, wenn nicht Bernmobil mit seinem Moonliner-Bus, Angelus Silesius mit dem «Cherubinischen Wandersmann»: «Mensch, werde wesentlich; denn wann die Welt vergeht, so fällt der Zufall weg, das Wesen, es besteht.»

zu Inhalt oder Themen

36: «Der Bund», 18. 3. 2011

Sachlichkeit führt die Katastrophe vor Augen

Dass es eine Katastrophe ist, wird niemand bestreiten wollen. Aber reicht dieses Wort, um zu beschreiben, was sich derzeit in Japan abspielt – und darf man von «abspielen» reden, wenn die Ereignisse so gar nichts mit einem Spiel zu tun haben? Es ist für Medienschaffende eine grosse Herausforderung, angemessene Worte für das zu finden, worüber sie nun tagtäglich berichten müssen: Erbeben, Tsunami, AKW-Zerstörung und die Folgen – alles in enormem Ausmass.

Für Kollegenschelte wäre jetzt ohnehin nicht der richtige Moment, aber wenn mich meine Stichproben nicht trügen, gäbe es auch keinen zwingenden Anlass dazu. Das gilt selbst für den «Blick», der sonst vor Übertreibungen nicht zurückschreckt. Nach dem Schock-Titel vom Montag («Japan stürzt die Welt ins Atom-Chaos!») scheint sich auch beim Boulevardblatt die Einsicht durchgesetzt zu haben, dass die Realität schon schlimm genug ist und man auch noch Worte brauchen wird, wenn sie schlimmer wird. Die Spekulationen werden in Frageform verbannt: «Tokio heute verstrahlt?», «Ist Tokio verloren?»

Ob Boulevard oder nicht, gratis oder bezahlt – das Bemühen um Sachlichkeit prägt die Berichterstattung, so weit das lesende Auge reicht. Es gibt ja auch wahrlich keinen Grund, verbal eins draufzusetzen: Dass das Geschehen letztlich unfassbar ist, zeigen schon die Bilder, die dem schauenden Auge vorgesetzt werden. Ob sie zur Abstumpfung führen, wie bereits moniert wird, hängt wohl von den Konsumgewohnheiten ab – auch bezüglich der Katastrophenfilme, die es schon gab und die zweifellos noch folgen werden.

Gerade die TV-Reporterin und jene Kollegen, die sich für Schweizer Presse oder Radio ins Katastrophengebiet vorgewagt hatten, erlagen am wenigsten der Versuchung, ihre Eindrücke in besonders drastische Worte zu fassen: Ihre Sachlichkeit wirkte zu-

weilen schon fast so unheimlich wie die Gefasstheit, mit der japanische Direktbetroffene ihr Schicksal zu tragen scheinen und oft sogar darüber reden können. Ich habe jedenfalls in den Reportagen keine Versuche mitbekommen, die Katastrophe mit Worten noch entsetzlicher zu machen, als sie sowieso schon ist.

Katastrophe bedeutet im Altgriechischen «Wendung nach unten»; gemeint war besonders jener Moment in einer Tragödie, von dem an das Unheil seinen unaufhaltsamen Lauf nimmt. Wir meinen heute damit das Unheil an sich, vor allem wenn es plötzlich kommt, und verwenden das Wort in den Medien eher inflationär – in nächster Zeit, eingedenk der japanischen Katastrophe, wohl wieder weniger. Die «Wendung nach unten» aber erinnert an Friedrich Dürrenmatts These, just zu seiner Tragikomödie «Die Physiker»: «Eine Geschichte ist dann zu Ende gedacht, wenn sie ihre schlimmstmögliche Wendung genommen hat.»

Genau das bedeutet auch der GAU, der «grösste anzunehmende Unfall». Die Steigerungsform Super-GAU muss logischerweise etwas sein, das nicht «anzunehmen» war. Tritt es ein, so beweist das, dass man – die Expertengilde – beim Annehmen etwas falsch gemacht hat. Gegen das Eintreten des GAU, gegen das Freiwerden geschmolzenen Kernmaterials wie in Tschernobyl kämpften, als diese Zeilen entstanden, die AKW-Arbeiter in Japan immer noch – mit einem Einsatz, für den das Wort «heldenhaft» nicht ausreicht.

Es kann von Respekt für sie zeugen, das Geschehen als Super-GAU zu bezeichnen. Aber die Steigerung hängt ebenfalls damit zusammen, dass «GAU» wie «Katastrophe» zuvor oft dort verwendet wurde, wo es weit übertrieben war, auch fernab der Atomenergie. Nebenbei: Vielleicht kommen die Vertreter der Nuklearindustrie jetzt davon ab, lieber «Kernenergie» zu sagen, denn dabei muss man nun auch an die Kernschmelze denken.

zu Inhalt oder Themen

37: «Der Bund», 1. 4. 2011

Sprachwahrer mit und ohne Fehlleistungen

«Denglisch» steht gross und schwarz auf gelbem Grund – durchgestrichen mit einem roten Balken. Mit einem solchen Ortsausgangsschild, wie es an deutschen Landstrassen üblich ist, hat kürzlich die Zeitschrift «Deutsche Sprachwelt» den Bundesverkehrsminister Peter Ramsauer aus Bayern ausgezeichnet. Das rührige Blatt lässt seine Leserschaft jedes Jahr über die Auszeichnung «Sprachwahrer des Jahres» abstimmen. Der Minister schwang obenaus, weil er seinen Ämtern eine «Deutsch-Initiative» verordnet hatte. So wurde aus dem Travel Management die Reisestelle, und Meetings heissen (wieder) Besprechungen. Der Deutschen Bahn rang Ramsauer das Versprechen ab, ihre Service Points umzubenennen: Nicht gerade Auskunftei sollen sie heissen, aber immerhin Information. So weit, so gut; die (auch auf Wikipedia verbreitete) Behauptung, er wolle die amtseigenen Laptops künftig Klapprechner nennen, dementierte der Preisträger.

Nicht auszudenken, was sonst noch alles dem Synapsentango in den Amtsstuben entsprungen wäre. Synapsentango? Das Wort – es kursiert auch in mindestens einem Musikstück und als Synonym von Schwips – war einer von 3000 Vorschlägen, welche die Aktion lebendiges Deutsch erhielt, als sie nach Ersatz für Brainstorming suchte; auch Hirnhatz oder Gripstreff waren dabei. Jeden Monat wird in 50 deutschsprachigen Zeitungen eine Suche ausgeschrieben; den Zuschlag erhielt damals das Wort Denkrunde. Andere Male wurden etwa erkoren: Schnellkost (Fastfood), Prallkissen (Airbag), Startuhr (Countdown).

In Frankreich gab es sogar eine amtliche Suchaktion dieser Art: den vom Aussenministerium ausgeschriebenen Wettbewerb «Francomot». Schliesslich ist der Kampf gegen die weltweite Vorherrschaft des Englischen für das Mutterland der Frankofonie ein Stück Aussenpolitik. Den im Februar gekürten Preisträgern war unter anderem eingefallen: «bolidage» für «tuning» bei Autos,

denn die werden dadurch zu Boliden, «éblabla» und «tchatche» für «chat», aber auch schlicht «débat» für «talk» an Radio oder Fernsehen. Will Provins Valais an so einem Wettbewerb teilnehmen, so muss sich diese Kellerei etwas Besseres einfallen lassen als «idéal pour l'open air, la raclette et les afters». So steht's auf einer Flasche Domherrenwein, mit deren Bild in der Deutschschweiz geworben wird.

Verdienste um die freundeidgenössische Verbreitung der englischen Sprache gibt es auch in umgekehrter Richtung: Einem Genfer Tierarzt fiel in einem Bulletin für Pferdezucht auf, dass dort das Einpflanzen eines Mikrochips als «chiper» bezeichnet wurde – was sonst «mitlaufen lassen» bedeutet, oder deutsch und tierisch gesagt: «klauen». In Frankreich dagegen heisst die tierärztliche Dienstleistung «pucer», weil dort der Chip als «puce», also als Floh eingebürgert wurde. Indessen wird auf Deutsch von «chippen» geredet – ohne Rücksicht darauf, dass das englische «to chip» schnetzeln und dergleichen bedeutet; wenn neuerdings «to micro chip» gesagt wird, resultieren daraus aber tatsächlich nicht besonders fein zerteilte, sondern elektronisch markierte Tiere.

«Chippen» wird nicht nur für Tiere gebraucht, sondern auch im (Golf-)Sport für einen Kurzschlag. Die Aktion lebendiges Deutsch liesse vielleicht beides gelten, denn so lautet ihr vernünftiges Motto: «Wir sind keine Puristen, keine Fremdwort-Jäger, keine Bilderstürmer. Wir bejahen die Bereicherung des Deutschen durch fremde Sprachen, und manche Importe gerade aus dem Englischen begrüßen wir. Unsere Initiative richtet sich allein gegen die schiere Anglomanie, gegen das Übermaß.» Strenger ist die «Deutsche Sprachwelt», aber auch sie lobte vor einem Jahr ihren damaligen Preisträger nicht nur für gutes Deutsch, sondern auch für einwandfreies Englisch. Es war ein gewisser Karl Theodor zu Guttenberg, dessen besondere Methode der Sprachwahrung (Plagiate) damals noch nicht ruchbar geworden war.

zu Inhalt oder Themen

38: «Der Bund», 15. 4. 2011

Wenn der Duden «Fehler» duldet

Ein Schreck packte mich, als ich vor zwei Wochen den «Bund» mit der «Sprachlupe» aufschlug: Der Titel «Sprachwahrer mit und ohne Fehler» sprang mich an und drohte mein Glashaus in Scherben zu legen. «Mit und ohne Fehler» ist ja gerade einer, könnte man meinen, und auch wenn ich mich selber nicht als Sprachwahrer bezeichnen würde, muss ich doch beim Steinewerfen aufpassen. Schon sah mein inneres Auge die Rüge voraus: Es müsse «mit Fehlern und ohne Fehler» heissen, denn «mit» verlange den Dativ, «ohne» aber den Akkusativ. Und so legte ich mir die Ausrede zurecht, es sei halt die Einzahl gemeint gewesen, die in beiden Fällen «Fehler» lautet. Indes, der Tadel blieb aus.

Der Titel war so entstanden: Das Original lautete «Sprachwahrer mit und ohne Fehlleistungen», und das war zu lang. Also verkürzte die Redaktion zu «Fehler» – ob mit oder ohne Skrupel, kann dahingestellt bleiben. Denn es gibt ein gewichtiges Argument dafür, «mit und ohne Fehler» auch als Mehrzahl gelten zu lassen: Der Duden tut's. Genauer: der Band 9, «Richtiges und gutes Deutsch». Dieses empfehlenswerte «Wörterbuch der Zweifelsfälle» schreibt, «*mit ihr und ohne sie, mit Kindern oder ohne Kinder*» wirke «so schwerfällig, dass […] standardsprachlich als korrekt gilt: *mit und ohne sie, mit oder ohne Kinder*».

«Wenn man einen Fehler oft genug macht, ist es keiner mehr», könnte man dazu sagen, aber es wäre in diesem Fall allzu pingelig. Jedenfalls ist der Duden-Band 9 nicht so streng und hält es eher mit Sprachwissenschaftern, die Veränderungen zur Kenntnis nehmen und zu erklären suchen, als mit Sprachwahrern, die dagegen ankämpfen. Zu «*mit* und *ohne*» stellt er fest, «dass sich die elliptische Form weitgehend durchgesetzt hat», und meint damit die Ellipse nicht als Oval, sondern als Auslassung. Wo die Wiederholung «zu schwerfällig wirkt», kann man demnach jenen Fall wählen, den die näher liegende Präposition verlangt (oder «re-

giert», weshalb der entsprechende Abschnitt «Rektionsschwierigkeiten» heisst). «*Mit und ohne Kindern*» aber wäre falsch.

Dieser Duden-Band lässt sogar «*Übersetzungen aus der und in die englische Sprache*» gelten und hätte vermutlich auch nichts gegen «in den und um die Häuser sein». Aber da wäre es zumindest eleganter, «in und bei den Häusern» zu sagen – also Präpositionen zu wählen, die den gleichen Fall regieren. Oder die Aussage zu ändern, wenn's egal ist: «in und um die Häuser gehen». Denn wenn «in» eine Richtung angibt, folgt ja der Akkusativ. Duden 9 stellt ohne Wertung fest, das komme regional auch bei «bei» vor: «*Soll ich morgen bei dich kommen?*» Immerhin nennt er das (noch) nicht «standardsprachlich korrekt». Sonst würde er in mir wenn nicht den Sprachwahrer, so doch den Sprachpfleger wecken.

Ganz streng könnte man sogar sagen, auch die Einzahl «mit und ohne Kind» oder eine Mehrzahl wie «mit und ohne Fehlleistungen» sei nicht korrekt, denn ein Wort könne nicht gleichzeitig im Dativ und im Akkusativ stehen. Und dies gelte sogar dann, wenn es in beiden Fällen gleich laute. Das mag spitzfindig tönen, und nach Präpositionen lässt «Richtiges und gutes Deutsch» die Verschmelzung zweier gleichlautender Wörter mit unterschiedlichem Kasus ohne Weiteres zu.

Dies ist aber kein Freibrief für andere derartige Doppelrollen eines Worts, wie «Schule» im Satz: «Die Schule steht am Dorfplatz und besuche ich jeden Tag.» Hier muss «die Schule» wiederholt werden, besser durch ein Pronomen: «… und ich besuche sie …». Dazu habe ich im «richtigen und guten» Duden zwar kein Beispiel gefunden, aber eine Analogie: «Gleichlautende Relativpronomen können nur dann weggelassen werden, wenn sie im Kasus übereinstimmen.» Also nicht: Er betrat das Haus, das ihm gefiel und er gesucht hatte. Sondern zweimal «das». Oder: Mir gefallen Sprachwahrer, die vernünftig sind und die man für Neues gewinnen kann.

zu Inhalt oder Themen

39: «Der Bund», 29. 4. 2011

Widerstand gegen «die Rebellen»

Tut man den Rebellen in arabischen Ländern unrecht, wenn man sie Rebellen nennt? Ein langjähriger Auslandredaktor, jetzt im Ruhestand, findet das, denn das Wort sei pejorativ, wirke also abwertend. Ihm gefiele es schon besser, von Aufständischen zu reden, am besten aber, von Widerstands- oder Freiheitskämpfern. Damit schliesst er den Kreis zu jenem Berufskollegen, der vor gut einem halben Jahrhundert bei einer altehrwürdigen Zeitung in der grössten Stadt der Schweiz ein Volontariat absolvierte. Der junge Mann warf – sanft rebellisch – die Frage auf, ob es wirklich nötig sei, die damals in Algerien kämpfende Befreiungsfront in Anführungszeichen zu setzen: Sie heisse doch einfach so. «Ja schon, aber wir wollen das ja nicht unterstützen», belehrte ihn ein gestandener Redaktor.

Heute dagegen, wo der Widerstand in arabischen Landen nicht der Fremdherrschaft gilt, sondern einheimischen Unterdrückern, wollen wir das ja unterstützen – oder zumindest nicht die Tyrannen. Just deren Sicht aber übernehmen wir, wenn wir unter einem Rebellen das Gleiche verstehen wie ein altes deutsches Wörterbuch: «eine Person, welche sich ihrer ordentlichen und rechtmässigen Obrigkeit mit öffentlicher Gewalt widersetzt; ein Aufrührer». So umschrieb es Johann Christoph Adelung Ende des 18. Jahrhunderts in seinem Grammatisch-kritischen Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart. Das Deutsche Rechtswörterbuch, das ebenfalls die Sprache jener Zeit wiedergibt, nennt den Rebellen gar in einem Atemzug mit dem «Aufwiegler, Meuterer, Obrigkeitsschänder» (beide Bücher unter woerterbuchnetz.de).

Nur hat seither die Französische Revolution das Verhältnis zur Obrigkeit geändert, und in jenen Ländern, in denen heute rebelliert wird, ist diese nach unserem Verständnis keinesfalls «ordentlich und rechtmässig». Als Held, nicht als Schurke gilt daher, «wer sich auflehnt, widersetzt». Genau so wird der Rebell in ei-

nem heutigen Wörterbuch definiert. Allerdings ergänzt das hier zitierte Etymologische Wörterbuch des Deutschen (nach Pfeifer, vernetzt unter dwds.de) noch: «Aufrührer, Empörer», was an die alte Lesart erinnert. Zur Herkunft schreibt es: «aus lat. *rebellis*, eigentl. ‹den Krieg (gegen den Überwinder) erneuernd› ».

Da sind wir beim Kern der Sache: Re-bellieren kann man erst, wenn man überwunden worden ist, sei es von fremden oder eigenen Herrschern. Je nach Art und Weise, wie Herrschaft entstanden ist oder ausgeübt wird, kann es ein Widerstandsrecht geben, Rebellion also legitim sein. Im Einzelfall mag das umstritten sein, für die betroffenen arabischen Länder aber kaum. Eher ist fraglich, ob tatsächlich «das Volk» rebelliert, wie es in enthusiastischen Berichten oft heisst, oder nur eine beträchtliche Minderheit.

Ob im Begriff «Rebell» heute noch ein Tadel anklingt, kommt vor allem auf den Zusammenhang und die Stimmlage im jeweiligen Text an. Das Gleiche gilt übrigens für andere sprachliche Streitfälle, etwa die Verwendung der weiblichen Formen. Dass hier nur von Rebellen die Rede war, bedeutet nicht, dass der Autor den Beitrag der Rebellinnen verkennt. Nur ging es ja nicht darum, sondern um das Wort an sich. Die Rolle der Frauen müsste ein Thema jedes einlässlichen Berichts über die Aufstände sein – ausdrücklich und nicht durch schematische Doppelnennung der «Rebellinnen und Rebellen». Wobei das Wort «Aufständische» den Vorteil hätte, im Plural für beide Geschlechter zu gelten.

In der Schweiz kann man zur Ehrenrettung der Rebellen anfügen, auch Wilhelm Tell sei einer gewesen. Und dass die Stauffacherin eine lobenswerte Gestalt ist, versteht sich von selbst. Auch wenn der Name sie zum Anhängsel des Landammanns macht.

zu Inhalt oder Themen

40: «Der Bund», 13. 5. 2011

Österreichisch ist nicht würdelos

«Wenn ist würdelos.» Ältere Semester mögen auch hierzulande dieses Verdikt in den Ohren haben, mit dem gestrenge Lehrkräfte versuchten, ihren Zöglingen Sätze wie den folgenden auszutreiben: «Wenn ich betrügen würde, würde mich der Schulmeister erwischen.» In Österreichs Schulstuben wird das «Würde»-Verbot, wie der Sprachkolumnist Robert Sedlaczek («Wiener Zeitung») feststellt, immer noch gepredigt, im Leben draussen aber je länger, je weniger eingehalten. Nun hat er seinen gesammelten Betrachtungen den Titel gegeben: «Wenn ist nicht würdelos», und er stützt sich mit seiner Absolution der «Würde»-Sager auf das «Österreichische Wörterbuch».

Dieses amtliche Werk erlaube seit 1990, den (konditionalen) Konjunktiv II mit «würde» zu umschreiben. Allerdings just dann nicht, wenn dadurch dieses Wörtchen zweimal nacheinander stünde. Das (von mir) genannte Beispiel muss also auch in Österreich nach wie vor so beginnen: «Wenn ich betröge, …». Dann aber wäre «… erwischte mich der Schulmeister» nicht vorzuziehen. Denn da könnte «erwischte» angeblich als Imperfekt verstanden werden. Auch «wenig gebräuchliche» Konjunktivformen dürfen, ja sollen mit «würde» umschrieben werden; das könnte für «betröge» ebenfalls gelten. Um in solchen Fällen ein doppeltes «würde» zu vermeiden, empfiehlt Sedlaczek: «Sollte ich betrügen, …»

In der Schweiz ist der Kampf gegen «wenn mit würde» wohl schon länger aufgegeben worden. Hingegen versuchen manche, auch ich, den Konjunktiv I (in indirekter Rede) vor der Umschreibung mit «würde» zu retten. Also: «Er sagte, er gehe heim», und nicht: «… er würde heimgehen». Letzteres wäre nur passend, falls er etwa anfügte: «…, wenn er dürfte.» Nur für diese bedingte Form, also eben konditional, wäre auch der Konjunktiv II am Platz: «Er ginge heim.» Weil sie dies noch unterschieden, wurden die Schweizer einst vom Sprachnestor Wolf Schneider gelobt. Das Lob verdienen wir immer weniger, obwohl uns eigentlich die Mundart die Unter-

scheidung der Konjunktivformen erleichtern müsste. Auch in Österreich gibt's saftige Konjunktive, wie «i gingert», aber das ist für Sedlaczek kein Grund, sich für die entsprechenden schriftlichen Formen zu wehren. Mehr der beschreibenden als der normierenden Sprachwissenschaft zugetan, begründet er den Verzicht mit der Übernahme englischer Wörter: «Wenn auf der einen Seite der Wortschatz immer reicher wird, dann ist es offensichtlich zwingend, dass es anderswo zu Vereinfachungen kommt.»

Damit meint er nicht nur das «Kränkeln» des Konjunktivs, sondern auch den Schwund des Genitivs oder des Präteritums (d. h. Imperfekts, verdrängt durchs Perfekt). Alles lässt der Kolumnist seinen Landsleuten dann doch nicht durchgehen: So verurteilt er die Verwechslung von «das» und «dass», die vielleicht durch die österreichische Aussprache begünstigt wird. «Das brauchst du nicht lernen» sagt Sedlaczek also hier nicht, doch wäre dieser Satz für ihn korrekt: Ein «zu» vor «lernen» findet er fakultativ. «Wir lassen uns nicht jeden Austriazismus als falsches Deutsch vermiesen», postuliert er allgemein.

Er legt sich zwar nicht gerade mit Wolf Schneider an, wohl aber mit dem Zunftkollegen Bastian Sick («Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod»): «Er, der alles weiss, irrt auch hier», schreibt der Österreicher in Bezug auf jene Zeitform, die der Norddeutsche als «Hausfrauen-Perfekt» belächelt: «Ich hatte es vergessen gehabt.» Dies ist für Sedlaczek ein korrektes «doppeltes Präteritumperfekt»; entsprechende Formen gebe es auch für Präsens und Futur, insgesamt also neun Zeitformen. Da stützt er sich nun nicht aufs «Österreichische Wörterbuch» oder andere Regelwerke, wohl aber auf namhafte Schriftsteller, von Bernhard und Böll über Mann und Musil weiter zurück: «Mignon hatte sich versteckt gehabt, hatte ihn angefasst und ihn in den Arm gebissen. Sie fuhr an ihm die Treppe hinunter und verschwand.» (Goethe, «Wilhelm Meisters Lehrjahre») – (Sedlaczeks Buch*; Kolumnen)

* *Robert Sedlaczek: Wenn ist* nicht *würdelos. Rot-weiß-rote Markierungen durch das Dickicht der Sprache. Ueberreuther, Wien 2010. 208 S.*

zu Inhalt oder Themen

41: Der Bund», 27. 5. 2011

«Im Rosegarte z'Milano»

Es liegt in der Natur der Sache, dass die Eisenbahn etwas mit Ortsnamen zu tun hat. Und darum sollen die Schweizerischen Bundesbahnen, nachdem hier vor einiger Zeit (Nr. 34) ihr Beitrag zur einheimischen Vielfalt gewürdigt worden ist, uns auch in ausländische Gefilde führen. «Zum Apéro nach Milano» oder ähnlich lockte im Frühjahr ein Plakat – als Reverenz an die Italianità, wegen des Wohlklangs oder gemäss dem neuen SBB-Prinzip, die Orte immer so zu nennen, wie sie am Bahnhof angeschrieben sind (ausgenommen Fribourg und Murten, die auch Freiburg und Morat heissen dürfen; freilich wissen noch nicht alle Lautsprecher, dass Bâle oder Genf eigentlich abgeschafft sind).

Immerhin war im Kleingedruckten zu lesen, die angepriesene Reise führe nach Mailand. Da wird unserer Staatsbahn niemand vorwerfen wollen, sie rufe zur Eroberung der lombardischen Metropole auf; schliesslich waren die Eidgenossen nur bis Marignano gekommen und haben sich seither das Erobern verkniffen. Vielmehr ist Mailand der übliche deutsche Name des italienischen Milano, und damit ist so wenig ein Anspruch verbunden wie umgekehrt, wenn Italiener von Zurigo reden; wenn's Tessiner tun, kann man es auch als Ausdruck heimatlicher Verbundenheit sehen. Und falls heute in der Schule noch Söldnerlieder gesungen werden, heisst's sicher: «Im Rosegarte z'Mailand ...».

Auch aus «Zu Strassburg auf der Schanz» wird nicht «Zu Strasbourg …», obwohl angesichts der elsässischen Geschichte die Verwendung deutscher Ortsnamen heikel sein könnte. Aber wenn ein bernischer Landgasthof «Gänseleber aus Strasbourg» meint anpreisen zu müssen, dann wohl eher wegen kulinarischer als wegen politischer Korrektheit. Mülhausen wird man ebenfalls noch sagen dürfen, ohne des deutschen Revanchismus verdächtigt zu werden; gegen Schlettstadt spricht vielleicht, dass man damit den Weg nach Séléstat verfehlen könnte.

Ähnliche praktische Überlegungen sollten für Osteuropa gelten: Warschau, Danzig und einige weitere polnische Städte tragen ihre deutschen Namen ebenso selbstverständlich wie Prag oder Belgrad. Erzählt man aber hierzulande jemandem, man fahre nach Landsberg an der Warthe, dann versteht der wahrscheinlich nur Bahnhof. Dort freilich steht Gorzów Wielkopolski angeschrieben, und unter diesem Namen wird man es auch auf der Karte suchen müssen. Vielleicht findet man in der Stadt oder in Deutschland Leute, denen der deutsche Name noch geläufig ist. Ebenso sind für Wiener Pressburg, Laibach und Agram schier Nachbarstädte, während wir Bratislava, Ljubljana und Zagreb leichter orten können.

Noch komplizierter ist's mit Orten, die nicht einfach in verschiedenen Sprachen unterschiedliche Namen tragen, sondern umgetauft wurden: Bei Königsberg wär's am einfachsten, den Russen würde der Sowjetpräsident Kalinin als Namenspatron verleiden. Weitere Subtilitäten bieten Städte, bei denen der Unterschied zwischen deutschem und einheimischem Namen nur in der Schreibweise besteht, wie Sarajewo oder Sarajevo. Der Duden schreibt's seit je mit v; hingegen hat er bei Kathmandu das h einmal eingefügt, sei es als (unnötige) Angleichung ans Englische oder zur besseren Wiedergabe des Originalklangs.

Beides könnte auch nach Baghdad führen, aber da hält sich der Duden an die herkömmliche deutsche Schreibweise ohne h. Er teilt uns auch mit, dass von dort der Baldachin kommt, benannt nach der einstigen italienischen Namensform Baldacco. Da könnte man sich, jedenfalls auf dem Berner Bahnhofplatz, auch an die alte deutsche Form Baldach erinnern – nur verstünde dann kaum noch jemand, dass damit die Stadt im Zweistromland gemeint ist. Nur um der Klarheit willen verzichten wir ja auch darauf, von Welsch-Bern zu reden, obwohl die Bundesstadt ihren Namen wahrscheinlich von Verona entlehnt hat, wie uns das Ortsnamenbuch des Kantons Bern lehrt («Bund» vom 17. 5. – mit Login).

zu Inhalt oder Themen

42: Der Bund», 10. 6. 2011

Ganze Völker als kriminelle Sippen?

«Tamilen sind krimineller als Ex-Jugoslawen.» Es ist schon einige Monate her, dass diese Behauptung als Titel über einer Kurzmeldung stand – aber dass Statistiken nach dem gleichen Muster zusammengefasst werden, passiert immer wieder. Die dahinter steckende Verallgemeinerung kann fatale Folgen haben, also schicksalhafte, etwa bei der Stellensuche. In der Meldung ging es um die schweizerische Kriminalstatistik 2009, laut der «Männer aus dem ehemaligen Jugoslawien doppelt oder dreimal so viel in Konflikt mit dem Gesetz geraten» wie Einheimische, und Tamilen nochmals doppelt so viel, womit sie «fünfmal krimineller als Schweizer» seien. Proportional gerechnet, darf man annehmen.

Es soll hier nicht um die Gleichsetzung von «kriminell» und «mit dem Gesetz in Konflikt» gehen; auch nicht darum, ob der statistische Vergleich die unterschiedlichen Anteile «besonders krimineller» Altersgruppen innerhalb der erfassten Nationalitäten berücksichtigt und auch die soziale Schichtung oder den Aufenthaltsstatus. Sogar wenn die Statistik um alle verfälschenden Faktoren korrigiert worden ist, bleibt die summarische Feststellung irreführend, die einen seien krimineller als die andern. Denn sie kann auch als Behauptung über Einzelpersonen verstanden werden: der Koch Ramatalingam sei, weil Tamile, krimineller als der serbische Kellner Radoslavovic – auch wenn beide noch gar nichts verbrochen haben.

Das klingt absurd, aber nach genau dieser Logik zahlen Angehörige bestimmter Nationalitäten in der Schweiz höhere Autohaftpflichtprämien, andere (oder dieselben) dürfen keine Waffen kaufen oder werden neuerdings bei der Einreise besonders registriert. All dies mit der Begründung, weil unter diesen Menschen statistisch häufiger solche seien, die Unfälle verursachten oder Verbrechen begingen – und daher die Wahrscheinlichkeit höher sei, dass dies auch bei einer bestimmten Einzelperson früher

oder später zutreffen werde. Ein Merkmal, bei dem sich in der Statistik fehlbares Verhalten häuft, wird also zum Anlass für eine Benachteiligung genommen.

Das läuft darauf hinaus, dass Angehörige solcher Gruppen kollektiv für das Fehlverhalten einzelner haften, jedenfalls sofern sie ein Auto halten oder eine Waffe erwerben wollen, oder falls ihnen aus der Einreiseregistrierung ein Nachteil erwachsen sollte. Man kann durchaus von Sippenhaftung reden, auch wenn dieses Wort aus neueren Ausgaben des Orthografie-Dudens getilgt worden ist. Im Internet taucht es wieder auf (duden.de), mit den Zusätzen «Völkerkunde» bzw. «nationalsozialistisch». Warfen die Nazis Angehörige ihrer Gegner ins Gefängnis, so hiess das Sippenhaft – ein Wort, das im gedruckten Duden ebenfalls eine Weile fehlte, jetzt aber mit dem Zusatz «früher» wieder drinsteht.

«Früher» ist jetzt, nimmt man «Sippe» und «Haft» nicht wörtlich. Auch wenn sie nicht mit Nazi-Vokabular umschrieben wird, bleibt jede durch Verallgemeinerung begründete Haftpflicht anstössig. Betroffen davon sind nicht allein einzelne Nationalitäten. Es reicht, in einem bestimmten Kanton oder Amtsbezirk zu wohnen, und schon ist die Krankenkasse teurer, nach dem Motto: «Genferinnen rennen häufiger zum Arzt als Appenzellerinnen.» Die Prämienstufen bedeuten, dass die ihnen unterworfene Bevölkerung als Solidargemeinschaft behandelt wird. Das ist bei der Krankenversicherung einigermassen akzeptiert und bei den Steuern noch in etwas höherem Mass.

Was aber sicher nicht angeht, ist die Konstruktion solcher Solidargemeinschaften durch saloppe Sprache. Der eingangs zitierte Titel entspricht der Unsitte, von der Statistik auf die Einzelperson zu schliessen. Weniger verfänglich wäre «Mehr Kriminelle bei Tamilen als bei Ex-Jugoslawen» gewesen, von der Problematik des Begriffs «Ex-Jugoslawe» einmal abgesehen. Denn so stünden, genau gelesen, nur Täter, nicht Völker als verbrecherisch da.

zu Inhalt oder Themen

43: Der Bund», 24. 6. 2011

Blütenlese aus dem Blätterwald

Wer nach Stilblüten sucht, ist im «Bund» schlechter bedient als in manchen anderen Gazetten. Zwar scheint mir, die Ausbeute sei in jüngerer Zeit besser geworden, aber das mag nostalgische Verklärung eines ehemaligen Redaktors sein. Zuweilen gibt's auch Nachhilfe von höchster Stelle oder von Reden schreibenden Bediensteten daselbst. «Heute setzen Sie den ersten Stein und schicken uns auf die Reise», so durfte man nach der Energiedebatte Bundesrätin Leuthard zitieren. Zwei schöne Bilder, beide durchaus passend – nur nicht in Kombination. Denn wo der erste Stein gesetzt ist, sollte man dranbleiben und weiterbauen, nicht verreisen. Es sei denn, die Volksvertretung baue besser, wenn die Landesregierung auf Reisen ist.

Nicht jede Politikerin ist so freundlich, die Stilblüten selber zu liefern, aber manche bietet wenigstens den Anlass, journalistisch kreativ zu werden: «Zugpferde bekommen Kinder» stand in einem Artikel über schwangere Nationalrätinnen. Als Zuchtstute braucht sich keine von ihnen tituliert zu fühlen, schliesslich ist «Zugpferd» ein gängiges Bild für jemanden, der den Karren schleppt. Allerdings auf sprachliche Abwege, wenn genanntes Tier und gemeinter Mensch weitere Fähigkeiten teilen, wie hier das Kinderkriegen. Eine aus der Reihe dieser politischen Zugpferde – ihr Zugfohlen ist schon auf der Welt – trug auch noch selber zur Blütenlese bei: «Ich bin sprachlos», sagte sie auf Anfrage zur Waffenverwaltung in der Armee und gab dann trotz ihrer Sprachlosigkeit eine längere Erklärung ab.

Probleme treten nicht nur auf, wenn sich ein Bild allzu gut in die Realität einfügt (das trächtige Zugpferd lässt grüssen), sondern auch dann, wenn es ganz und gar nicht passen will: «Der Nabel der Kunstwelt zeigt sich selbstkritisch» und suggeriert damit eine seltsame Art (Basel) der Nabelschau, und dieser Nabel kann noch mehr: Er «hält den Besuchern den Spiegel vor». Fehlt noch, dass

er zum Himmel stinkt – das wäre immerhin sowohl bildlich als auch wörtlich möglich. Hingegen wird es schwierig, wenn man abstrakten Wesen konkrete Taten unterstellt: «Die Kernmotive geben sich die Klinke in die Hand.»

Noch stärker strapaziert es das Vorstellungsvermögen, wenn zwei Bilder kombiniert werden, die sich nicht vertragen, wie hier: «Auf diese Formel lässt sich der politische Kompass Kretschmanns eindampfen.» Das Gerät, das Kompasse einzudampfen vermag, muss erst noch erfunden werden – und hat man es, so wird nach dem Eindampfen kaum etwas übrigbleiben. «Aaschändig regiärä» kann der baden-württembergische Ministerpräsident damit vielleicht doch; diese angebliche Absichtserklärung ist wohl durch einen Tippfehler verschandelt worden.

Nicht nur kombinieren, auch verschmelzen lassen sich bildliche Redensarten auf kuriose Weise: So war der Vorwurf zu lesen, die Bundesanwaltschaft habe früher «unüberlegt ins Kraut geschossen». Offenbar sind ihre Ermittlungen ins Kraut geschossen, und sie hat dabei öfters einen Schuss in den Ofen abgegeben, also einen erfolglosen. Ein Schuss ins Kraut, ob überlegt oder nicht, verspricht freilich auch kein besseres Gelingen.

Unter einer Stilblüte könnte man sich ja durchaus ein wohlgeratenes Kraut vorstellen, wüsste man nicht, dass das Wort leider nur Sumpfblüten bezeichnet. Im wohlgepflegten Zeitungsgarten des «Bund» sind indessen auch Blüten der erfreulichen Art zu pflücken. Etwa diese: «Windturbinen wirbeln Parteipositionen auf.» Oder gar: «Die Landesausstellung stellte das Licht Berns nicht unter, sondern auf den Scheffel.» Der Autor scheint bibelfest zu wissen, dass der Scheffel ein Mess- und Schöpfgefäss ist, von dessen Gebrauch als Lampenschirm schon Jesus abriet. Nichts aber spricht dagegen, dass der Scheffel oben ein Licht trägt, auf dass man es weithin sehe wie einen Leuchter.

zu Inhalt oder Themen

44: «Der Bund», 8. 7. 2011

Mit Gebärden lässt sich alles sagen

«Es ist ein weitverbreiteter Irrglaube, dass Gebärdensprachen eine Art improvisiertes Scharadespiel sind. Jahrhundertelang wurden diese Sprachen deshalb ignoriert oder sogar gezielt unterdrückt, und mancherorts werden sie es noch immer. Tatsächlich aber handelt es sich um natürliche menschliche Sprachen, die denselben Grundprinzipien folgen wie jede gesprochene Sprache auch.» Dies schrieb kürzlich der Hamburger Linguist Anatol Stefanowitsch in seiner Internetkolumne «Sprachlog». Der Text trug den Titel «Die andere Sprachvielfalt der Schweiz» und wies auf das Online-Lexikon des Gehörlosenbundes hin.

Wer schon einmal Gelegenheit hatte, sich mit Hilfe einer Dolmetscherin für Gebärdensprache mit einem Gehörlosen zu unterhalten, kann den Befund des Linguisten nur bestätigen: Es ist ein vollwertiges, nuanciertes Gespräch «in Echtzeit» möglich. Hat der Gesprächspartner zuvor, ebenfalls dank Simultanübersetzung, einen Vortrag aufmerksam verfolgt, so hat er davon mindestens so viel mitbekommen wie durchschnittliche Hörende.

Beim gedolmetschten Gespräch, so bemerkt ein Betroffener, verschwinde auch das verbreitete Vorurteil schnell, Gehörlosigkeit gehe mit geistiger Beschränkung einher. Kein Wunder, geben viele Vertreter der Gehörlosen der Gebärdensprache den Vorrang vor den Bemühungen, die Betroffenen möglichst gut in Lippenlesen und Lautbildung zu trainieren, damit sie sich mit Hörenden, die keine Gebärden verstehen, unterhalten können: Das wird in den meisten Fällen eine notdürftige Verständigung bleiben. Mit dem Argument, Gehörlose dürfe man ihrer Kultur der Gebärdensprache nicht entreissen, werden zuweilen sogar Versuche bekämpft, durch Implantate ein gewisses Hören zu ermöglichen.

Diese Auslegung des «Rechts auf Gebärden» wird nicht von allen Gehörlosen geteilt. Einhellig aber fordern sie, mehr öffentliche Anlässe sollten von Gebärdensprache-Dolmetschern begleitet

werden. In manchen Ländern sind diese auch am Fernsehen stark präsent; so war es stets, wenn der japanische Regierungssprecher die Entwicklungen um Fukushima erläuterte. Das Schweizer Fernsehen bietet eine Tagesschau mit Gebärden-Übersetzung (SF Info). Im Deutschen Bundestag ist eine Petition eingereicht worden, der Gebärdensprache den Status einer anerkannten Minderheitensprache zu geben. Wie aber kommt das «Wunder» zustande, dass sich komplexe Sachverhalte mit Gebärden in ebenso kurzer Zeit darlegen lassen wie mit Worten? Eine Dolmetscherin erklärt, die Gebärdensprachen ermöglichten es, manchmal mehrere Dinge gleichzeitig auszudrücken, und sie gehorchten einer eigenen Grammatik. Es liegt buchstäblich auf der Hand, dass diese Grammatik auf Effizienz angelegt wurde.

Die Deutsche Gebärdensprache etwa verwendet systematisch die Abfolge Subjekt-Objekt-Verb, wie Stefanowitsch darlegt, also «ich einen Apfel esse», was in der Standardsprache nur im Nebensatz richtig ist. Leider sind weder die Grammatik noch der Wortschatz verschiedener Gebärdensprachen identisch; gäbe es nur eine, so wäre sie ein formidables Esperanto. Historisch unter dem Einfluss von Landessprachen gewachsen, auch in Abweichung davon, bilden sie laut dem Hamburger Linguisten verschiedene Familien. So seien die niederländische und die amerikanische Gebärdensprache aus der französischen hervorgegangen, ebenso die italienische. Von den beiden letztgenannten gibt es je eine Schweizer Variante; dagegen ist die Deutschschweizer Gebärdensprache «zumindest teilweise unabhängig» entstanden.

Das Ende April mit rund tausend Wörtern aufgeschaltete Schweizer Online-Lexikon wird laufend ausgebaut. Es zeigt in den drei Gebärdensprachen (zum Teil mit Dialektvarianten) jeweils das Wort und einen Satz, der es enthält, in einer Videosequenz. Um sie zu finden, muss man das Wort in der entsprechenden Schriftsprache kennen und eintippen. Anstelle langer Beschreibungen: Probieren Sie es aus!

zu Inhalt oder Themen

45: «Der Bund», 22. 7. 2011

Kommt Zeit, kommt Wort

Von «abfrühstücken» bis «zwischenparken» reichten die Nullerjahre, jedenfalls wenn es nach dem soeben im Duden-Verlag erschienenen Büchlein «Unsere Wörter des Jahrzehnts» geht. Auf 80 Seiten präsentiert es 500 «zeittypische» Wörter – eine kleine Auswahl aus den rund 15 000 Stichwörtern, die im abgelaufenen Jahrzehnt neu in den Duden-Band «Rechtschreibung» gelangt sind. «Das Thema ist längst abgefrühstückt», lautet der Beispielsatz zum ersten Eintrag – es ist also kein Thema mehr. Und so mag es etlichen der ausgewählten Beispiele über kurz oder lang ergehen; sei es, dass sie aus der (bundesdeutschen) Umgangssprache wieder verschwinden, oder dass sie ihre (dito) Aktualität verlieren, wie etwa die Abwrackprämie.

Anderes bietet in der Tat «überraschende Einblicke in die gesellschaftlichen Entwicklungen innerhalb eines Jahrzehnts», wie es der Verlag verspricht. So gilt das Zwischenparken sowohl Kindern, die man während des «Einkaufsbummels» (nicht etwa «Shopping») im Spielzeugladen lässt, als auch Geldern, die in einem Fonds auf die nächste Anlage warten. Der «Heuschreckenkapitalismus» hat denn auch etliche Spuren in den Wortschatz gelegt, etwa «einpreisen» (Erwartungen in den Preis eines Wertpapiers einrechnen). Ein Wort wie «Blutdiamanten» entlarvt die brutale Geldgier unserer Zeit.

Spekulation und Kommunikation haben uns auch einen Schwall englischer Wörter beschert, aber um diese soll es hier nicht gehen. Nach einer anderen, laufenden Erhebung waren im vergangenen Jahrzehnt 30 Prozent der Zugänge englischen Ursprungs, zehn Jahre zuvor 40. Als Ursache des Rückgangs wird vermutet, das Computer-Vokabular sei zur Jahrtausendwende schon recht vollständig gewesen. Überraschender sind hier deutsche Neuprägungen: «ausgrauen» für das Kennzeichnen einer nicht verfügbaren Option auf dem Bildschirm oder «funzen» für funktionieren.

Auch der Lifestyle (im Duden schon 1991 verzeichnet) sorgt laufend für neue Errungenschaften, nicht nur englisch benamste, sondern auch etwa «Fettabsaugung», «Intimschmuck» oder «Botox» (das früher nur als Lebensmittelgift Botulinumtoxin auftrat). Auch das Zwischenparken von Kindern mag in dieses Kapitel gehören. «Lebenspartnerschaft» dokumentiert gesellschaftlichen Wandel, das bezeichnende Wort «Lebensabschnittspartner» aber fehlt in der Auswahl. Wer beim «Auflaufkind» an jenes denkt, das (im Buch von Aglaja Veteranyi) «in der Polenta kocht», liegt falsch: Es ist eines, das an der Hand eines Fussballers ins Stadion einlaufen darf. Oder einer Fussballerin: Die «Libera»-Postition hat's ins Wörterbuch geschafft und dokumentiert dort zusammen mit «jedefrau» und anderen Gerechtigkeiten die sprachliche Emanzipation.

Medizinischer Fortschritt findet nicht nur in der Schönheits-, sondern auch etwa in der «Knopflochchirurgie» statt. Die Banalisierung der Psychologie schlägt sich ebenfalls im Wortschatz nieder: «Bauchgefühl», «Frauenversteher», «fremdschämen», «motiviert» (war man das im letzten Jahrtausend wirklich noch nicht?). Nicht zuletzt prägt die Bereicherung des Speisezettels unsere Zeit, so mit «Falafel», «Mojito» oder «Chai Latte». Auch «Latte macchiato» ist zu haben, wenigstens nicht in der Kurzform «Latte», aber trotz Schluss-o wahlweise auch weiblich. Der «Bagel» ist via Jiddisch und Englisch wieder im Deutschen angekommen, wo er als «Beugel», gebogenes Gebäck, einst seinen Ursprung nahm. Bei alledem droht, was das Wörterbuch früher nicht kannte: «fehlernähren».

Oder muss man sagen: Fehler nähren? Zum Beispiel «Best Ager»; so nennt das nur auf Deutsch gebräuchliche Marketing-Englisch Leute im besten (Konsum-)Alter, also dem «best age». Ein «ager» aber wäre ein Mensch, der altert. Und weil das jeder tut, braucht es das Wort nicht. Ausser natürlich in einem Wörterbuch, das unsere Zeit einfangen will.

zu Inhalt oder Themen

46: Der Bund», 5. 8. 2011

Wenn Wörter das Zeitliche segnen

Wie gewonnen, so zerronnen: Kurz bevor die «Abwrackprämie» Eingang in die Duden-Auswahl «Unsere Wörter des Jahrzehnts» gefunden hat (Nr. 45), war sie bereits im «Wörterbuch der deutschen Spracharchaismen» verzeichnet. Die deutsche Aktion zur Förderung des Neuwagenverkaufs, der die Prämie zu verdanken war, ist abgeschlossen, und damit kann die Wortschöpfung dem Vergessen zugeführt werden. Jedenfalls hat sie der Autor Manfred Neumann in seine Sammlung «Vom Aussterben bedrohte Wörter der letzten hundert Jahre inkl. Begriffe der ehem. DDR» aufgenommen; so lautet der Untertitel des im Laufersweiler-Verlag erschienenen, 230-seitigen Buchs (ISBN 978-3-8359-1100-0).

Der «einst mit Spreewasser getaufte» pensionierte Ingenieur Neumann ist ein Amateur im besten Sinne des Wortes, ein Sprachliebhaber. Er hat seine Sammlung aus früheren ähnlichen Publikationen (namentlich von Bodo Mrozek) und aus eigener Beobachtung zusammengetragen und verzichtet darauf, «Unterscheidungen über den Grad des Veraltens der einzelnen Wörter» anzuführen; auch kommt es ihm nicht auf die Gründe dieses Veraltens an – ob etwa die bezeichneten Dinge ausser Gebrauch sind oder heute anders heissen. Er will helfen, «den Vorrat veralteter oder gerade veraltender deutscher Wörter zu nutzen», getreu einem Wort Jacob Grimms: «sprache, die auszer ihrem baren vorrat, der in umlauf ist, keine sparpfennige und seltene münzen aufzuweisen hätte, wäre arm geschaffen.»

So sind denn schon auf den ersten Seiten Raritäten zu finden wie «sich abäschern» (abrackern), «Abgängling» (Fehlgeburt), «äbicht» (links). Aufgeführt sind fast nur Wörter, die zumindest 1913 oder 1973 im Duden standen; Ausnahmen kennzeichnet der Autor und gibt andere Quellen an, so für «Aberschanz» (Gesäss, bei Mörike). Das ist zweifellos ein «Hüllwort»; dieser Ausdruck für Euphemismus ist aber nicht als bedrohtes Wort ver-

zeichnet, sondern wird im Buch verwendet, um etwa den «Argen» oder den «Gottseibeiuns» als Teufel zu entlarven oder den «Allerwertesten» zu enthüllen. Sprachlichen Einblick in die einstige DDR gewähren oft Abkürzungen oder Markennamen, aber auch Ausdrücke wie «Plaste» für Kunststoff oder «abkindern» für die «Minderung des zinslosen Ehekredits durch Geburt von Kindern». Nicht nur aus der DDR gibt es historisch oder regional gefärbte Einträge, aber die andern sind nicht gekennzeichnet. Dazu gehören etwa «quienen» (nicht recht gedeihen) oder «Posemukel» (kleine, unbedeutende Stadt – nach einem heute polnischen Dorf dieses deutschen Namens, wie Wikipedia ergänzt).

Umgekehrt enthält das Wörterbuch allerhand «vom Aussterben Bedrohtes», das in der Schweiz noch durchaus geläufig ist, im Duden meist als Helvetismus ausgewiesen: «Abdankung» (im Sinn von Trauerfeier); «allfällig» (oder, echt alt klingend, «allfallsig»), «Auslaufer» (braucht für uns nur noch die ä-Pünktchen), «aufbeigen», «Tobel», «Trottoir». Überraschend erscheint bei Neumann das in der Schweiz recht mundartlich klingende Adjektiv «teig» (halbfaul, angefault); der Duden führt es unter der uns vertrauten Bedeutung «überreif, weich» – und als «landschaftlich», aber nicht speziell schweizerisch. Unser «Lätt» hat im Wort «Letten» (Ton, Lehm) eine Entsprechung, die im Hochdeutschen «bedroht» und in Zürich Geografie geworden ist.

Wohl absichtlich allzu pessimistisch führt der Autor allerlei Wörter als «gefährdet» auf, die es kaum sind: Absprache, alles inbegriffen, Altersheim, benachrichtigen, Guten Tag, Häppchen, Steckenpferd, Tatsache – jeweils mit einem englischen oder sonst modischen Ersatzwort, von dem es angeblich verdrängt wird. Übrigens auch «Gesäss»: Heute sage man Po, wie «früher nur im Umgang mit Kindern». Kindersprache mag auch der Duden: Zu seinen «Wörtern des Jahrzehnts» gehört «supi» als Verkürzung des (dubiosen) Adjektivs «super». Möge beides das Zeitliche segnen! (Duden: «veraltend für sterben»)

zu Inhalt oder Themen

47: Der Bund», 19. 8. 2011

«Sloganizer, griffig wie der Schrecken»

«Wählen mit SVP – Schweizer werden mit Vorsicht». So passend dieser Wahlspruch auch sein mag: Echt ist er nicht. Wohl aber inspiriert vom real existierenden Slogan «Schweizer wählen SVP», und veredelt durch den Sloganizer. Der lebt im Internet und macht, dem Namen nach zu schliessen, mit Slogans das, was der Womanizer (Schürzenjäger) mit Frauen tut. Es genügt, auf der Website poetron-zone.de/sloganizer.php drei Stichworte einzugeben: «Person/Firma/Produktmarke», «Adjektiv», «Verb». Wie ein Münzautomat sieht die Seite aus, und wer «Einwurf» anklickt, erhält oft etwas unerwartet Pfiffiges wie das Eingangszitat.

Der geduldige Automat spuckt Spruch um Spruch aus, bis wieder einmal etwas gefällt: «SVP. Schweizer und begehrlich!» Oder, wenn's sprachlich gewagter sein darf: «SVP, mit dem Schweizeren Duft der Dekadenz» – «Schweizerer als SVP!? Das glaubt doch keiner!» Und wenn's doch einer glauben will, stuft er die Wahlfavoritin mit dem nächsten Einfall des Sloganizers zurück: «SVP – die Schweizerste Fussnote, die man sich vorstellen kann.»

Der Ingenieur hinter der Spruchmaschine ist der Fachjournalist Bernd Röthlingshöfer, dessen jüngstes Buch den Titel trägt: «Marketeasing – Werbung total anders». Ohne Englisch geht's auch da nicht, aber wenigstens ist's einfallsreiches: das Marketing wird mit *teasing*, mit necken verbunden. Dass man das Sprücheklopfen automatisieren kann, glaubt wohl nicht einmal der Autor im Ernst; vielmehr dürfte es ihm darum gehen, die Beliebigkeit mancher tatsächlich verwendeter Slogans aufzudecken. Und das ganz ohne Englisch-Einsprengsel: Wo man Deutsch eingibt, kommt Deutsch heraus.

Mit «Der Bund/unbestechlich/informieren» gefüttert, weiss der Automat: «Der Bund – informieren!? Nur rasieren ist unbestechlicher.» Weiss er auch, dass der Kolumnist, der ihm solches ent-

lockt, das Rasieren mit der Zeitungslektüre zu kombinieren pflegt? Jedenfalls empfiehlt die Maschine: «Für Verführer – informieren mit Der Bund!». Oder sie deutet, noch kühner, den Weg auf die schiefe Bahn: «Unbestechlich bleibt unbestechlich: Doch Der Bund hilft!»

«Marketeasing ist Marketingkommunikation, die neugierig macht, verlockend und anziehend ist», erklärt Röthlingshöfer. Die Methode kann man – der 1. August liegt ja noch nicht weit zurück – auch aufs ganze Land anwenden: «Die Schweiz/überschwänglich/feiern». Frisch sloganisiert, wird daraus: «Was für ein überschwänglicher Gedanke: Die Schweiz!» Oder gar: «Die Schweiz, so überschwänglich wie das Lachen.» Da soll einmal jemand behaupten, er wäre von selbst auf diese Idee gekommen. Dann schon eher aufs triviale, leider auch vom Automaten stammende «Die Schweiz: Dein Traum vom Glück.»

Ideal ist der Sloganizer für Leute, die Hemmungen haben, für sich zu werben. Es braucht doch weniger Überwindung, «Sprachlupe/witzig/gefallen» einzutippen, als selber Lobsprüche zu prägen wie «Sprachlupe – Erscheinung des Erstaunlichen» oder «Sprachlupe – die vornehmste Steigerung von witzig!». Der Automat hilft auch, Kundenkreise zu erschliessen, an die man gar nicht gedacht hätte: «Sprachlupe: Da lacht der Hausmann.» Selbst aus Finanz- und anderen Krisen weist die Spruchmaschine einen Weg: «Witzige Winde ersehnt der Staat: Sprachlupe!»

Sogar zur Selbstironie ist die Werbewinde fähig: «Sloganizer, griffig wie der Schrecken.» Das muss wohl der Schrecken sein, der in der echten Werbung lauert, zum Beispiel im Möbelprospekt, der dieser Tage im Briefkasten lag: «Sit for you». Das ist auf Englisch auch nicht sinnvoller als die wohlwollende Übersetzung: «Sitz für dich!». Ein Tipp für den Erfinder: «Schweizer und doch zärtlich?! SVP – wenn Sie zwei linke Hände haben.»

zu Inhalt oder Themen

48: «Der Bund», 2. 9. 2011

Fachwörter, zum Auslisten empfohlen

Listig und ganzseitig wirbt ein Discounter: «Wir listen nicht einfach aus, sondern verkaufen Markenartikel günstiger.» Denn die Konkurrenz hatte etliche dieser Artikel soeben ausgelistet, also «aus dem Sortiment genommen», wie die jüngste Duden-Ausgabe erläutert. Das Manöver diente dazu, Lieferanten unter Druck zu setzen, damit sie den günstigen Euro-Kurs weitergaben. Dieses Auslisten, ein Fachwort aus der Welt des Detailhandels, gelangte damit erstmals einer breiteren Öffentlichkeit ins Bewusstsein. Ob es dort bleibt, wird sich erst noch weisen müssen; das hängt davon ab, ob sich der Vorgang wiederholt, oder auch, ob sich die Anwendung des Worts ausweitet. Vielleicht liest man ja demnächst: «Der Nati-Trainer hat den Stürmer X. ausgelistet.»

Mit List hat das Vorgehen der Detailhändler nichts zu tun, oder jedenfalls das Wort nicht: Es geht hier nicht um Schlauheit, sondern um eine Liste, und die ist sprachlich mit der Leiste verwandt. Etwas verwirrend ist die Bildung von Verben: Mit List33 kann man jemanden überlisten; auf einer Liste dagegen etwas listen, es ist dann dort gelistet. Diese Verwendung kennt der Duden schon länger, sie ist aber eher fachsprachlich geblieben, etwa für an der Börse gelistete (kotierte) Wertpapiere. Nur die Erweiterung «auflisten» wird breiter verwendet. Der Online-Duden (duden.de) erwähnt das Verb «listen» auch als (veraltende) Ableitung von List: «den Ball ins Tor listen».

Dass Fachwörter Allgemeingut werden, kommt wohl vor allem dann vor, wenn auch das entsprechende Fachgebiet grössere Bekanntheit erlangt. Ältere Generationen sind aufgewachsen, ohne sich Gedanken darüber zu machen, wie sie dabei sozialisiert wurden – nur schon deshalb nicht, weil ihnen das Wort nie begegnete. Laut Duden bedeutet es in Psychologie und Soziologie «jemanden in die Gemeinschaft einordnen, zum Leben in ihr befähigen». Griffiger geht’s wohl ohne das Fremdwort nicht, also reden

zwar nicht gerade alle vom Sozialisieren – aber alle, die diesen Vorgang thematisieren wollen.

Als die Verben «sozialisieren» und «thematisieren» aufkamen, wirkten sie geschraubt; sie tun das für manche auch heute noch. Der Verdacht lag nahe, da wolle sich jemand wichtig machen; heute kann, wer das beabsichtigen sollte, kaum noch mit diesen Wörtern punkten. Eher muss er dann von einem Diskurs* reden, wenn er eine gewöhnliche Diskussion meint. In dieser Bedeutung ist das Wort laut Digitalem Wörterbuch (dwds.de) «veraltend»; die Schweizerische Mediendatenbank zeigt indes stark zunehmenden Gebrauch. Wo mit Bedacht von Diskurs die Rede ist, geht es meistens um eine bestimmte Art, mit einem Thema umzugehen: «Der neoliberale Diskurs ist noch immer sehr in Mode», schrieb etwa die «Basler Zeitung».

Als kürzlich im «Bund» ein Artikel über Homeschooling (Unterricht zu Hause) erschienen war, protestierte ein Lehrer: Ob er denn jetzt sein eigenes Wirken als «Schoolschooling» bezeichnen müsse? Er störte sich am Englischen, doch liegt hier auch ein Fall von Fachchinesisch vor: «Homeschooling» ist international vernetzten Bildungsforschern zu verdanken, und der Begriff sei ihnen unbenommen. Für einen Zeitungsartikel über das Thema ist es praktisch, wenn auch nicht zwingend, ihn zu übernehmen. Zur Nachahmung würde ich das nicht empfehlen, und Heavy Rotation wünsche ich dem Wort schon gar nicht.

Heavy Rotation? Auch davon war im «Bund» zu lesen, im Zusammenhang mit einem TV-Werbespot: Gemeint war häufige Ausstrahlung, und offenbar reden Musikradiomacher so. Aber bitte nur unter sich, auch wenn das Internet-Lexikon Wikipedia bereits meldet, der Ausdruck habe «Eingang in die deutsche Sprache gefunden». Da hilft nur eines: Sofort auslisten!

* zu «Diskurs» ausführlicher: Nr. 97

zu Inhalt oder Themen

49: «Der Bund», 16. 9. 2011

Wahlkampfrhetorik im Kutteltest

Es muss ja nicht gleich «Sekte von Debilen» sein, wie es CVP-Präsident Darbellay neulich der SVP an den Kopf warf: Für die anbrechende heisse Phase des Wahlkampfs bieten sich auch subtilere Kampfworte an. Nicht dass die so krass angegriffene SVP selber zimperlich wäre: Aussenpolitisch offenere Gegner verunglimpft sie zum Beispiel gern als «heimatmüde». Aber sie versteht es auch, mit an sich netten Wörtern die gleiche Negativwirkung zu erzielen, angefangen mit den «Linken und Netten».

Dieser Slogan ist längst zum Selbstläufer geworden, trotz seines Fehlstarts – Christoph Blocher rang sich 1993 zum öffentlichen Bedauern durch, dass seine Partei ihr Messerstecher-Inserat just nach dem im Hafturlaub begangenen Mord an einer Pfadiführerin lancierte. Was die SVP damals eben den «Linken und Netten» vorwarf, nennt sie auch gern «Kuscheljustiz» oder bei Bedarf «Kuschelpädagogik».

Nun ist Kuscheln ja nicht unbedingt etwas Verwerfliches, nur gehört es kaum in die Justiz. Zumindest in der familiären Pädagogik aber sollte es seinen Platz haben – selbst bei Leuten, die der «salomonischen» Devise huldigen: «Wer sein Kind liebt, züchtigt es». Indem man indessen Andersdenkende, die Kindern Selbstvertrauen oder Straftätern Einsicht einflössen wollen, des Kuschelns zeiht, zwingt man sie in die Defensive. Ähnlich leicht ist es, Einrichtungen des Sozialstaats anzugreifen, indem man sie als «Sozialindustrie» qualifiziert – auch das ein Wort, das sich vor allem im SVP-Vokabular findet. Betrieben wird diese «Industrie» von «Gutmenschen», finanziert durch «Zwangsbesteuerung», als ob es auch freiwillig entrichtete Steuern gäbe.

Wird man angegriffen, gibt es ebenfalls verbale Patentlösungen, um den Spiess umzudrehen – zum Beispiel, indem man aus dem Angreifer einen «Hasser» macht. Abgesehen vom «CVP-Hasser» Pascal Couchepin (in den Worten des damaligen CVP-Präsidenten

Adalbert Durrer) sind es wiederum vor allem Gegner der SVP, die sich als «Hasser» tituliert sehen. Das widerfährt ihnen oft in Leserbriefen, aber auch etwa in der TV-Arena – so dem Politikprofessor Georg Kohler, nachdem er SVP-Präsident Toni Brunner die Verwendung von «Worthülsen» vorgeworfen hatte. Als Worthülse oder Leerformel lässt sich fast alles attackieren, was Parteien im Wahlkampf zu bieten pflegen – Debatten sind idealerweise dazu da, die Schlagworte auf Inhalte abzuklopfen.

Ob eine bestimmte Äusserung als Kampfwort wirkt, hängt vor allem von der Reaktion des Angegriffenen ab. Suchte im Wilden Westen einer Streit, so liess er eine Bemerkung fallen, die der andere als «fightin' words» verstehen konnte: Tat der dies, so ging's los. Ein besonders beliebtes Mittel der Provokation – oder der gespielten Empörung darüber – sind Vergleiche. Bestens funktionierte diese Aktion und Reaktion, als der damalige deutsche Finanzminister Steinbrück in Bezug auf die Schweiz den «Indianern» mit der «Kavallerie» drohte. Oder umgekehrt, als Bundesrätin Leuthard im Fluglärmstreit deutsche «Taliban» geisselte. Mit dem Unterschied, dass sie sich danach entschuldigte.

Neulich wurde SVP-Altmeister Blocher gar mit Kutteln verglichen; da hätte die Partei aufjaulen können – oder aber souverän parieren: schliesslich seien Kutteln ein bodenständiges, bekömmliches Gericht. Weder das eine noch das andere geschah, denn der Vergleich kam aus den eigenen Reihen: Nationalrat Thomas Fuchs erklärte so im Juli den Verzicht darauf, Blocher nochmals für den Bundesrat aufzustellen: «Wir können nicht als Menü Kutteln vorschlagen, obwohl wir wissen, dass die Mehrheit des Parlaments keine Kutteln essen will.» Inzwischen schliesst sein Parteichef Brunner eine neue Kandidatur Blochers nicht mehr aus – vor allem, falls dieser sich in der Zürcher Ständeratswahl als «majorzfähig» erweisen sollte. Man könnte da geradezu von einem Kutteltest reden.

zu Inhalt oder Themen

50: «Der Bund», 30.9.2011

Sie lechzen rings, rechts wie links

«manche meinen, lechts und rinks kann man nicht velwechsern. werch ein illtum!» Ob der österreichische Sprachvirtuose Ernst Jandl dieses Gedicht politisch gemeint hat, weiss ich nicht. Aber es gibt in der Geschichte durchaus Beispiele dafür, dass die bequeme Anordnung des politischen Spektrums von links bis rechts durcheinandergerät, meist durch Verschiebungen über eine gewisse Zeit hinweg. Das begann schon bald nachdem die Sitzordnung in der französischen Nationalversammlung von 1789 diese Begriffe geprägt hatte: ganz links die schärfsten Republikaner, rechts aussen die treuesten Monarchisten.

Rechts also die Bewahrer, links die Neuerer. Doch als sich im 19. Jahrhundert die Republik endgültig durchgesetzt hatte, rückten ihre bürgerlichen Vorkämpfer immer mehr in die konservative Rolle, und zu ihrer Linken tauchten neue Veränderer auf: Sozialisten, die nun ihrerseits beanspruchten, den Fortschritt zu verkörpern, also progressiv zu sein. Ein weiteres Jahrhundert später: Kommunistische Machthaber in der Endzeit ihres Regimes konnte man kaum noch ernsthaft als Linke betrachten, jedenfalls nicht als Progressive.

In einem bestimmten Zeitpunkt betrachtet, haben aber «rechts» und «links» als politische Begriffe durchaus ihre Nützlichkeit bewahrt und sind recht wenig umstritten, auch wenn sich manche Politiker etwa als «weder links noch rechts, sondern vorne» zu profilieren versuchen. Sie versuchen also, den Fortschrittsgedanken aus dem hergebrachten Schema zu lösen. Das tut gewissermassen auch die Forschungsstelle Sotomo der Universität Zürich, wenn sie die Schweizer Parlamentarier nicht nur nach den beiden Seiten einteilt, sondern in einer zweiten Dimension zwischen «liberal» und «konservativ» (Vortrag von Michael Hermann).

Die Platzierung erfolgt aufgrund der Abstimmungen, und mit wenigen Ausnahmen finden sich die Abgeordneten in einer grös-

seren oder kleineren Wolke, die ihrer Partei entspricht und sich deutlich von jener anderer Parteien abhebt, zuweilen mit leichten Überschneidungen. Der Knackpunkt dabei ist, wie die einzelnen Abstimmungen den Achsen zugeordnet werden. Wie Sotomo-Leiter Michael Hermann am 27. 9. im «Bund» dargelegt hat, wird vor allem die Einstufung als «liberal» angefochten – nicht etwa, weil sie missliebig wäre, sondern weil alle sie beanspruchen, auch die Konservativen.

Aus der Sotomo-Küche stammt auch die Spinnendarstellung, die mehr Aufschluss darüber gibt, wie man – hier via Fragebogen – zu seiner Einstufung kommt (zum Anschauen und Ausprobieren: smartvote.ch): Am genauesten entspricht das Eintreten für «offene Aussenpolitik» der Liberalität, jenes für «restriktive Migrationspolitik» dem Konservatismus. Ganz rechts sind die finanzpolitisch Restriktiven, ganz links steht «Ausgebauter Sozialstaat». Gemäss Hermanns Begleittext zu seinem (bis 2011 erstellten) «Parlamentsspiegel» entspricht diese waagrechte Achse auch den Rollen der Sozialpartner. Die Vertikale bezeichnet er als Öffnungs- oder Modernisierungsachse.

Damit wären wir wieder bei der Frage, wer den Fortschritt oder eben die Modernisierung für sich beanspruchen darf. Und daran scheiden sich die Geister, nicht nur im Lauf der Zeit. Denn zu jedem einzelnen Zeitpunkt gab und gibt es verschiedene Ansichten darüber, was an der Gegenwart erhaltenswert sei und was der Fortschritt wegzufegen habe. Leicht einigt man sich auf einen Spruch, der oft Gottfried Keller zugeschrieben wird, aber nie mit Werkangabe, und der auf manchen Fassaden prangt, auch auf uralten: «Lasset uns am Alten, so es gut ist, halten, aber auf dem alten Grund Neues wirken jede Stund.» Politik beginnt dort, wo man das eine vom andern scheiden muss. Etiketten dienen der Übersicht, wenn sie weder polemisch noch gedankenlos verwendet werden (zu «bürgerlich» siehe «Sprachlupe» 11).

zu Inhalt oder Themen

51: «Der Bund», 14. 10. 2011

Im amtlichen Couvert bleibt die Sprache brav

Wahlkampf ist's, die Fetzen fliegen. Das könnte man meinen, aber in den offiziellen Flugblättern, welche die Parteien dem Wahlmaterial beilegen durften, sind die Fetzen rar: Da zeigen sich fast alle Formationen von der manierlichen Seite, und von den grösseren tun es ausnahmslos alle – auch diejenige, die sonst für rauere Sitten bekannt ist. Den Plakatmann fürs Grobe hat jedenfalls die Berner SVP für ihre amtlich beigelegten vier Seiten A 4 nicht beigezogen. Sie gibt sich dort so wortkarg, dass unter der Sprachlupe rein gar nichts auffällt.

Wer Kämpferisches sucht, muss den Blick schon auf die Ränder des politischen Spektrums richten, trifft dort aber auf ein wohlbekanntes Feindbild. Links aussen ist die Europäische Union «imperialistisch» (PdA), rechts drüben ist sie ein «antidemokratisches Bürger-Bevormundungs-Projekt» (SD). Links wird der eigene Staat ebenfalls zum Buhmann, so als «Schnüffelstaat» mit «Sozialbürokratie» bei den Grün-Alternativen.

Etwas mildere Schimpfworte ringen sich auch einzelne Traditionsparteien ab: Die CVP prangert, eher am alten als am neuen Testament orientiert, die «Kuscheljustiz» an. Die Akademikerpartei par excellence, die FDP, zieht gegen die «Verakademisierung von Berufen wie der Pflege» ins Feld; ihre Jungspunde wollen zudem «Jazzmusiker und Kindergärtnerinnen» den akademischen Klauen entreissen, und sie haben «reaktionäre Kräfte» aufgespürt: die Befürworter der Buchpreisbindung. Immerhin gibt's auch von einem kleinen freisinnigen Geistesblitz zu berichten: «Schlepper und schleppender Vollzug» plagen demnach die Asylpolitik. Die Alternative Linke glänzt mit acht Gründen, sie «NICHT» zu wählen. Und die Piratenpartei ist, zumal in der Schweiz, mit ihrem Schlachtruf kaum zu überbieten: «Wir wollen Meer» (und nicht etwa bloss freie Sicht darauf).

Breit gestreut sind Allerweltswörter wie «konstruktiv», «nachhaltig» oder «zukunftsorientiert»; Letzteres zusammen mit «visionär» wiederholt bei den Jusos. Bei der Mutterpartei brilliert eine Kandidatin mit höherer Mathematik: Hätte sie einen Wunsch frei, würde sie gleich sieben Sachen hineinpacken. Den quasi allerweltlichsten Satz bringt die EDU zustande: «Wir wollen in den gesamten familienpolitischen Themen auf nationaler Ebene wegweisend und fördernd sein.»

Besondere Pflege, auch sprachlicher Art, lassen Ständeratskandidaten dem eigenen Kanton angedeihen, wie es sich für sie gehört. Jener der FDP will Bern als «schlagkräftige Hauptstadtregion auftreten» lassen; wem die Schläge gelten sollen, lässt er offen. Und sein Rivale von der BDP meint, der Kanton brauche «mehr denn je eine starke Vertretung auf Bundesebene», und lässt uns rätseln, warum das früher weniger nötig gewesen sein soll. Der knappe Platz sorgt aber dafür, dass insgesamt wenig Wortgeklingel untergekommen ist, und den meisten Flugblättern ist anzumerken, dass grosse Sorgfalt gewaltet hat. Wer die ganz grosse Fehlerlupe hervornimmt, wird aber zumindest bei den Listen 5, 6, 7, 11, 13, 16, 17 und 21 ein bisschen fündig.

Mehr Platz für Dubioses auch sprachlicher Art bieten natürlich die ausserhalb des amtlichen Couverts gestreuten Flugblätter – für jene, die es sich leisten können. Da staunt man etwa, dass ein Parlamentarier seine Arbeit nicht nur weiterführen will, sondern (jetzt?) auch «zielgerichtet» und «aktiv», und dass er sogar «Projekte plant», in denen er dann, so nehmen wir an, Tätigkeiten plant. Über die scheint ein Bild mehr zu sagen als die berühmten Tausend Worte: «Rudolf Joder Agrarfreihandel» ist darauf zu lesen, obwohl der Kandidat laut Begleittext dagegen ist. Seine SVP, aufs Aufdecken von «Geheimplänen» spezialisiert, scheint da selber einen zu hegen.

zu Inhalt oder Themen

52: «Der Bund», 28. 10. 2011

Nachahmung befeuert die sprachliche Mode

Ein genervter Zeitungsleser schreibt: «Ohne vom ‹Befeuern› eines Themas, Trends, einer Tendenz, etc. schreiben zu können, scheint nichts mehr zu gehen. Diesjährige Sommermode oder neuer Standard? Jedenfalls stellt sich mir die Frage, ob diesem Teutonismus nicht Einhalt geboten werden kann?» Das Einfachste zuerst: «Einhalt bieten» geht nicht; jedenfalls wüsste ich nicht, wer die Macht dazu hätte. Modeerscheinungen in der Sprache kommen und gehen, manchmal gehen sie auch nicht und bilden dann eine Bereicherung oder Verhunzung der Sprache – welches, ist oft Ansichtssache.

Dass es sich um eine Mode handelt, aber nicht nur eine heurige, lässt sich leicht belegen: Die Schweizerische Mediendatenbank (SMD) verzeichnet innerhalb eines Monats rund 120 Verwendungen von «befeuern» in der Presse. Ein Jahr zuvor waren es auch schon etwa 100 pro Monat, ein Jahrzehnt früher dagegen erst um die 20; allerdings erfasste die SMD damals noch einige Zeitungen und Zeitschriften weniger. Vor allem aber: Früher war die fachsprachliche Verwendung häufiger, man befeuerte einen Ofen mit Heizmaterial oder eine Flughafenpiste mit Leuchtfeuern.

Ausser diesen beiden Bedeutungen verzeichnet der Online-Duden auch «beschiessen» sowie «anspornen» und jeweils Ähnliches. Die letzte, bildhaft übertragene Bedeutung hat nun stark zugenommen; unter den jüngsten Beispielen finden sich «Ghadhafis Ende befeuert Arabischen Frühling», «Verzweiflungstaten der Tibeter befeuern den Streit mit China» oder «K.I.Z. befeuern den deutschen Rap». Dubios erscheint mir vor allem der erste Titel, aber nicht wegen der Verwendung von «befeuern» an sich, sondern wegen unpassender Bilder: Ein Ende eignet sich schlecht als Brennmaterial und ein Frühling schlecht zum Befeuern.

Ist’s ein «Teutonismus», eine Ausdrucksweise «von draussen rein»? Die SMD erfasst auch einige deutsche Titel, und sie sind

unter den letzten 20 Funden mit einem Viertel vertreten; das ist verglichen mit anderen Recherchen recht viel, aber kaum statistisch signifikant. Allerdings ist es schon so, dass die hiesige Presse oft deutsche Moden mitmacht, entweder einfach aufgrund des eigenen Medienkonsums der Journalisten oder weil sie meinen, sich damit weltläufig und à jour zu zeigen. Zuletzt dringt derlei gar in die Mundart vor, und von da zurück ins vermeintliche Hochdeutsch: Die Schreibweise «befeuren» war auch schon zu lesen: «Nationalbankchef befeuret Spekulationen». «Befüüre?»

«Befeuern» gefällt mir in seiner Bildhaftigkeit nicht schlecht, wenn sie passt. Störend ist eher die gehäufte und zuweilen gedankenlose Verwendung – egal, ob der Ausdruck aus Deutschland kommt oder nicht. So hat sich auch «vor Ort» schon seit längerem stark verbreitet; an den Ursprung denkt kaum noch jemand. Hierzulande schon gar nicht, mangels Bergwerken. Denn von da kommt's, nicht von «der Ort», sondern von «das Ort». So bezeichnen die Kumpel das vordere Ende des Schachts, dort wo sie Erz oder Kohle abbauen. Sie müssen sich zu diesem Zweck tatsächlich «vor Ort» hinstellen und Maschine oder Pickel ansetzen; erst diese sind dann am Ort selber. Denkt man daran, so passt «vor Ort» selten auf andere Gelegenheiten; der oft gehörte «Augenschein vor Ort» ginge halbwegs an, weil man eben auf «den Ort» hinschaut – aber wo sonst als just davor sollte man das tun? Etwa per Feldstecher oder Videoüberwachung, wäre das noch ein Augenschein?

Auch da vermag wohl keine Instanz Einhalt zu gebieten. Immerhin verschwinden manche Moden auch wieder. Jedenfalls scheint mir, es sei, wenn jemand schwadroniert, etwas seltener von «schwurbeln» die Rede als noch vor einigen Jahren. Der SMD-Befund ist nicht eindeutig; vielleicht «fühlt es sich nur so an»* – um eine andere Mode mitzumachen, die meinen Ärger mehr befeuert als eben jene mit «befeuern».

* sprachlust.ch/Was – Suchwort «anfühlen»

zu Inhalt oder Themen

53: Der Bund», 11. 11. 2011

Da fehlt nur noch die «Übergreisung»

«Ich bin nicht greis. Man sollte dir die Zunge stutzen.» So wehrt sich in Thomas Manns Roman «Königliche Hoheit» ein Vater gegen den Spott seiner Tochter. Weniger rabiat, aber ebenso entschieden trat kürzlich ein 73-jähriger Leserbriefschreiber dem Wort entgegen: Er «empfindet es als Affront gegenüber älteren Mitmenschen – in welchem Alter auch immer – von Greisen zu sprechen». «Der Bund» hatte unter dem Titel «Greiser Mann verletzt Tochter mit Küchenmesser» über die Tat eines ebenfalls 73-Jährigen berichtet.

Es kann hier dahingestellt bleiben, ob der Täter der Duden-Definition entsprach: «alter oder alt wirkender (körperlich hinfälliger) Mann». Immerhin deuten die im Wörterbuch angeführten Beispiele darauf hin, dass der Ausdruck nicht immer despektierlich ist: «ein rüstiger, würdiger Greis; Kinder, Frauen und Greise». Häufig wird aber heute tatsächlich abschätzig von «Greisen» geredet – nur würde es nichts bringen, stattdessen etwa «Hochbetagte» für korrekt zu erklären: Bald bekämen sie auch unter diesem Namen Geringschätzung zu spüren, und man müsste einen neuen Ausdruck erfinden.

Das Problem liegt nicht beim Wort «Greis», das schlicht von «grau» kommt, sondern darin, dass in unserer Gesellschaft alte Menschen häufig vor allem als Problem, als Belastung wahrgenommen werden. In älteren Zeiten und in älteren Texten waren dagegen oft «edle Greise» anzutreffen. Im alten Rom, das damals noch nicht das alte war, stand der «senex», eben der Greis, gar dem Senat zu Gevatter. Und auf Suaheli werden alte Männer als «Mzee» angeredet, was sie sogleich als ehrwürdig kennzeichnet. In ostasiatischen Sprachen dürfte es ähnliche Anreden geben, dem alten Konfuzius sei Dank.

Wer alten Männern und Frauen sprachlich respektvoll begegnen will, kann das auch tun, ohne die Greisin und den Greis aus sei-

nem Wortschatz zu verbannen. Wichtiger ist, welche Botschaften man an und über Betagte verbreitet. Sicher nicht die Behauptung, unsere Gesellschaft sei «überaltert». Just am Tag nach dem Protest-Leserbrief war an gleicher Stelle von «einer überalternden – und leider nicht immer solidarischen – Gesellschaft» zu lesen – ausgerechnet in einem Beitrag, der zum verständnisvollen Umgang mit Alzheimerkranken aufrief.

Nun bedeutet «überaltert» laut Digitalem Wörterbuch der deutschen Sprache (dwds.de) einfach «einen relativ hohen, sehr hohen Anteil alter Menschen aufweisend». Das klingt wertfrei, aber in der Vorsilbe «über-» steckt doch der deutliche Hinweis, dass hier ein Mass überschritten werde – etwa das richtige oder das gesunde oder das normale. Wie auch immer dieses Mass definiert wird, und darum drückt man sich fast stets: Eine überalterte Gesellschaft wäre demnach besser dran, wenn es in ihr weniger alte Leute gäbe. Wer das sagen will, soll und darf es sagen, aber bitte nicht versteckt in der Vorsilbe «über-». Und wer es nicht sagen will, kann von einer alternden oder gealterten Gesellschaft reden und damit ohne Wertung auf die unbestrittene Tatsache hinweisen, dass das Durchschnittsalter und damit der Anteil von Menschen über einem bestimmten Alter steigt.

Es mag paradox erscheinen, die eben erst für «Greis» abgelehnte Wortpolizei nun auf «überaltert» anzusetzen. Aber ich sehe einen Unterschied darin, ob der vermutete negative Beigeschmack vom vorherrschenden Sprachgebrauch herrührt, der sich auch wieder ändern kann, oder ob im Wort selber ein abwertender Sinn steckt. Ob jemand «Greise» für voll nimmt oder nicht, merkt man aus dem Ton und dem Zusammenhang; dass jemand «Überalterung» gut oder auch bloss akzeptabel finden könnte, ist eine gewagte Unschuldsvermutung. Wird die Vorsilbe «über-» genug oft gedankenlos gebraucht, so verliert sie vielleicht dereinst die Bedeutung «über einem bestimmten Mass liegend» – aber Greise werden sich immer noch daran erinnern.

zu Inhalt oder Themen

54: Der Bund», 24. 11. 2011

Ein Modewort kommt selten allein

Ein kleines Wunschkonzert habe ich ausgelöst, als ich kürzlich an dieser Stelle einer Anregung aus dem Leserkreis folgte und «befeuern» sowie andere Modewörter aufs Korn nahm: Mehrere Leser befeuerten meine Schreiblust mit Hinweisen auf weitere Wörter, die sie als lästig empfinden. Zwar könne man «Neuwörter» nicht verbieten, schrieb einer zustimmend und fragte: «Könnte man einige besonders blöde wenigstens mit einem Hinweis auf ihre Herkunft eindämmen?» Versuchen kann man es ja.

Sein erster Kandidat ist der Ausdruck «auf Vordermann bringen», das «aus deutschen Kasernenhöfen» stamme. Das Wort weckt auch bei mir ungute Erinnerungen an militärische Aufstellungen in Reih und Glied, weshalb ich es meist meide – oder, wie in einer früheren «Sprachlupe» geschehen, mit Bedacht verwende, wenn der martialische Anklang passt. «Aufs Korn nehmen» hätte der Leser auch anführen können, bezieht es sich doch auf die Zielvorrichtung mancher Gewehre. Nur drängt sich dieser Bezug heute kaum noch auf; Menschen sollte man freilich trotzdem nicht aufs Korn nehmen, aber für Modewörter mag, wie eingangs, derlei Behandlung angehen.

Der antimilitaristische Leser nahm auch «08/15» aufs Korn: Dieser Ausdruck für «Dutzendware oder -methoden» sei allerdings «glücklicherweise selten geworden». So selten auch wieder nicht: Er stand letzte Woche in Schweizer Zeitungen für Salatsaucen, Pflanzenblätter, Bauarbeiten, Politiker, Fitnessstudios. Und er kommt nicht, wie man meinen könnte, von der Anfangszeit eines landläufigen Arbeitstags oder gar von der «Zwänzgabachtischnure», sondern von einem 1908 konstruierten und ab 1915 massengefertigten deutschen Infanteriegewehr. Bloss denkt daran kaum noch jemand.

Ein neuerer Import hat einem ehemaligen Arbeitskollegen zugesetzt, als er in einer Pendlerzeitung «Calmy-Rey disst Maurer»

oder ähnlich gelesen hatte und sich von seiner Tochter aufklären lassen musste, das bedeute dasselbe wie früher (!) «mobben». Ohne mich über Mobbing auszulassen: «Dissen» ist höchstens eine von vielen Methoden dazu. Der Duden kennt es seit 2000 unter der Bedeutung «(besonders in der Sprache der Rapper) verächtlich machen, schmähen». So gilt das nun wohl auf Deutsch; fürs englische Original trifft die Umschreibung indessen nicht ganz zu, auch wenn es tatsächlich aus der afroamerikanischen Strassenkultur stammt. «To dis» oder «to diss» ist eine Verkürzung von «to disrespect» und bedeutet (z. B. nach thefreedictionary.com) «jemanden mit Verachtung behandeln» – das kann, muss aber nicht mit Worten geschehen.

Auch den «Flyer» sieht der Kollege als Import via Jugendsprache an, an den man sich freilich gewöhnt habe: Was früher «Flugblatt» hiess, habe er unter der neuen Bezeichnung erstmals in den Neunzigerjahren als Werbung für die damals aufkommende Techno- und Rave-Musik erlebt. Eine heutige «Avantgarde» aber greife auf ein noch viel älteres deutsches Wort zurück: In Bern bezeichne die Freie ArbeiterInnen-Union ihre Zeitung «Rebellion» in der Unterzeile als «Flugschrift».

Na ja – «Flyer» eignet sich schlecht, denn das ist inzwischen im deutschen Kommerz-Englisch angekommen und überdies zur Marke für ein Elektrovelo geworden. Das passt: Auch ein bestimmter Typ Spinnmaschine heisst Flyer, während «Spinning» eine Trainingsmethode mit Standvelos ist. Das Thema Wortimport lässt sich beliebig weiterspinnen, und nicht nur, um ein Abwehrnetz zu knüpfen: Gar manche Bezeichnung kommt mit der Sache und geht leichter von der Zunge als ein schwerfälliger Übersetzungsversuch. Ärgerlich aber ist’s, wenn ein englisches Wort in die Form eines bestehenden deutschen schlüpft und dessen Bedeutung zu verdrängen droht. Auch dafür wurde mir ein Beispiel zugetragen: «definitiv» für «ganz bestimmt» («definitely») statt «abschliessend». Das geht zu weit, aber nicht definitiv.

zu Inhalt oder Themen

55: «Der Bund», 9. 12. 2011

Hütet euch vor der Schokoladenseite!

Wohl dem, der noch einen Dornseiff hat, denn der ist gewarnt: Als Synonym von «unter die Räder kommen» steht da «auf die Schokoladenseite kommen». Jedenfalls in der «sechsten, unveränderten Auflage» des Standardwerks «Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen», erschienen 1965, wenige Jahre nach dem Tod seines Schöpfers Franz Dornseiff. Auf dass ja niemand ahnungslos der Schokoladenseite zum Opfer falle, hatte er die Redewendung in die Sachgruppe «Misslingen» eingereiht.

Eine 80-jährige Sprachfreundin, die einen solchen Dornseiff besitzt, aber «keine modernen Apparaturen», hat mir von Hand geschrieben – als ob sie sich für ihre makellose Handschrift entschuldigen müsste. Zu ihrem Leidwesen hatte sie niemanden gefunden, der ihre Ansicht teilt, die Schokoladenseite sei etwas Negatives und der «stofflich berührbare Hintergrund» dieser Metapher müsse wohl aus einer anderen braunen Substanz bestehen. Die zu nennen sie sich hütete, war sie doch einer «schmutzigen Phantasie» geziehen worden von jemandem, der die Schokoladenseite für etwas Appetitliches hält.

Nun ist mit modernen Apparaturen und Wörterbüchern ebenfalls viel Positives über die Schokoladenseite zu finden; auf Abschätziges bin ich dagegen nicht gestossen. Was im Dornseiff steht, scheint mir auf eine (frühere) ironische Verwendung zurückzugehen; ob die Verkehrung der Schokolade in ihr Gegenteil mit schmutziger Phantasie verbunden war, kann dahingestellt bleiben. Allerdings deutet, wer von der Schokoladenseite einer Person oder Sache spricht, immer auch an, dass da noch eine andere Seite ist. Die mit der Sonnenseite verwandte Verwendung braucht auch nicht als schweizerische, Schoko-freundliche Eigenart erklärt zu werden, wie es die Briefschreiberin vermutet: In Deutschland klingt’s ebenso.

Nicht nur einen Dornseiff hat die Dame, sondern auch ein beneidenswert gutes Gedächtnis: Vor etwa zwölf Jahren habe in der NZZ gestanden, «der Begriff ‹Schokoladenseite› gehe auf den Marquis de Sade zurück». In der Tat: Wie eine moderne Apparatur zutage fördert, war dort 1998 zu lesen, Casanova habe für die lichten Seiten des Eros gestanden, Sade dagegen für die düsteren – er mit seiner «Vorliebe für schwarze Trüffel, Kaffee und Schokolade, die ‹so dunkel sein muss wie der Hintern (cul) des Teufels›, kurz: mit seiner Kochkunst als art cul-inaire». Da aber all dies Schwarze für Sade etwas Genüssliches war, ist damit immer noch nicht erklärt, was an der Schokoladenseite schlecht sein soll.

«Kann es sein», fragt die Muse dieser «Sprachlupe», «dass in der Entwicklung einer Sprache ein Ausdruck, eine Bedeutung sich ganz natürlicherweise in ihr Gegenteil verkehren kann?» Ja, es kann, nur vermute ich, dass bei der Schokoladenseite das Schöne zuerst war und sich die Verkehrung nicht durchgesetzt hat. Anders verhält es sich etwa mit «eine schöne Bescherung». Wer das sagt, will sich kaum für ein willkommenes Geschenk bedanken; vielmehr ist er im Dornseiff'schen Sinne «auf die Schokoladenseite gekommen».

Eine andere Umkehrung ist gerade im Gang: Immer öfter liest man, jemand habe sich «einen Deut» um etwas geschert. Dabei kommt die Redensart «sich keinen Deut scheren» von einer alten, geringen niederländischen Münze; gemeint ist also, dass man sich nicht im Geringsten um etwas kümmert. «Sich einen Deut scheren» wäre immer noch recht wenig, aber wer es sagt, denkt gewiss nicht an Kleingeld, sondern für ihn ist Deut was Dreck. Ebenfalls am Verschwinden ist die Unterscheidung von «voll» und «ganz» bei der Einschätzung von Mengen: Wer heute erzählt, er habe «ganze 1000 Seiten» gelesen, meint nicht wie früher, das sei ein Deut, sondern er ist stolz auf seine Leseleistung; einst hätte er deshalb sagen müssen «volle 1000 Seiten». Richtig schokoladenseitig!

zu Inhalt oder Themen

56: Der Bund», 23. 12. 2011

Wo das Gegenteil ebenfalls wahr ist

«Das ist so falsch, dass nicht einmal das Gegenteil richtig ist», soll in den Sechzigerjahren der legendäre Bundesrat Hans Schaffner einem Parlamentarier entgegengehalten haben. Dem so Gescholtenen hätte es also nicht einmal etwas genützt, hätte er die Sache und das Gegenteil behauptet, wie das Politiker bisweilen tun – wenn auch meistens mit solchem zeitlichen Abstand, dass sie meinen, niemand mehr erinnere sich an die erste Aussage. Mit etwas sprachlichem Geschick kann man freilich im gleichen Moment völlig gegensätzliche Dinge von sich geben, oder jedenfalls solche, die das Gegenüber so oder so verstehen kann.

Die vor Kurzem hier präsentierte Schokoladenseite (Nr. 55) wäre so ein Fall, wenn es denn (noch) Leute gäbe, die ihr eine abseitige, abschätzige Bedeutung verleihen. Dem «Bund»-Korrektorat danke ich für den Hinweis, dass in umgekehrter Richtung die «Faust aufs Auge» doppeldeutig (geworden) ist. Laut dem Online-Duden bedeutet die Redensart sowohl «genau passen» als auch «überhaupt nicht passen». Mir scheint die positive Deutung jüngeren Datums zu sein; sie hat ja auch einen zynischen Beiklang, wenn man an die Folgen des passgenauen Zusammentreffens von Faust und Auge denkt.

Vielleicht ist es ausgleichende Gerechtigkeit, dass auch der umgekehrte Fall vorkommt: Ein Wort und seine vermeintliche Verneinung bedeuten genau dasselbe – «wirsch» und «unwirsch» etwa, weil «un-» hier eine Verstärkung bedeutet. «Tiefe» und «Untiefe» können zwar als Gegensätze verwendet werden, sie müssen es aber nicht: «Untiefe» kann sowohl «seichte Stelle» als auch «grosse Tiefe» bedeuten. Bestimmt auf dem Irrweg ist indes jener (englische) Reiseführer, der angibt, man habe den Prager Kaufmannshof einst «Ungelt» angeschrieben, damit Räuber meinten, hier gebe es nichts zu holen. Der Ort heisst Ungelt wie das Entgelt, das fremde Marktfahrer bezahlen mussten.

Fast immer wird bei doppeldeutigen Begriffen aus dem Zusammenhang klar, wie sie gemeint sind. Wenn etwas «kein Thema» ist, so bedeutet das meistens, es komme nicht in Frage. Nicht aber hier: «Der Verbleib von Bruno Zuppiger im Nationalrat war für die SVP-Fraktion gestern kein Thema.» Dieser Zeitungssatz war wörtlich gemeint: Es wurde nicht darüber geredet, weil niemand den Verbleib in Frage stellte. Auch wenn jemand etwas riskiert, kann das zweierlei bedeuten: Er setzt es aufs Spiel, oder er nimmt es in Kauf. Man kann also mit waghalsigem Verhalten gleichzeitig sein Leben und den Tod riskieren.

Mein Verdacht, «sein Leben riskieren» sei eine jüngere Anlehnung an den im Englischen vorherrschenden Gebrauch von «to risk», hat sich nicht erhärtet: Im Deutschen sind beide Bedeutungen gut verankert. Als Anglizismus wird zuweilen die Verwendung von «etwas realisieren» im Sinne von «einer Sache gewahr werden» kritisiert: Auf deutsch bedeute das Wort nur «verwirklichen», was zwar nicht gerade das Gegenteil, aber doch etwas ganz anderes ist. Doch auch hier sind beide Bedeutungen schon lange gebräuchlich; dass ein Wort mehrere unterschiedliche Dinge bezeichnen kann und im Zusammenhang verstanden werden muss, ist ja keine Seltenheit.

Lästig finde ich es aber, wenn im Deutschen englische Wörter verwendet werden, die sich gleich schreiben wie ganz andere deutsche, und man daher aus dem ganzen Satz nicht nur auf die Bedeutung, sondern auch auf die Aussprache schliessen muss. Wer Roger Schawinski als Meister des Talks bezeichnet, der riskiert, dass man an weissen Puder statt ans Mikrofon denkt. Von der Webseite, die weder gewoben noch eine Seite ist, war an dieser Stelle schon die Rede (Nr. 32), ebenso vom Boxing Day (26. 12., Nr. 30), an dem nur in Bern geboxt wird. Auch an dem Tag wird jemand irgendwo einen Tag aufsprühen, vor allem, wenn er eine Gift Box bekommen hat und nicht weiss, ob er sie öffnen oder weitergeben soll.

zu Inhalt oder Themen

57: «Der Bund», 6. 1. 2012

Das Langleberisiko des Risikoveteranen

Lieb Vaterland, magst ruhig sein: Alle 188 «Risikoveteranen» sind entwaffnet worden. Die Meldung stammt von der Schweizer Armee, allerdings ohne den schönen Begriff, den sich ein Journalist einfallen liess, wahrscheinlich inspiriert von den Risikobären. Amtlich waren es ehemalige AdA (Angehörige der Armee) mit «Vermerk zum Rückzug der Waffe». Den bekamen längst nicht alle, die ihre Waffe unerlaubterweise behalten hatten, sondern nur jene, bei denen ein Grund zur Annahme vorlag, sie könnten sich oder andere gefährden.

Es bleiben fast doppelt so viele unerlaubt bewaffnete Veteranen, die frei herumlaufen – wahrscheinlich meist ohne ihre Gewehre. Diese stecken im Putzschrank, wenn man den gestellten Pressebildern glauben darf, die fast immer verbreitet werden, wenn vom häuslichen Arsenal die Rede ist. Sehr unpraktisch, ausser natürlich für Redaktionen in Fotonot – aber die Bildsprache bildet eigentlich kein Thema dieser Kolumne.

Es gibt Bärenfreunde, die sich gegen den Ausdruck «Risikobär» wehren: Das sei diskriminierend, denn wenn Gefahr für Menschen entstehe, sei nicht der Bär das Problem, sondern der Mensch. Der Bär tue nur, was ihm seine Natur vorgebe: Fressen suchen, wo es am leichtesten zu finden ist, und unter Umständen aggressiv reagieren, wenn er dabei gestört wird. Der Risikomensch müsse also aufhören, mit Futter um sich zu werfen und den Ort dieser Schandtat hernach nochmals aufzusuchen.

Von Veteranenfreunden, die sich für Risikoveteranen einsetzen, ist noch nichts bekannt geworden. Es ist ja auch nicht so, dass das natürliche Verhalten des Veteranen darin bestünde, mit seiner Waffe sich oder andere zu gefährden – selbst dann nicht, wenn er sich in seinem tatsächlich natürlichen Verhalten gestört fühlen sollte. Aus pazifistischer Sicht könnte man freilich argumentieren, von Armeeveteranen sei überhaupt kein natürliches

Verhalten zu erwarten, da sie eben durch den Umgang mit Waffen verdorben seien. So weit wollen wir nicht gehen, aber es gibt schon zu denken, wenn eine Google-Suche nach Risikoveteranen dies erbringt: «Risiko auf den Tisch. Dazu nen Hamburger mit Besteck, nen Appelkorn, und mit allen Armeen nach Kamtschatka einfallen.» Allerdings muss man dazu sagen, dass es sich um Veteranen des Brettspiels «Risiko» handelt.

Auch wenn diese deutschen Risiko-Veteranen harmlos und die schweizerischen (ohne Bindestrich) entwaffnet sind: Es bleiben immer noch jene Ex-Ada ohne «Vermerk zum Rückzug der Waffe», aber durchaus mit unerlaubtem Schiesseisen. Und für sie besteht, wie für die meisten Leute, das Langleberisiko. Das heisst nun durchaus auch im amtlichen Sprachgebrauch so, und in jenem der Versicherungsbranche ohnehin. Denn es geht um Rentenversicherungen, und für die besteht in der Tat das Risiko, dass die «verrenteten» Personen länger leben, als in den Berechnungen vorgesehen ist.

Für durchschnittliche Pensionierte ist der Risikofall schon eingetreten, wenn die Warnrufe aus der Branche zutreffen: Die Lebenserwartung ist höher, als es sich die meisten Pensionskassen leisten können, und sie ist immer noch am Steigen. Es ist auch nicht mehr tabu, aus der Sicht der Betroffenen sinngemäss von Langleberisiko zu reden: je länger das Leben, desto grösser das Risiko, dass die letzten Jahre nicht zu den erfreulichsten gehören. Aber Versicherer wie Versicherte müssen lernen, mit diesem Risiko zu leben und es erträglich zu gestalten: Auf eine Interessengemeinschaft gegen langes Leben zu schliessen, wäre ein fataler Kurzschluss. Sprachlich gab es ihn schon einmal: mit dem «sozialverträglichen Frühableben», das ein deutscher Ärztevertreter 1998 in die Welt setzte. Er hatte die gute Absicht, vor überrissenem Sparen im Gesundheitswesen zu warnen, aber die Jury des «Unworts des Jahres» wusste die Ironie nicht zu schätzen und sprach ihm die Krone zu. Der Mann war eben ein Risikoredner.

zu Inhalt oder Themen

58: «Der Bund», 27. 1. 2012

Das Wachstum, das ins Gehirn einwächst

Leidet die Wirtschaft, so leidet die Sprache mit: Sie wird oft als Dienerin von Wirtschaftsinteressen eingespannt und malt für sie schwarz. So stehen, wenn der Währungsfonds seine Wachstumsprognosen herabsetzt, die «USA in düsterem Licht», und «die Wachstumstreiber Deutschland und China drohen auszufallen». Und das alles, obwohl diese Volkswirtschaften durchaus noch zulegen sollen, nur nicht im bisherigen – oder bisher erwarteten – Ausmass. Mir geht es hier nicht um eine Diskussion, ob die Wirtschaft überhaupt immer wachsen kann und soll, auch nicht darum, wie oder wie stark sie es allenfalls tun soll.

Es geht allein um jene Sprache, in der meistens über wirtschaftliche Dinge geredet wird, vor allem in den Medien. «Die Tagesschau macht uns weis, dass ein Prozent Wachstum besser sei als ein halbes», schreiben Urs P. Gasche und Hanspeter Guggenbühl in ihrem 2010 erschienenen Buch «Schluss mit dem Wachstumswahn» und führen weitere Belege für ihre Feststellung an: «Die meisten Medien sehen die Welt fast nur noch aus der ökonomischen Optik.»

Nun mag Wirtschaft nicht alles sein, und ohne Wirtschaft alles nichts. Damit man indessen das weite Feld zwischen «nur Wirtschaft» und «keine Wirtschaft» (oder: nur bzw. kein Wachstum) unbefangen diskutieren kann, sollten die Meinungen nicht schon durch die verwendeten Beschreibungen vorgespurt werden. Die Diskussion kann sich dann darum drehen, ob die möglichst sachlich beschriebenen Zustände und Prognosen «düster» und «bedrohlich» sind, oder aber «rosig», «vielversprechend» und wie die positiven Prädikate alle lauten.

Auch «positiv» ist in diesem Sinn ein gefährliches Wort; zwar bedeutet es mathematisch einfach «grösser als null», aber in der Alltagssprache steht es auch allgemein für etwas Gutes. Wenn ein bernischer Wirtschaftsbeamter eine «negative Spirale» be-

fürchtet, weil sich Wirtschafts- und Bevölkerungswachstum gegenseitig bedingen, so meint er das nicht nur mathematisch, sondern auch wertend. Und von verschiedenen Szenarien ist jenes mit stärkerem Bevölkerungszuwachs das «optimistische».

Bei Einwohnerzahlen scheint die wertende Darstellung mindestens so stark verankert zu sein wie bei Produktionsstatistiken, dabei ist eine Diskussion darüber, was gut und was schlecht sei, bei der Bevölkerungsdichte mindestens so berechtigt. Aber da liest man etwa von einem «Ranking» mit «Verlierern» und «Gewinnern» unter den Kantonen; immerhin blitzt auch etwas Skepsis auf: Es werde in Ballungsräumen wie Zürich «enger».

In der Schweiz habe die Einwanderung «den Blick auf die langfristig sehr negative demografische Entwicklung der Schweizer Bevölkerung gründlich vernebelt», schrieb der Kinderarzt Remo Largo im «Magazin», und er beklagte den «eklatanten Mangel» an Schweizer Kindern. Nun war das ein Meinungsartikel, aber auch etwa in einem journalistischen Bericht aus Deutschland war von der «erschreckenden» Prognose schrumpfender Bevölkerung zu lesen; die Geburtenrate sei «viel zu tief».

Das Wachstumsmantra «hat sich in unseren Köpfen eingebrannt», schreiben die oben zitierten Buchautoren. Wie stark sich das Denken wirklich durch die Wortwahl beeinflussen lässt, ist eine heiss umstrittene Frage; das Paradebeispiel sind die männlichen Formen, bei denen Frauen «mitgemeint» sind, aber ausserhalb des Blickfelds bleiben. So wenig ihre Erwähnung Gleichstellung garantiert, so wenig beseitigt neutrale Sprache den «Wachstumswahn» – aber beides kann ein Beitrag dazu sein, eingefahrene Denkmuster infrage zu stellen. Und das ist doch auch schon Grund genug, sich die Wortwahl gut zu überlegen.

zu Inhalt oder Themen

59: Der Bund», 10. 2. 2012

Südliche Silbensalven sagen auch nur «äuä»

Jetzt haben wir's wissenschaftlich: Am Mittelmeer wohnen besonders schnellzüngige Europäerinnen und Europäer. Bei einem Vergleichstest zwischen den fünf verbreitetsten westeuropäischen Sprachen sowie Japanisch und Chinesisch kamen Testpersonen aus Frankreich und Italien auf etwa 7 Silben pro Sekunde, jene aus Spanien gar auf fast 8. Noch etwas näher an dieser Schallgrenze lagen Japanischsprechende, aber – und das ist die Überraschung aus dieser Studie – das Tempo nützt all diesen Zungenakrobaten nichts. Denn die Forscher der Universität Lyon massen nicht nur die Silbenkadenz der (je gleich vielen) Männer und Frauen, die keine Sprechprofis waren. Sie bekamen alltägliche Texte zu lesen und sollten diese in einem Tempo vortragen, das ihnen normal erschien.

Da die kurzen Vorlagen aus dem Englischen in die anderen Sprachen übersetzt worden waren, enthielten sie überall «gleich viel Information», auch wenn sich ihre Silbenzahl unterschied. Die Vorlesezeit wurde damit zum Mass für die «Effizienz» jeder Sprache als Mittel, pro Minute möglichst viel mitzuteilen. Und siehe da: Japaner brauchen für eine bestimmte Information so viele Silben, dass ihr Tempovorsprung nicht nur verpufft, sondern sich in einen Rückstand verwandelt. Ihre «Informationsrate» liegt bei bloss 74 Prozent der Referenzgrösse (Vietnamesisch, das die Forscher als Sprache ausserhalb des Vergleichs wählten).

Englisch kam mit 108 Prozent an die Spitze, obwohl es mit vergleichsweise bedächtigen 6 Silben pro Sekunde gesprochen wurde. Deutsch schaffte mit annähernd gleichem Tempo, aber geringerer «Informationsdichte» 90 Prozent. Chinesisch, am stärksten befrachtet und am langsamsten gesprochen (gut 5 Silben), erbrachte 94 Prozent, und noch etwas näher am Vietnamesisch-Standard von 100 Prozent lagen die drei getesteten romanischen Zungen. Die Studienautoren waren von der Hypothese ausgegan-

gen, auch sehr unterschiedliche Sprachen seien ähnlich komplex, die einen mehr in der Phonetik, die andern mehr in Grammatik und Satzbau; das gleiche sich aus, und das universelle Mitteilungstempo entspreche dem, was Menschen aufnehmen könnten, ohne gelangweilt oder überfordert zu sein. Wie die Probetexte ankamen, wurde freilich nicht getestet. Ohnehin sind die Forscher vorsichtig mit der Interpretation ihrer Studie, die nur mit 20 Texten und 6 bis 10 Personen pro Sprache arbeitete.

Statistisch gesehen, könnten zuverlässige Prozentzahlen jeweils um fast einen Zehntel nach oben oder nach unten von den ermittelten abweichen. Nur der Spitzenplatz des Englischen und der Schlussrang des Japanischen unter den untersuchten Sprachen scheinen einigermassen gesichert. Allerdings waren ja die Probetexte ursprünglich englisch, was einen Heimvorteil bedeuten könnte. Im mitgelieferten Beispiel sind die französische und die italienische Übersetzung eher geschwätziger als das Original; die deutsche allerdings ist etwas lakonischer. Im Internet findet sich die Studie aus der Fachzeitschrift «Languages» unter der Kurzadresse: tiny.cc/pellegrino.

Zumindest der Tendenz nach sehen die Forscher ihre Hypothese bestätigt: Je langsamer, desto gehaltvoller. Es wäre reizvoll, entsprechende Untersuchungen auch innerhalb eines Sprachgebiets zu unternehmen, zum Beispiel des deutschen, und dann müsste auch noch zwischen Dialekt und Standardsprache unterschieden werden. Es stimmt ja wohl, dass Schweizer im Durchschnitt langsamer «Schriftdeutsch» reden als Deutsche (die zuweilen auch ihren Dialekt für Hochdeutsch halten). Im Schweizerdeutschen wiederum fallen die Unterschiede des Sprechtempos so deutlich aus, dass allein schon das die Lyoner Forscher lange beschäftigen könnte. Gewiss sähen sie ihre Hypothese ein weiteres Mal bestätigt, wenn sie nur schon die Informationsdichte studierten, die ein Massimo Rocchi dem berndeutschen «äuä» verleiht.

(Zuschrift zu dieser «Sprachlupe» im Anhang 2)

zu Inhalt oder Themen

60: Der Bund», 24. 2. 2012

Achtmal Gefahr für Schweizer Sprachen

Haben Sie's bemerkt? Der vergangene Dienstag war der Internationale Tag der Muttersprache. Die Inflation solcher Tage führt dazu, dass das Buhlen um Aufmerksamkeit meistens erfolglos bleibt. Dabei hätte es dieses Anliegen der Unesco ganz und gar verdient, weltweit ernst genommen zu werden. Dieses Jahr hat die Uno-Kulturorganisation den Tag mit dem Aufruf verbunden, den Unterricht in der Muttersprache besser zu pflegen. Für viele der rund 6000 Sprachen, die es auf der Welt laut Unesco noch gibt, wird dieser Aufruf zu spät kommen, selbst wenn er beherzigt wird. Alle zwei Wochen stirbt nach diesen Angaben eine Sprache aus; gut ein Drittel aller Sprachen, genau 2244, sind laut dem ihnen gewidmeten Atlas vom Aussterben bedroht, und für 230 weitere ist seit 1950 das Verschwinden registriert worden (Angaben der Unesco, online ab ca. 2020 weniger detailliert).

Wie die Unesco verschiedene Sprachen (nicht bloss Dialekte) unterscheidet und ihren Bedrohungsgrad einstuft, zeigt ein Blick auf die Schweiz. Da gibt's zwei «verletzliche» Sprachen, das Alemannische und das Bairische. «Verletzlich» bedeutet, dass die meisten Kinder die Sprache sprechen, die aber auf «bestimmte Bereiche (z. B. das Zuhause) beschränkt» ist. Dass neben dem alemannischen Schweizerdeutsch ein bairisches auftaucht, ist kein Geografiefehler der Weltorganisation, sondern linguistisch korrekt: Der Dialekt von Samnaun gehört zu dieser (regionalen) Sprache.

«Bestimmt in Gefahr», weil es «die Kinder zuhause nicht mehr lernen», ist eine weitere mit dem Deutschen verwandte Sprache, die auch in der Schweiz vorkommt: das Jiddische. Gleich ergeht's dem Romani mancher Fahrenden. Bei den lateinischen Sprachen figurieren in derselben Gefährdungsstufe das Rätoromanische, das Lombardische (Tessiner und Italienischbündner Dialekte) sowie das Frankoprovenzalische (zu dem die meisten Patois gehören). Wiederum sprachwissenschaftlich richtig ist «Franc-Com-

tois» separat aufgeführt. Dieses im Jura vorkommende Patois ist sogar «ernsthaft bedroht», weil es nur noch Grosseltern reden, Eltern bestenfalls verstehen und Kinder auch das nicht mehr.

Dass Kinder nicht mehr Rätoromanisch lernten, ist wohl eine übertriebene Behauptung; dass sich die Rumantsch-Anhänger nicht noch einen internen Sprachenstreit leisten können, wird man aber aus der alarmierenden Einstufung schliessen dürfen. Weniger Sorgen bereitet die «Verletzlichkeit» des Schweizerdeutschen; schliesslich umfasst der «bestimmte Bereich», in dem es üblich ist, den ganzen Alltag. Eher gefährdet ist die Vielfalt der Dialekte; diese aber liegen unterhalb des Unesco-Radars.

Diese angebliche Gefährdung ist kein Grund, das Schweizerdeutsche zur einzigen Muttersprache der Deutschschweizer zu erklären: Egal, ob man es als Dialektgruppe oder als Teil der alemannischen Regionalsprache versteht – es gehört zu einer Sprachfamilie, deren gemeinsame Hochsprache (mit Varianten) das Standard- oder Schriftdeutsch ist, und erst mit diesem zusammen ist die muttersprachliche Bildung vollständig. Die Gefährdungsmeldung der Unesco trifft eher für Deutschland zu, wo besonders in städtischen Gebieten die Dialekte im Rückzug sind: Laut dem Sprachwissenschaftler Karl-Heinz Göttert muss München für 2040 mit dem Aussterben des Bairischen rechnen (SZ-Interview 26.11.11).

Die in Deutschland gegründete Gesellschaft für bedrohte Sprachen hat allerdings weniger das eigene Land im Auge als die internationale Zusammenarbeit zur Sprachenrettung. Sie bietet auf ihrer Website (www.uni-koeln.de/gbs) sogar einer beinahe ausgestorbenen Sprache Gastrecht, die der Unesco entgangen ist: «Unserdeutsch», auch «Rabaul Creole German» genannt, ein koloniales Überbleibsel aus Papua-Neuguinea, zuletzt vor allem unter Auswanderern in Australien gepflegt, wo es nach einer Angabe von 1989 noch 80 Leute sprachen. Zumindest den Namen sollten wir uns merken: «Unserdeutsch». Fortsetzung: Nr. 385

zu Inhalt oder Themen

61: Der Bund», 9. 3. 2012

Rezepte gegen akustische Allergie

Leiden Sie auch an akustischer Allergie? Dieses Unwohlsein befällt viele Deutschschweizer, wenn sie aus heimischen Lautsprechern Klänge vernehmen, die ihren Ursprung weiter nördlich im deutschen Sprachraum haben – je weiter, desto schlimmer. Und besonders schlimm, wenn die Lautsprecher öffentlichen Institutionen dienen, etwa in den Medien oder im Verkehr. Mich störte es vor Jahren, als ein Fernsehmoderator – Schweizer notabene – prononciert «zwanzich, dreissich» von sich gab. Und in jüngerer Zeit, als im Kulturradio DRS 2 die Betonung «Télefon» um sich griff, mit spitzer (geschlossener) Aussprache des betonten ersten e, nicht etwa schweizerisch offen.

Zu Ehren des TV-Mannes: Der Duden, der im Internet zu manchen Wörtern die Aussprache hören lässt, kennt bei den Zehnerzahlen nur die Endung «-ich». Das neue Duden-Wörterbuch «Schweizerhochdeutsch» dagegen empfiehlt, diese «besonders in Nord- und Mitteldeutschland übliche Aussprache zu meiden». Der allgemeine Duden lässt das «Telefon» endbetont erklingen; die spitze Betonung der ersten Silbe gilt als Nebenform.

Als ich das Schweizer Wörterbuch in einem Zeitungsartikel («Schweizer Stallgeruch») vorgestellt hatte, schrieb mir ein Leser: Er freute sich, dass eine neue Tagesschau-Sprecherin von «Tschüss» zu «Auf Wiedersehen» gewechselt hatte. Aber auch darüber, dass vor einigen Jahren die Berner Regionalbahn RBS ihre Durchsagen vom «unangebrachten» Dialekt auf Hochdeutsch umgestellt hatte. Allerdings nach seinem Geschmack zu stark: «Sympathisch wäre es, wenn die Aussprache ein klein wenig schweizerisch klingen würde.»

Für mich klingt sie nicht krass deutschländisch – aber zugegeben: Bei den SBB tönt’s ebenso gepflegt, indes sympathischer. Das Wort «deutschländisch» steht übrigens im Online-Duden («Gebrauch: besonders österreichische und schweizerische Sprach-

wissenschaft»). Kommt die Durchsage nicht aus der Tonkonserve, sondern vom Zugpersonal, so ist sie zuweilen recht ungeschult helvetisch, immer häufiger aber auch muttersprachlich deutschländisch. Mit mehr oder weniger Akzent, zum Beispiel – alemannisch anheimelnd – mit schwäbischem. Und oft mit der natürlichen Freundlichkeit, die Deutschschweizern beim ungeliebten Hochdeutsch leicht abhanden kommt.

Erst recht verkrampfen sich viele Schweizer, wenn sie mit mündlicher Schriftsprache auf deutsche Ohren treffen. Dazu gibt es keinen Grund: Wir dürfen bei Deutschen durchaus mit akustischer Sympathie rechnen, vor allem dann, wenn unsere Aussprache sie an den Kabarettisten Emil erinnert (auch wenn uns das vielleicht unangenehm ist). Oder gar, wenn sie meinen, Schweizerdeutsch zu vernehmen, das gar nicht so schwer zu verstehen sei. Als einst ein (Schweizer?) Zwischenrufer Friedrich Dürrenmatt aufforderte, Hochdeutsch zu reden, gab der zurück: «Höcher kann ich nicht.» Diese Anekdote erzählte der Moderator Juri Steiner in einer höchst hörenswerten TV-Sternstunde über Mundart und Schriftsprache mit dem Germanisten Peter von Matt und dem Schriftsteller Pedro Lenz.

Ein ganz anderes Problem mit der Aussprache in den Medien griff ein weiterer Leser auf, nachdem ich eine «Sprachlupe» über unterschiedliche Sprechgeschwindigkeiten geschrieben hatte: die Verständlichkeit. Der 92-Jährige wunderte und ärgerte sich über «einen Radio-Profi»: «Den habe ich bei Gesprächen, die er führte, regelmässig schlechter verstanden als den Nichtprofi, den er befragte.» Seine bemerkenswerten Beobachtungen zur Aussprache sind im Brief zu «Silbensalven» (Anhang 2) zu finden. Er erinnert die Radio- und TV-Verantwortlichen daran, «wie wichtig die Sprechqualität ihrer Akteure vor allem für alte Hörer ist». In der Tat – und die Verständlichkeit ist auch wichtiger als die mehr oder weniger helvetische Färbung der Aussprache.

zu Inhalt oder Themen

62: «Der Bund», 23. 3. 2012

Der Markt verwöhnt, der Markt verlangt

Was der Markt nicht alles kann: Der (elektronische) Blick in Deutschschweizer Zeitungen eines einzigen Regensonntags zeigt: Er «hat uns verwöhnt», «gibt nicht mehr her», «velangt es» (nämlich Investitionen), und im Plural haben die Märkte «eine Entwicklung antizipiert». Dass ein Markt, allein oder in ganzer Schar, als handelndes Subjekt daherkommt, ist keine neue Erscheinung, aber die Finanzkrise hat wohl dazu geführt, dass sich derartige «Markttätigkeit» im allgemeinen Sprachgebrauch häuft. Diese Erscheinung ist in den letzten Monaten auch in «Bund»-Kolumnen aufgegriffen worden, die sich nicht speziell mit sprachlichen Fragen beschäftigen, sondern in einem Fall mit psychologischen, im andern gar mit «der Wahrheit». Und in beiden Fällen wurde konstatiert, dass die Märkte, von denen so die Rede ist, nicht nur tatkräftig zupacken können, sondern schier allmächtig sind, gottähnlich, mithin menschlichem Einfluss entzogen.

Der Sprachgebrauch kann dazu beitragen, dass sie so wahrgenommen werden, aber er steht kaum am Ursprung solcher Verabsolutierung des Markts als Weltenlenker. Dieser Ursprung liegt eher darin, dass der Marktwirtschaft mit der Abdankung des Kommunismus (zumindest als Wirtschaftssystem) die Konkurrenz abhanden gekommen ist: Der Markt für ökonomische Modelle funktioniert nicht mehr. Aber jener Markt, der sich als Modell weitgehend durchgesetzt hat, tut nach wie vor nichts selber – das besorgen immer noch jene, die an ihm teilnehmen, und in verstärktem Mass jene, die dabei den Ton angeben.

Nur weiss man oft nicht, wer sie sind – und es kann sein, dass just sie besonders gern den Markt als Täter darstellen, damit sie selber im Dunkeln bleiben. Aber es braucht keine solche Verschwörungstheorie, um das Sprachbild vom handelnden Markt zu erklären: Es ist durchaus üblich, eine Entscheidung dem Mechanismus zuzuschreiben, mit dem sie getroffen wird: Über den

Cupsieger entscheidet der Final, bei Unentschieden muss das Penaltyschiessen es tun. Die Auszählung entscheidet darüber, wer eine Wahl gewinnt, und statt Elfmetern gibt's wenn nötig einen Losentscheid. Es kann sein, dass dabei geschummelt wird – aber das wäre keine sprachliche Schummelei.

Auch die Politik kann in dieser Weise zum Handlungsträger werden, gerade wenn gefordert wird, sie müsse den Markt in die Schranken weisen oder ihm zumindest Leitplanken setzen. Die gleiche Auswahl sonntäglicher Publikationen zeigt: Die Politik «sollte Probleme anpacken», ein Fussballclubpräsident will von ihr Unterstützung, eine Studie ist an sie adressiert, sie «hat die Initiative unterschätzt». Nur unterstellt der Politik kaum jemand Allmacht, und man weiss – zumindest besser als beim Markt –, wer dahintersteckt.

Besonders hübsche Blüten kann die Sprache treiben (auch sie handelt!), wenn von marktwirtschaftlicher Regelung politischer Vorgänge die Rede ist – zum Beispiel im Berner Stadtrat in der Woche vor jenem Regensonntag: Das Gemeindeparlament beriet über den Lohn von Regierungsmitgliedern, und laut einem SVP-Sprecher «spielt der Markt» für Gemeinderäte, denn schon beim geltenden Lohn bewürben sich 13 Leute um die 5 Sitze.

Es ging aber auch darum, dass die Löhne für Chefbeamte auf dem Markt für derartige Könner und Könnerinnen nicht mehr konkurrenzfähig seien. Und dass man den Gemeinderäten doch nicht weniger Lohn geben könne als den ihnen unterstellten Amtschefs. Eine FDP-Frau begründete dies mit der «natürlichen Lohnhierarchie», ein SP-Mann mit dem «Primat der Politik». Ja gewiss: Man hat ja bei den Banken gesehen, wohin es führt, wenn Finanzmarkt-Tausendsassas widernatürlich mehr verdienen als ihre Chefs. Und dass die Politik ihren Primat bekräftigen muss, indem sie gewählten Garanten des Gemeinwohls marktgerecht mehr Lohn zuteilt als angestellten Managern, ist auch nicht frei von Ironie.

zu Inhalt oder Themen

63: «Der Bund», 5. 4. 2012

Von falschen Freunden und echten Fehlern

Die Warnlampe blinkte bei mir auf, als unlängst im «Bund» stand, das Rubin Museum of Art im New Yorker Stadtteil Chelsea sei in einem ehemaligen Warenhaus eingerichtet: War es etwa ein «warehouse», von denen es in jenem Quartier viele gibt, also ein Lagerhaus? Aber nein: Alles hatte seine Richtigkeit, das Gebäude war tatsächlich einst Teil eines «department store», in der Schweiz völlig richtig mit «Warenhaus» übersetzt. In Deutschland würde man es ein Kaufhaus nennen, aber dass am Schweizer Fernsehen kürzlich die feinen Manieren des Personals in japanischen «Kaufhäusern» präsentiert wurden, war eine unnötige Verbeugung vor dem Sprachgebrauch nördlich des Rheins. Oder sollte es besonders nobel wirken? Das tun längst nicht alle deutschen Kaufhäuser.

Das in Deutschland übliche Wort hat immerhin den Vorteil, dass es keinen «falschen Freund» im Englischen hat, also eine lautliche (und oft sprachgeschichtliche) Entsprechung, die etwas anderes bedeutet – wie eben «warehouse» und «Warenhaus». Oft ist die Warnlampe durchaus berechtigt: Vor allem, wenn einem Zeitungstext englische Agenturmeldungen zugrunde liegen, schleicht sich oft die falsche Bedeutung ein. Sei's ein «Warenhaus», in dem nichts verkauft wird, oder seien es «Baracken», wenn es sich vielleicht nur um ein einziges Gebäude handelt. Es könnte sogar mehrstöckig und besonders solide gebaut sein: Dann ist eine Kaserne gemeint, englisch «barracks».

Misstrauen ist auch angebracht, wenn über Farmer irgendwo auf der Welt berichtet wird – besonders wenn dann von den elenden Bedingungen die Rede ist, unter denen sich diese Bauern durchschlagen müssen. Wahrscheinlich sind es Kleinbauern auf kargem Land, während wir das Bild vom amerikanischen oder australischen Farmer auf endlosen, fruchtbaren Ebenen im Kopf haben. Da hat sich bei uns ein englisches Wort eingebürgert,

aber mit einer speziellen Bedeutung, die nicht in allen Fällen der englischen entspricht. Besonders perfide falsche Freunde haben genau diese Angewohnheit: Sie sind nicht immer falsch. So bedeutet «conservative» oft «konservativ», aber wenn es über eine Schätzung gesagt wird, so ist «zurückhaltend, vorsichtig» die bessere Übersetzung. Nur wird mittlerweile so oft von «konservativen Schätzungen» geredet, dass diese Bedeutung Eingang in den Online-Duden gefunden hat.

Umgekehrt gibt es Wörter, die verschieden lauten, aber manchmal dasselbe bedeuten, manchmal indessen nicht. So ist mit «government» oft die Regierung gemeint, aber das Wort wird auch dort verwendet, wo wir vom Staat reden würden. Und so sind die «non-government organizations» als «Nichtregierungsorganisationen» zu uns gekommen, die wir viel treffender als «nichtstaatliche» Organisationen zu bezeichnen pflegten. Wenn dagegen Amerikaner «state» sagen, reden sie meistens vom einzelnen Bundesstaat – so nennen wir Gliedstaaten mancher anglofoner Länder, während wir anderswo mit diesem Wort den föderalen Gesamtstaat meinen: Es ist sein eigener falscher Freund.

Seine «State of the Union»-Botschaft widmet der amerikanische Präsident nicht etwa einem einzelnen Staat der föderierten Union, sondern dem Zustand der USA. In dieser Bedeutung ist «state» geradezu grotesk als falscher Freund aufgetreten, als ich neulich bei Google einen russischen Text übersetzen liess, in dem die Staatsmaschinerie vorkam. Sie wurde mir auf Deutsch als «Zustandsmaschine» vorgelegt, denn die Übersetzungmaschinerie funktioniert nicht direkt zwischen anderen Sprachen als Englisch, sondern legt zuerst eine englische Zwischenversion an. Blosse Englisch-Übersetzungen taugen nicht mehr so gut zur Erheiterung wie noch vor wenigen Jahren – aber mit Drittsprachen kann man sich immer noch einen vergnügten Regennachmittag machen.

zu Inhalt oder Themen

64: «Der Bund», 20. 4. 2012

Reden übers Sterben – und über die Hilfe dazu

«Aktive Sterbehilfe» sei in ihren Altersheimen nicht zulässig, bekräftigten vor etwa zwei Monaten gleich zwei Chefs von Betreiberfirmen im «Bund». Eigentlich eine Selbstverständlichkeit, sollte man meinen, denn: «Aktive Sterbehilfe ist in der Schweiz gesetzlich verboten. Begleiteter Suizid nicht.» Das stellte eine Zuschrift klar, weil es nur darum ging, dass diese Altersheime keine Suizidbegleiter ins Haus lassen. Solche Begleiter sind zwar aktiv, namentlich indem sie die tödliche Chemikalie mitbringen, aber das ist mit «aktiver Sterbehilfe» in der üblichen Bedeutung nicht gemeint.

Ob Absicht hinter der Wortwahl steckt oder nicht: Es sind praktisch immer Gegner von Sterbehilfeorganisationen wie Exit oder Dignitas, die deren Tätigkeit als «aktive Sterbehilfe» bezeichnen. Exit selber nennt diesen Teil seines Wirkens offiziell «Freitodbegleitung», bisweilen auch «Suizidhilfe»; als Oberbegriff wird «Sterbehilfe» ebenfalls verwendet. Die [2018 stillgelegte] Website Sterbehilfe-info.de macht den Unterschied vollends klar: «Bei der aktiven Sterbehilfe verabreicht jemand einem Patienten ein unmittelbar tödlich wirkendes Mittel. Der Patient nimmt es also nicht selbst zu sich (das ist der Unterschied zum assistierten Suizid).»

Die Schweizerische Akademie für medizinische Wissenschaften (SAMW) spricht nicht von «aktiver Sterbehilfe», sondern wie das Strafgesetzbuch von «Tötung auf Verlangen», und sie lehnt diese strafbare Handlung ab. Auch die «passive Sterbehilfe» kommt in den SAMW-Richtlinien über Betreuung am Lebensende nicht als Begriff vor, wohl aber als unter Umständen zulässiges ärztliches Handeln: «Angesichts des Sterbeprozesses kann der Verzicht auf lebenserhaltende Massnahmen oder deren Abbruch gerechtfertigt oder geboten sein.»

Ja sogar: «Der Arzt ist verpflichtet, Schmerzen und Leiden zu lindern, auch wenn dies in einzelnen Fällen zu einer Beeinflussung (Verkürzung oder Verlängerung) der Lebensdauer führen sollte.» Im Fall der Verkürzung ist zuweilen von «indirekter aktiver Sterbehilfe» die Rede – ein unzutreffender Begriff, da bei diesem zulässigen Vorgehen die Beschleunigung des Sterbens nicht beabsichtigt ist, sondern nur in Kauf genommen wird. «Beihilfe zum Suizid» ist für die Akademie unter strengen Bedingungen ebenfalls statthaft, auch wenn ein Arzt immer das Recht habe, sie abzulehnen.

Das Schweizer Strafgesetzbuch stellt die «Beihilfe zum Selbstmord» nur dann unter Strafe, wenn sie aus «selbstsüchtigen Beweggründen» erfolgt. Das Gesetz stammt von 1937; würde es heute geschrieben, wäre wohl von «Suizid» oder «Selbsttötung» die Rede. Zwar ist «Selbstmord» im allgemeinen Sprachgebrauch wohl der geläufigste Ausdruck, aber das Wort enthält «Mord». Und der liegt laut dem gleichen Gesetz nur vor, «handelt der Täter besonders skrupellos, sind namentlich sein Beweggrund, der Zweck der Tat oder die Art der Ausführung besonders verwerflich.»

Ausser etwa bei einem Selbstmordattentat ist dies nicht der Fall, wenn sich jemand das Leben nimmt. Der «Selbstmord» als Tat ist heute nicht mehr gesellschaftlich geächtet wie noch 1937, jedenfalls bei Weitem nicht in diesem Mass. Ohne das tadelnde Wort seinerseits ächten zu wollen: Es wäre doch an der Zeit, es zu vermeiden. Ob man anderseits schon fast verklärend von «Freitod» reden will, kommt auf die Umstände und die eigene Einstellung an. Allerdings ist die Freiheit jener, die Suizidbegleitung suchen, durch ihre Lebensumstände schon arg eingeschränkt, durch schweres Leiden nämlich. Ohne dieses Leiden, wie auch immer es definiert werde, darf kein Arzt das rezeptpflichtige Mittel verschreiben, das den Tod herbeiführt.

zu Inhalt oder Themen

65: «Der Bund», 4. 5. 2012

Die vielen Sprachen der Regenbogennation

«Wir müssen sehen, dass Mehrsprachigkeit eine Ressource ist und keine Bürde.» In der Schweiz stösst so ein Satz auf offene Ohren, in vielen anderen Ländern aber nicht. Gesagt hat ihn der südafrikanische Germanist Neville Alexander, dessen eigener Weg zur Vielsprachigkeit über viele Stationen führte: vom Aufwachsen in einer Familie gemischter Herkunft mit Afrikaans und Englisch sowie einigen Brocken Xhosa über die Schulung bei deutschen Nonnen und dann mit einem Stipendium in Tübingen, dazu das Engagement in der – auch politischen – Arbeiterbildung zu Hause sowie in Deutschland, zehnjährige Gefangenschaft mit Nelson Mandela sowie anderen Aktivisten auf Robben Island bis schliesslich zu prägenden Rollen in Südafrikas Sprachenpolitik nach der Apartheid-Ära. Letztes Jahr hat der 75-Jährige sein Leben unter den Vorzeichen der Sprachenvielfalt einer Autorin des Drava-Verlags in «Klagenfurt/Celovec» erzählt, der sonst vor allem die deutsch-slowenische Mehrsprachigkeit Österreichs pflegt. Was er zu sagen hat, lässt sich auf viele Länder anwenden, erhellt aber ganz besonders die Verhältnisse in seiner Heimat.*

Südafrika bezeichnet sich heute gern als «Regenbogennation», mit Bezug auf die vielfältigen Völkerschaften, die mit gleichen Rechten für alle Menschen am Aufbau beteiligt sein sollen. Alexander verwendet den Begriff nicht; vielmehr zeigt er, dass der heute regierende African National Congress eher wider Willen zur Anerkennung der sprachlichen Vielfalt gelangt sei; er selber gehörte anderen Formationen des Widerstands gegen die Apartheid an. Mandela selber habe auf Robben Island die Ansicht vertreten, zur Nation gehörten allein die bantusprachigen Völker; die andern sollten bloss Minderheitenrechte geniessen. Anderseits war «der muttersprachliche Unterricht durch die Bantu-Erziehung kompromittiert» worden, durch das inferiore Schulsystem für Schwarze unter der Apartheid. Und der Widerstand entzündete sich gerade auch daran, dass für sie der Zugang

zu Bildung auf Englisch erschwert wurde, während sie als künftige einfache Arbeitskräfte Afrikaans lernen sollten, die vom Niederländischen abgeleitete Sprache der damals tonangebenden Mehrheit unter den allein herrschenden Weissen. Alexanders Rezept gegen diese Verhältnisse lautete «eine Nation» für alle, mit Zugang zu Mehrsprachigkeit für alle. Und er glaubte, das sei nur durch eine gewaltsame Revolution zu erreichen.

Paradoxerweise war es aber gerade Mandelas Kompromissbereitschaft, die den Weg dazu öffnete, Alexanders Sprachenkonzept zu verankern: In den Verhandlungen über die neue Verfassung stellte sich heraus, dass die Afrikaander ums Überleben ihrer Sprachgemeinschaft fürchteten, und so wurden sie zu Verbündeten bei der Lösung, neben Afrikaans und Englisch neun Bantusprachen zu offiziellen Sprachen zu erklären (und als zwölfte auf Gesetzesstufe die Gebärdensprache). Als Alexander bei der Verwirklichung dieses Konzepts auf bürokratische Widerstände stiess, verlegte er sich darauf, in panafrikanischen Institutionen für Vielsprachigkeit einzutreten – als Weg zur «afrikanischen Renaissance», die sich Mandelas Nachfolger Mbeki auf die Fahnen geschrieben hatte.

Allerdings hätten beide Präsidenten «nie verstanden, dass man aus dem Blickwinkel der Macht viel mit Sprache bewegen kann», urteilt Alexander. Ihm «geht es im Endeffekt darum, die Möglichkeiten der Sprache zu Hilfe zu nehmen, um die Welt als veränderbar darzustellen» (wie er in Anspielung auf Marx' berühmte These über Feuerbach betont). Besonders gilt dies in Bezug auf die Geschlechter: Nach der Freilassung aus der Männerwelt von Robben Island sei er zum «radikalen Feministen» geworden; er habe die «männliche Dominanz» in europäischen Sprachen erkannt, von der die Bantusprachen frei seien.

* *Neville Alexander im Gespräch: Mit der Macht der Sprachen gegen die Sprache der Macht. Hg. v. Lucijan Busch nach Audio-Aufzeichnungen v. Brigitta Busch. Drava, Klagenfurt 2011.*

zu Inhalt oder Themen

66: «Der Bund», 18. 5. 2012

Im Reich der Überzeugungsredner

«Mark Streit ist überzeugt, dass die Schweiz aus den Niederlagen gegen Finnland und Kanada die richtigen Schlüsse gezogen hat.» Sätze wie diese Bildlegende liest man in Zeitungen zuhauf: Jemand hat etwas gesagt, und es wird mit der Behauptung wiedergegeben, er oder sie habe damit eine Überzeugung geäussert. Sogar wenn es stimmen sollte: Woher weiss es die Zeitung? Hat die Person gesagt, sie sei überzeugt? Dann könnte eine journalistisch korrekte Formulierung so lauten: «Mark Streit zeigt sich überzeugt …». Damit bliebe offen, ob der Captain der Eishockey-Nationalmannschaft (sie ist hier «die Schweiz») nur Zweckoptimismus betrieben hat oder ob er kraft seines Amtes zur fundierten Überzeugung gelangt ist, sein Team habe die richtigen Schlüsse verinnerlicht und werde danach handeln. Dass er gemeint haben könnte, die Schlüsse seien wohl gezogen worden, aber man sei nicht fähig oder nicht willens, ihnen zu folgen, wollen wir ja nicht annehmen.

Im vorliegenden Fall gibt es sogar die Möglichkeit, die Aussage zu überprüfen, denn das Bild mit Legende begleitet ein Interview. Und darin ist, jedenfalls im abgedruckten Teil, weder direkt noch indirekt von Überzeugungen die Rede. Vielmehr sagt der Spitzenspieler über die Niederlagen: «Wir müssen die richtigen Schlüsse daraus ziehen und als Mannschaft wachsen.» Und nennt dann genau einen Schluss, nämlich dass die Mannschaft «jeden Gegner unter Druck setzen» könne.

Wer die fragliche Bildlegende verfasst hat, ist in zahlreicher Gesellschaft: Ein Blick in die Schweizer Mediendatenbank SMD zeigt für letzten Samstag 118 Einträge des Worts «überzeugt» in genau dieser Form. Einige wenige gehören zu Sätzen wie: «Sie hat viele überzeugt.» Gemäss Stichproben stammt bestenfalls die Hälfte aus direkter Rede, also zumindest aus dem Versuch, Überzeugung auszustrahlen. Der grosse Rest entspricht dem eingangs

zitierten Muster, jemandem eine Überzeugung in den Mund zu legen – wie stark das gerechtfertigt ist, muss der jeweilige Zusammenhang zeigen, und er wird kaum je einen Blick ins Innerste der Zitierten erlauben.

Oft wird es so sein, dass sich die Presseleute gar keine Gedanken über den Seelenzustand des Gegenübers gemacht hatten, sondern schlicht nach Abwechslung suchten, um nicht immer «sagen» zu sagen. Durch den häufigen Gebrauch ist «überzeugt sein» gewissermassen zum Verb der (nachdrücklichen) Äusserung geworden, obwohl davon nach dem Wortsinn keine Rede sein kann. Aber wenn niemand davon überzeugt ist, es werde mit diesem Ausdruck eine Überzeugung mitgeteilt, ist der Schaden nicht allzu gross.

Neben dem journalistischen Problem mit «überzeugt sein» gibt es auch ein allgemein sprachliches: Das Bestreben, etwas anderes als «sagen» zu sagen, treibt immer buntere Blüten. Zum Beispiel diese: «Man habe schon des Öfteren ähnliche Probleme gehabt und sie immer überwunden, klopften sie sich auf die Schulter.» Das würde auch auf die Eishockeyaner passen, aber es ging um die EU-Aussenminister. Man könnte meinen, sie hätten sich mit handgreiflichen Morsezeichen verständigt.

Was ich da beklopfen will: Wenn es nicht um Körpersprache geht, ist «auf die Schulter klopfen» nun wirklich kein Ausdruck der Äusserung. Hier wurden den Ministern keine Worte, wohl aber Taten in den Mund gelegt. Einige der Politiker werden etwas über das Überwinden von Problemen gesagt haben, und dass sie es mit der Absicht taten, sich gegenseitig Mut zu machen oder einander zu loben, ist durchaus möglich. So wie es auch denkbar ist, dass sie damit eine Überzeugung ausdrückten. Aber wenn man über solche Motive Vermutungen anstellen will, sollte man es als Journalist ausdrücklich tun, nicht beiläufig in eine Formulierung verpackt, die erst noch sprachlich verunglückt ist.

zu Inhalt oder Themen

67: «Der Bund», 1. 6. 2012

Was Schweizern 1892 Sprachschelte brachte

«Der widerwärtige Gebrauch des *in* bei Jahreszahlen macht sich auch hier bisweilen breit: ‹in 1870›, anstatt ‹im Jahre 1870›.» – «Die Präposition ‹in› vor einer Jahreszahl ist ein lästiger Anglizismus, der vor allem im Wirtschaftsjargon allgegenwärtig ist. Die deutsche Sprache ist jahrhundertelang ohne diesen Zusatz ausgekommen und braucht ihn auch heute nicht. Ich wurde nicht ‹in 1965› geboren, sondern 1965.» Die Jahreszahlen machen deutlich, dass auch die Aufregung über die zwei Buchstaben schon mehr als ein Jahrhundert alt ist.

Das zweite Zitat stammt von Bastian Sick (dem «Zwiebelfisch» beim «Spiegel»). Ihm hielt der Anglist Anatol Stefanowitsch Beispiele entgegen, wonach im Deutschen schon im 18. Jahrhundert Jahreszahlen bisweilen mit «in» verwendet wurden, und er fand: «Selbst, wenn es tatsächlich aus dem Englischen käme: Zweihundert Jahre reichen, um eine urdeutsche grammatische Struktur daraus zu machen.» Hundert dieser Jahre waren schon abgelaufen, als 1892 das Eingangszitat geschrieben wurde, mit dem Zusatz: «Ohne Zweifel liegt hier eine alberne Nachäffung des französischen *en* vor.»

Dass sich «auch hier» dieser «widerwärtige Gebrauch» breitmache, bezog sich auf die Schweiz, denn der Autor, Hugo Blümner, lehrte an der Universität Zürich Archäologie und alte Sprachen. Er verfasste aber auch die Broschüre «Zum schweizerischen Schriftdeutsch. Glossen eines Laien zu Wustmanns Schrift ‹Allerhand Sprachdummheiten›». Der Sonderdruck aus der NZZ bezog sich auf ein damals stark beachtetes und bis in die 1960er Jahre immer wieder neu aufgelegtes Buch des gestrengen, ja pedantischen Sick-Vorläufers Gustav Wustmann.

Blümner fühlte sich bewogen, Wustmann häufig beizupflichten, ihm aber gelegentlich zu widersprechen, besonders wenn es um «Dummheiten» ging, die in der Schweiz üblich waren und sich

gut begründen liessen. So verteidigt er den Dativ in «jemandem rufen», der auch bei Luther und Goethe vorkomme, oder in «jemandem stimmen», wenn man ihm die Stimme gibt. Beides empfinden wir heute als mundartlich. Dagegen werden die «scheusslichen Nachbildungen *kulturell* und *maschinell*» heute im ganzen deutschen Sprachraum bedenkenlos verwendet, obwohl damals «importirte Waare». Vieles, was Wustmann und Blümner anprangern, ist selten geworden oder ganz verschwunden, etwa «die *stattgehabte* Versammlung» oder gar «das *uns betroffene* Unglück».

Immer noch aktuell ist dagegen die Umschreibung des Konjunktivs mit «würde»*, die Blümner als Fehler rügt, sogar «bei Gottfried Keller: ‹sie rieb sich die Hände, als ob sie *frieren würde*›, anstatt ‹*fröre*›». Nach «als ob» stört heute «würde» kaum noch, wohl aber oft in indirekter Rede. Darüber schrieb der Altphilologe 1892: «Die Empfindung, dass dies *würde* nur dann am Platze ist, wenn das Ausgesagte nicht als Thatsache, sondern als Möglichkeit hingestellt werden soll, ist bei vielen Leuten ganz verloren gegangen. Also: ‹er sagte, dass er fleissig *arbeiten würde*, wenn er gesünder wäre›; aber: ‹er sagte, dass er fleissig *arbeitete*, da er wieder gesund wäre›.» Da hat der aus Berlin stammende Blümner dem Schweizer Sprachgebrauch wohl etwas zu wenig Rechnung getragen; heute jedenfalls schriebe man, durchaus hochsprachlich: «...dass er *arbeite*, da er gesund *sei*».

Bei den Jahreszahlen scheint dem Autor das jetzt in der Schweiz ab und zu auftretende «*im* 1892» erspart geblieben zu sein. Und was gilt jetzt, wenn man den mundartlichen Dativ beiseite lässt? «*In* wird nach englischem Vorbild – vor allem in der Journalistensprache – öfter mit einer Jahreszahl gebraucht», heisst es im Duden-Band 9 (Richtiges und gutes Deutsch), aber: «Standardsprachlich ist die Jahreszahl ohne Präposition oder die Fügung *im Jahre* + Jahreszahl.» Wetten, dass dies in 2092 nicht mehr gilt?

* vgl. Fussnote zu Nr. 8.

zu Inhalt oder Themen

68: «Der Bund», 15. 6. 2012

Wie gross darf ein Quantensprung sein?

Ein Leser schreibt: «Immer wieder werden wirkliche oder angebliche Fortschritte auf irgendeinem beliebigen Gebiet als ‹Quantensprung› bezeichnet. Richtig verwendet, steht dieser Begriff jedoch im Zusammenhang mit einer Distanz von wenigen Picometern, also Billionsteln von Metern: Man spricht von einem Quantensprung, wenn ein Elektron eines Atoms seinen Ort plötzlich von der einen auf eine benachbarte Umlaufbahn um seinen Atomkern verlegt und dabei ein Energiequant aussendet oder verschluckt.»

Ist demnach etwa folgende Behauptung falsch?: «Der Gotthard-Basistunnel ist bahntechnisch ein Quantensprung.» Der Baselstädter Regierungsrat Hans-Peter Wessels, der dies als Präsident des Gotthardkomitees sagte, meinte ja nicht, da bewege sich die Bahntechnik nur um Picometer. Sondern er brauchte das Wort so, wie es der Duden für nichtphysikalische Verwendung definiert: «Fortschritt, der eine Entwicklung innerhalb kürzester Zeit ein sehr grosses Stück voranbringt». Man darf sich die Übertragung aus der Physik so vorstellen: Was für den Betrachter ein winziger Schritt eines Elektrons ist, bedeutet für das Elektron selber eine existenzielle Veränderung. Ein Betrachter aus dem Weltall würde die Neat, wenn überhaupt, als minimale Verschiebung wahrnehmen, und doch ist sie ein Quantensprung.

Fachausdrücke nehmen, wenn sie in den allgemeinen Sprachgebrauch übergehen, nicht selten eine Bedeutung an, die Fachkundige falsch finden. Der genannte Leser schreibt weiter: «Ebenfalls immer wieder zu lesen ist, es seien einer Katastrophe wegen Personen ‹evakuiert› worden. Das Problem ist nur: Personen können nicht evakuiert werden, denn ‹evakuieren› heisst ‹leer räumen›.» Vom ursprünglichen Wortsinn her stimmt das, nur kann sich das «Heissen» eben ändern: Wenn es nicht ums Herstellen eines Vakuums geht, nennt der Duden als erste Be-

deutung: «wegen drohender Gefahr wegbringen». Und er dreht den Begriff gar im Kreis: etwa auf ein Gebiet bezogen, bedeute evakuieren «durch Evakuieren räumen».

Nun braucht man natürlich nicht alle Kapriolen des Sprachgebrauchs mitzumachen, auch wenn sie den Segen des Dudens haben. Nur hat man in diesem Fall einen schweren Stand, wenn man sie als falsch bekämpfen will. Einige weitere Beispiele: Die Olympiade war sehr wohl in der Antike der Zeitraum von den einen Spielen bis zu den nächsten; heute bezeichnet man damit in erster Linie die Spiele selber. Um beim Sport zu bleiben: Im Boxen wirft der Coach das Handtuch dem Boxer zu, um diesen aus dem Kampf zu nehmen. Überall sonst wirft man selber das Handtuch, wenn man etwas aufgibt – eigentlich ein seltsames Bild, denn die einzige Tätigkeit, auf die es passt, ist das Abtrocknen.

Wenn ein Flugzeug durchstartet, dann deshalb, weil das Landemanöver zu misslingen droht. Ausserhalb der Fliegerei aber wird das Wort meistens nicht dann verwendet, wenn jemand sich anschickt, einen Fehler auszubügeln. Vielmehr geht es um einen schwungvollen Neubeginn: «Wo andere Pläne für den Ruhestand entwerfen, will er nochmals durchstarten», war etwa über den Stadtberner Ex- und Neo-Politiker Peter Sigerist zu lesen. Er braucht sich deshalb nicht als Beinahe-Bruchpilot verunglimpft zu fühlen.

Und wenn nun jemand versucht sein sollte, derartige «Missbräuche» von Fachausdrücken zu dezimieren, dann begibt er sich auf gefährliches Gelände: Während wir «dezimieren» heute für eine drastische Verringerung verwenden, bedeutet es ursprünglich nicht etwa die Reduktion auf einen Zehntel, sondern nur *um* einen Zehntel. Dies allerdings auf besonders drastische Art, wie Duden.de über die Herkunft des Wortes berichtet: «lateinisch decimare = jeden zehnten Mann (mit dem Tode) bestrafen». Das konnte einer unbotmässigen Militäreinheit widerfahren; die schreibende Zunft wollen wir davor verschonen.

zu Inhalt oder Themen

69: «Der Bund», 29. 6. 2012

Robert Walser-Zentrum, Robert-Walser-Strasse

In Wädenswil gibts die Robert-Walser-Strasse, in Herisau aber die Robert Walser-Strasse mit nur einem Bindestrich, und ebenso gibt's in Bern das Robert Walser-Zentrum. Wer nun meint, es brauche doch zwei Bindestriche, um den ganzen Namen zusammenzuketten (durchzukoppeln, sagen Typografen), der hat recht – aber nur in Bezug auf die Strasse, nicht in Bezug aufs Zentrum. Denn dieses trägt einen Eigennamen, und den darf es setzen, wie es will. Darum sieht man ja in Namen von Firmen oder Organisationen nicht selten willkürlich gesetzte Grossbuchstaben oder Satzzeichen.

«Man setzt einen Bindestrich zwischen allen Bestandteilen mehrteiliger Zusammensetzungen, deren erste Bestandteile aus Eigennamen bestehen.» Das steht im amtlichen Regelwerk von 1996/2006, und schon bevor es dieses gab, lautete die Duden-Regel inhaltlich seit 1905 gleich. Als Beispiele werden u. a. die Albrecht-Dürer-Allee und die Albert-Einstein-Gedenkstätte angeführt. Also hiesse auch ein Zentrum, das Robert Walser gewidmet ist, nach den Regeln der deutschen Sprache Robert-Walser-Zentrum. Aber wenn sich ein solches Zentrum einen eigenen Namen gibt, so kann der auch so lauten, wie er es in Bern eben tut: Robert Walser-Zentrum. So hätte auch der Dichter selber geheissen, hätte er ein Fräulein Zentrum geehelicht.

Ist aber eine Institution, zumal eine kulturelle, gut beraten, bei ihrem Namen von den Sprachregeln abzuweichen? In der Gründungsphase war von einem «Paul Klee-Zentrum» die Rede, aber dieses besann sich eines Besseren und heisst nun sprachlich einwandfrei Zentrum Paul Klee. Das Robert Walser-Zentrum beruft sich auf ehrbare Vorbilder wie die Gottfried Keller-Stiftung oder das Max Frisch-Archiv. Und auf den Wikipedia-Artikel «Leerzeichen in Komposita», der als «Abweichung bei Strassennamen in der Schweiz» die Schreibweise mit freistehendem Vornamen zum «Standard» erklärte.

Allerdings gab es seit 1941 eine Empfehlung* des Deutschschweizer Sprachvereins, man möge sich an den Duden halten und solche Strassennamen durchkoppeln, «weil der Geschlechtsname dem Grundwort nicht näher steht als dem Vornamen» – eine bemerkenswerte Dudentreue in jener Zeit, als der Verein mit der Namenspflege einem «Gebot des Heimatschutzes» folgte. 1951 aber beschloss der Zürcher Stadtrat* «im bewussten Gegensatz» zu Duden und Merkblatt, den Leerschlag nach dem Vornamen beizubehalten, «weil beispielsweise die Benennung Ulrich-Siegfried-Straße eher eine Ehrung für einen Herrn Ulrich-Siegfried als eine solche für die Persönlichkeit Ulrich Siegfried vermuten ließe» (*«Sprachspiegel»-Aufsatz von D. G. mit Quellen).

Dabei blieb es bis ins Jahr 2000, als der Stadtrat zum Schluss kam, man folge doch besser dem Duden. So gibt es nun in Zürich auch eine Robert-Walser-Gasse. Die neue Regelung wurde bald für den ganzen Kanton verbindlich, und 2005 gab das Bundesamt für Landestopografie entsprechende Empfehlungen heraus, die als ein Beispiel die «Gottfried-Keller-Strasse» enthalten. Aber eben nur Empfehlungen – in der Schweiz werden ja sogar wichtigere Dinge nicht unbedingt vereinheitlicht, und so gibt es etwa in Basel immer noch die General Guisan-Strasse. Man kann sich dort doch nicht einfach nach dem Zürcher General-Guisan-Quai richten – auch wenn der Sinneswandel am Zürichsee sogar in der Wikipedia verzeichnet und der Schweizer «Standard» gestrichen worden ist.

Es ist ja kaum sinnvoll, das Weglassen des ersten Bindestrichs als vermeintliche Schweizer Eigenart zu pflegen. Diese unlogische Schreibweise figuriert auch nicht im Wörterbuch «Schweizerhochdeutsch», das der Verein – er nennt sich seit 1993 Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache (SVDS) – dieses Jahr im Dudenverlag herausgegeben hat.

zu Inhalt oder Themen

70: «Der Bund», 13. 7. 2012

Was meint wohl Gott zu «Gottesteilchen»?

«Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht unnütz gebrauchen, denn der Herr wird den nicht ungestraft lassen, der seinen Namen missbraucht.» Da kommt allerhand auf jene zu, die das – möglicherweise jetzt am Cern in Genf entdeckte – Higgs-Boson «Gottesteilchen» nennen. Denn es könnte durchaus sein, dass sie mit dieser Bezeichnung gegen das Verbot «unnützen» Gebrauchs verstossen, wie es oben nach Luthers «Kleinem Katechismus» zitiert wird. In üblicher Übersetzung und Zählung lautet das zweite der alttestamentarischen Zehn Gebote, man solle den Namen nicht «missbrauchen». Luther übersetzte ebenfalls so, interpretierte aber im Katechismus, nur schon der «unnütze Gebrauch» sei ein strafbarer Missbrauch.

Und wozu soll denn «Gottesteilchen» nützen, wenn nicht dazu, Aufmerksamkeit für etwas ganz Besonderes zu erwecken, sich also mit Gottes Federn zu schmücken oder sich in seinem Glanze zu sonnen? Der Schöpfer des Begriffs «God particle», der Physiker Leon Lederman, erklärte in seinem Buch mit diesem Haupttitel, er habe das Teilchen so genannt, «weil es so zentral für den heutigen Stand der Physik ist, so entscheidend für unser endgültiges Verständnis des Aufbaus der Materie, und doch so schwer fassbar».

Es scheint also nicht um ein «Gottesteilchen» zu gehen – ein Stücklein Gott oder ein von ihm gesandtes (das sind ja gegebenenfalls alle Teilchen) –, sondern um ein eigentliches «Gott-Teilchen»; eines, das selber Gott spielt. Darauf deutet auch die deutsche Übersetzung des Buchtitels, mit dem Ledermann Gott ins Spiel brachte: «Das schöpferische Teilchen» – ein sinnvoller Name, denn erst es verleiht ja nach aktueller Theorie den andern Teilchen Masse. Der Physiker fügte seiner Erklärung des englischen Namens freilich bei, der Verlag habe auf «God particle» bestanden; er und sein Ko-Autor Dick Teresi hätten gern «god-

damn» gesagt, da das Teilchen so hinterlistig sei und solchen Aufwand verursache.

Der Teilchentheoretiker Peter Higgs, nach dem dieses Boson benannt ist, lehnt die Bezeichnung «Gottesteilchen» ab, um keine religiösen Gefühle zu verletzen. Nicht nur Leute, die Gott und die Zehn Gebote ernst nehmen, werden sich daran stossen, wenn das Objekt der Physikerbegierde Gottesteilchen genannt wird: Auch für Atheisten muss das ein Ärgernis sein, ausser wenn sie die Bezeichnung so verstehen, dass es zur Welterklärung keinen Gott brauche, sondern nur gute Teilchenkenntnis. Aber vermutlich wäre es ihnen auch in diesem Fall lieber, der «unnütze» Gottesbegriff würde nicht von der Theologie auf die Physik vererbt.

Fromme Juden nehmen das Missbrauchsverbot so streng beim Wort, dass sie vorsorglich einen grossen Bogen um den Namen «Gott» machen und stattdessen eine Vielzahl von Umschreibungen verwenden, von denen «G*tt» noch die kühnste Annäherung ist. Man braucht diese Skrupel nicht zu teilen, um – aus Respekt für Religiöse und Atheisten zugleich – das Wort nur dann zu verwenden, wenn man wirklich eine Gottheit meint. Also nicht «leichtfertig», wie es schon im Bauernkatechismus des Kaspar Olevianus (ca. 1580) hiess.

Man kann nicht vorsichtig genug sein: Wer mit Google «Namen Gottes nicht im Mund führen» sucht, findet zwar allerhand Biblisches, aber auch eine hübsche englische Übersetzung des Suchbegriffs: «the name of god do not bite». Und die Suche nach Websites, die dazu etwas zu sagen haben, führt unter anderem zu einem Schlangenkult. Was wiederum an den Sündenfall im P0aradies erinnert, aus dem bekanntlich die Lehre zu ziehen ist: nicht einmal anbeissen! Die Forschung am Cern ist auch ohne göttliche Etikette spannend genug.

zu Inhalt oder Themen

71: «Der Bund», 27. 7. 2012

Kiezdeutsch: Lassma so Dialekt machen

«Ein neuer Dialekt wird geboren, und wir dürfen dabei zusehen!» So spottete in der «Frankfurter Allgemeinen» der Bamberger Germanist Helmut Glück über seine Potsdamer Professorenkollegin Heike Wiese. Diese hatte ihrem Buch «Kiezdeutsch» den Untertitel «Ein neuer Dialekt entsteht» gegeben. Die von ihr selber geprägte Bezeichnung bezieht sich auf die Jugendsprache, die sie im ethnisch gemischten Berliner Quartier Kreuzberg untersucht und ähnlich auch in anderen deutschen Städten gefunden hat, ja sogar – mit anderer Grundsprache – in Schweden und England.

«Lassma Kino gehen» – «Ich frag mein Schwester.» – «Die guckt so zu dir so.» Mit diesen Sprechblasen auf dem Buchdeckel illustriert die Autorin einige typische Elemente jener Sprache, die mit Aufnahmegeräten ausgerüstete Jugendliche in Alltagsgesprächen aufgenommen haben. Dabei legt Wiese Wert auf die Feststellung, dass auch Jugendliche aus deutschsprachigem Elternhaus Kiezdeutsch reden, und sie findet darin auch nur wenige Einsprengsel aus anderen Sprachen. Vielmehr erklärt die Autorin die Besonderheiten mit Ansätzen, die es in der deutschen Sprache allgemein gibt: «Lassma» (als Zusammenzug von «lass uns mal») ist demnach eine erstarrte Partikel wie «bitte», ebenso «gibs», das Wiese als «Existenzanzeiger» deutet.

Dass bei «Kino gehen» der Artikel fehlt, entspricht laut ihr etwa der Aufforderung «Alex umsteigen» in der Strassenbahn. «So» kommt als «Fokusmarker» auch anderswo vor, eine Wortstellung wie «Kai danach gibt dem Hund einen Knochen» gar im Althochdeutschen. «Rote Ampel machen» (= missachten) ist ein «Funktionsverbgefüge» wie «zur Aufführung bringen». Das e fehlt in «mein Schwester», wie es auch in «ich sag» fehlen kann; die Autorin geht nicht drauf ein, dass sich «mein» und «meine» in der Bedeutung unterscheiden (sollten), «sag» und «sage» aber nicht.

Diese Verwurzelungen bringen Wiese zum Schluss, Kiezdeutsch sei ein Dialekt, «der – wie andere Dialekte auch – die grammatischen Möglichkeiten unserer Sprache weiterentwickelt». Ja sogar, weil dies besonders schnell geschieht, ein «Turbo-Dialekt». Gerade dieses Tempo ruft indes auch nach der Frage, ob die Einstufung als Dialekt nicht etwas voreilig sei: Es könnte alle paar Jahre ein neuer sein. Die Kritik, die der Autorin in Deutschland recht ausgiebig entgegenschlägt, setzt aber nicht beim Zeitpunkt an. Vielmehr halten es manche Fachleute für verkehrt, Kiezdeutsch als Dialekt gewissermassen anzuerkennen, statt diese Jugendlichen zur Standardsprache zu erziehen – was sich für Wiese nicht ausschliesst. Häufig wird die Ablehnung des Kiezdeutsch mit Brutalzitaten unterlegt, wie «Isch mach disch Messer».

Helmut Glück beruft sich auf die «linguistische Terminologie»: ein Dialekt sei «eine Sprechweise, die eine Region charakterisiert» – was auf diese Jugendsprache, auch «Kanak Sprak» genannt, nicht zutreffe. Sie sei auch kein – in einer bestimmten Schicht verankerter – «Soziolekt, sondern eine transitorische Sondersprache, die auf den Einflüssen anderer Sprachen und auf Fehlern im Deutschen beruht». Er unterstellt Wiese, sie mache sich die «Angeberei» der Jugendsprache zu eigen, denn «Dialekte geniessen Ansehen». Allerdings stört sich die Autorin gerade an der «Abwertungsspirale», welche die Bewohner des Kiezes und ihre Sprache stigmatisiere; fast in gleichem Mass hat eine ihrer Erhebungen dies auch fürs althergebrachte Berlinisch ergeben. Das entspricht einer in Deutschland verbreiteten Geringschätzung der Dialekte. Selbst in der dialektfreundlichen Schweiz stösst freilich die «balkanisch» gefärbte Jugendsprache bei vielen auf Ablehnung, als «nicht richtiges Schweizerdeutsch». Wie das Schweizer «Jugendwort des Jahres» 2009 zeigt, «gibs» eine Ähnlichkeit mit Kiezdeutsch: «S'Beschte wos je hets gits».

* *Heike Wiese. Kiezdeutsch. Ein neuer Dialekt entsteht. C. H. Beck, München 2012.*

zu Inhalt oder Themen

72: «Der Bund», 10. 8. 2012

Sprache ist (nicht) wie Algebra

«Eine Reise ins Herz der Finsternis erster Klasse» versprach dieser Tage der Untertitel einer Kritik des Films «Prometheus». Ganz so viel kann ich in dieser Kolumne nicht bieten, aber ins Herz der sprachlichen Logik soll die Reise führen, und dort herrscht für manche in der Tat Finsternis, vielleicht sogar Finsternis erster Klasse. War in der Filmkritik wirklich von einer solch exquisiten Finsternis die Rede, oder ging es um ein Herz erster Klasse? Oder aber um eine Reise erster Klasse ins Herz der Finsternis? Dann hätte, wer den Titel setzte, es so sagen können (und sollen).

Weil der gesunde Menschenverstand «erste Klasse» eher mit einer Reise als mit einem Herzen oder der Finsternis verbindet, wurde der Satz wohl von den meisten so verstanden, und der Text der Filmkritik bestätigte diese Lesart. Etwas guter Wille darf beim Lesen oder Zuhören vorausgesetzt werden. Sätze, die jeglichem Missverständnis vorbeugen sollen, werden dafür zuweilen sehr umständlich. Die Sprache hat nun einmal nicht die Möglichkeit, wie die Algebra mit Klammern festzulegen, welche Werte gemeinsam einer bestimmten Operation unterzogen werden sollen. Wer Klammern schreibt, umschliesst damit vielmehr etwas, das (ohne Schaden für den Satzbau) auch weggelassen werden könnte.

Eckige Klammern sollen hier verdeutlichen, wie algebraische Sprache aussähe: «[Eine Reise ins Herz der Finsternis] erster Klasse». Damit wäre die Erstklassigkeit der ganzen Reise samt Grob- und Feinziel zugeordnet. Solche Sprache wäre ungeniessbar, aber als Hilfsmittel können diese Klammern auch andere Zweifelsfälle erhellen. So die Frage, ob der folgende Satz eine Würdigung oder eine Verunglimpfung bedeutet: «Einstein war nichts weniger als ein Genie.» Lesen wir «[nichts weniger] als ein Genie», so war er am allerwenigsten ein Genie. Gemeint ist aber wohl «nichts [weniger als ein Genie]», also nichts unterhalb der Stufe Genie.

Manche verlangen im Namen der Logik, das s wegzulassen: «Einstein war nicht weniger als ein Genie» – eine saubere Lösung. Doch der Zweifelsfälle-Duden (Band 9) befindet, dass «*nichts weniger als* auch im Sinne von ‹nichts Geringeres als› gebraucht werden kann». Er empfiehlt indessen, eine eindeutige Formulierung (wie eben «nichts Geringeres als») zu verwenden, wenn es sonst Missverständnisse geben könnte.

Manchmal braucht es nicht einmal eine andere Formulierung, sondern nur eine andere Reihenfolge, um Klarheit zu schaffen, etwa hier: «Er tauchte nicht eingeladen und maskiert auf.» Das könnte man so verstehen: «nicht [eingeladen und maskiert]». Also läge ein doppelter Verstoss vor, wenn es ein Maskenball nur für Eingeladene war, und man könnte deutlich sagen, der Besucher sei «weder eingeladen noch maskiert» gewesen. War er aber «[nicht eingeladen] und maskiert», dann stellt man besser um: «maskiert und nicht eingeladen».

Ein Leser hat mich kürzlich gefragt, ob man sagen könne: «Nichts gegen Ausländer, ganz im Gegenteil», wenn man Ausländer möge. Das Gegenteil von «nichts gegen Ausländer» sei doch «alles gegen Ausländer». Schon, aber man versteht auf Anhieb, dass nicht das Gegenteil von «nichts gegen» gemeint ist, sondern das Gegenteil von «gegen». Das mit Klammern auszudrücken, ist nicht ganz einfach; wahrscheinlich müsste man Variabeln einführen. Übersetzungscomputer wären wohl dankbar dafür, falls zur Dankbarkeit fähig. Menschlichen Adressaten aber ist besser gedient, wenn man statt logischen Spitzfindigkeiten (mit oder ohne Klammern) eine Ausdrucksweise pflegt, bei der ohne Umschweife klar wird, was gemeint ist.

zu Inhalt oder Themen

73: «Der Bund», 24. 8. 2012

Drum prüfe, wer zu wenig bindet

Über «Wiederherstellungsbestrebungen» und andere deutsche Bandwurmwörter ereiferte sich einst Mark Twain: Sie waren für ihn einer der Gründe, «the German language» mit dem Prädikat «awful» zu belegen, «grässlich». Vielleicht war er nur neidisch, denn die Fähigkeit, durch Zusammenfügen neue Wörter zu bilden, ist eine Kernkompetenz des Deutschen. Und eben nicht eine «Kern Kompetenz», wie es modisch heissen könnte, angelehnt an den englischen Sprachgebrauch (nicht «Sprache Gebrauch»), der die unverbundene Aneinanderreihung pflegt.

Was der Schriftsteller Twain im 19. Jahrhundert nicht schaffte (und sich nicht einmal anheischig machte), gelingt seinen heutigen amerikanischen Landsleuten, ohne dass sie es überhaupt versuchen: der deutschen Sprache diesen Aspekt der Grässlichkeit auszutreiben. Jedenfalls vermute ich, dass die Vorherrschaft des Englischen als globalisierte Geschäfts- und Werbesprache aufs Deutsche abfärbt, wenn wir etwa von der «Jungfrau Region», vom «Bratensauce Töpfli» oder vom Film «Missen Massaker» lesen. Werden die Regeln der deutschen Sprache angewendet, so muss da überall ein Bindestrich stehen. Anhand von Strassen und Institutionen, die mit Vor- und Nachnamen nach einer Person benannt sind, wurde das kürzlich in einer «Sprachlupe» dargelegt (Nr. 69).

Das Weglassen des Bindestrichs ist inzwischen so verbreitet, dass es einen eigenen «Fachausdruck» erhalten hat: Deppenleerschlag (oder Deppen-Leerschlag). Als ich einst Google danach suchen liess, fragte die Suchmaschine zurück: «Meinten Sie Deppen Leerschlag?» Seit es aber die Website deppenleerzeichen.de gibt, lässt sich Google nicht mehr als Depp foppen, und die Liste der Fundstellen wird länger und länger. Nun ist es natürlich jeder Institution unbenommen, ihrem Namen so ein Leerzeichen einzufügen.

Neben dem englischen Vorbild mag auch die Hemmung mitspielen, einen Markennamen mit einem Bindestrich zu beflecken. Und so wird der Opel Mokka (unverbunden richtig, weil kein Getränk) als «Opel Neuwagen» angeboten, wie wenn auch das ein Modellname wäre. Die Migros nimmt's zwar mit dem Bindestrich nicht immer so genau, wohl aber dort, wo ihr kulturelles Prestige auf dem Spiel steht: beim Migros-Kulturprozent. Nur dessen Logo verstösst gegen die Rechtschreibung: Das erste Wort steht ganz in Grossbuchstaben, das zweite ganz in kleinen. Da kommt's auf ein fehlendes Strichlein auch nicht mehr an.

Oft lauert der unbeabsichtigte Humor: Kennen Sie die Jungfrau namens Region? Die Berner Oberländer Touristiker könnten die Unbeflecktheit ihres Wahrzeichens auch ganz einfach durch eine Umstellung retten: «Region Jungfrau». Die Nachstellung des Namens ohne Bindestrich ist im Deutschen vorgesehen, wie beim Schützen Tell oder dem Dichter Schiller. Dasselbe gilt, wenn «namens» dazwischenstehen könnte, ohne dass ein Name vorliegt: die Geissel Krieg. Weiter bei (militärisch angehauchten) Funktionsbezeichnungen: Chef Unterhalt. Oder bei Massangaben: ein Liter Milch oder auch ein Korb Haselnüsse, obwohl das kein genaues Mass ist. In Firmenbezeichnungen braucht es ebenfalls keinen Bindestrich, wenn dem Namen der Ort oder die Sparte folgt: Linck Keramik. Was man dort kauft, ist aber eine Linck-Keramik.

Kurzum: Was die Sprache zusammengefügt hat, soll der «Werbe Mensch» nicht trennen. Anderseits sollte das Privileg, zusammengesetzte Wörter zu bilden, wie jedes Privileg nicht missbraucht werden; den legendären Donaudampfschifffahrtsgesellschaftskapitän braucht's wirklich nicht, die Strassenverkehrskontrollverordnung nicht unbedingt in dieser amtlichen «Kurzform». Aber die Zusammenschreibung oder den Bindestrich, der die gleiche Wirkung hat, gleich ganz abzuschaffen – das wäre eine Kindmitdembadausschüttung, und die mögen wir Mark Twain nicht gönnen.

zu Inhalt oder Themen

74: «Der Bund», 7. 9. 2012

Sechs Fachpersonen suchen eine Leserin

Wo ist die Fachperson, wenn man sie braucht? Da wird sie in jeder medizinischen Fernsehwerbung im gleichen gehetzten Atemzug genannt wie die Packungsbeilage, aber wenn man Letztere mühsam entfaltet, glattgestrichen und – sogar das! – durchgelesen hat: keine Spur vom Wort «Fachperson». Stattdessen wird man angehalten, sich bei Bedarf an «den Arzt, den Apotheker, den Drogisten bzw. die Ärztin, die Apothekerin oder die Drogistin» zu wenden. Dann muss man nur noch unter den sechsen den oder die Richtige finden, oder man wechselt ab: Vielleicht deshalb steht die umständliche Formulierung gleich sechsmal in einer einzigen, schmalen Textspalte eines simplen Käutertees, dazu noch zweimal nur «ein Arzt/eine Ärztin» – dort, wo die andern nicht Fachperson genug sind. Die Frage, was für ein Wesen «Arzt/eine» ist, lassen wir beiseite, die Sache ist sonst schon kompliziert genug.

Eigentlich geht es hier nicht darum, zum x-ten Mal die Frage der männlichen und weiblichen Formen durchzudeklinieren, sondern um die Packungsbeilagen, die immer mit der Aufforderung beginnen, sie «sorgfältig durchzulesen». Das ist ein bisschen viel verlangt, wenn man sich auf Schritt und Tritt durch die Mehrfachnennungen hindurchkämpfen muss und kaum je elegant auf «ärztlichen Rat» verwiesen wird, geschweige denn auf eine Fachperson.

Im Merkblatt von Swissmedic über die «Patienteninformation» (ohne «-innen») steht leider nichts über die Lesbarkeit, ausser der Aufforderung zum Verzicht auf «Fachausdrücke und Fremdwörter, die dem Laien nicht geläufig sind. Sind Fachausdrücke im Einzelfall unumgänglich, so sind sie zu erklären.» Im Übrigen richtet sich das Merkblatt nach der «Verordnung des Schweizerischen Heilmittelinstituts vom 9. November 2001 über die Anforderungen an die Zulassung von Arzneimitteln (Arzneimittel-Zulassungsverordnung, AMZV)». Dort ist punkto Lesbarkeit nur

die minimale Schriftgrösse vorgegeben, indes keine Laufweite – die Schrift darf also in der Breite beliebig gequetscht werden, und davon wird oft augenquälend Gebrauch gemacht. Ebenso lässt der Durchschuss (Luft) zwischen den Zeilen zu wünschen übrig.

Dass die Berufsleute immer in männlicher und weiblicher Form genannt werden, entspricht den Vorgaben der AMZV. Nur für Deutsch gilt diese Regel, auf Französisch und Italienisch reicht jeweils die männliche Form – auch dort, wo es eine abweichende weibliche gibt. Mag sein, dass im lateinischen Sprachgebiet die Existenz zweier Geschlechter besser im allgemeinen Bewusstsein verankert ist und daher nicht eigens betont zu werden braucht. Oder dann ist dort die Kampagne dafür, es dennoch zu tun, weniger intensiv oder weniger erfolgreich. Zu Deutsch wird die Aufmerksamkeit beharrlich auf «die Ärztin, die Apothekerin oder die Drogistin» gelenkt und nebenbei auf den misslichen Umstand, dass ihre Berufsbezeichnungen allesamt durch ein Anhängsel an der männlichen Form entstehen.

Schafft man es, sich auf die übrigen Mitteilungen der Packungsbeilage zu konzentrieren, so lernt man tatsächlich viel Interessantes, ab und zu auch Unbeabsichtigtes. Man erfährt etwa, wozu Nasensekret gut ist: Es wird «durch den Spray verflüssigt und erleichtert dadurch die Atmung». Oder man findet eine lange Liste von Krankheiten, bei denen ein bestimmtes Medikament nicht eingenommen werden darf, und die letzte dieser Krankheiten ist «längeres Fasten». Besonders eifriges Suchen wird, allerdings selten, mit einem Fall- oder Kommafehler belohnt.

Die Anweisung, wenig geläufige Fachausdrücke zu erklären, wird fast immer befolgt. Man fragt sich freilich, ob es Leute gibt, die an Mukoviszidose leiden und den Namen nicht kennen; die gleiche Packungsbeilage, die diese «erbliche Stoffwechselkrankheit» ausführlich beschreibt, setzt anderseits die «Myasthenia gravis» als bekannt voraus.

zu Inhalt oder Themen

75: «Der Bund», 21. 9. 2012

Transmenschen sind auch nur Menschen

Die Transmenschen kommen! Freilich waren sie schon immer da, aber in jüngerer Zeit haben sie begonnen, sich zu organisieren, öffentlich bemerkbar zu machen und für ihre Rechte zu wehren. Transmenschen sind nicht, wie man aufgrund dieser Bezeichnung vermuten könnte, Science-Fiction-Geschöpfe, die dank Computerchips und anderen Implantaten das Stadium des blossen Menschseins hinter sich gelassen haben. Vielmehr geht es ihnen gerade darum, als Menschen wie andere auch wahrgenommen und nicht diskriminiert zu werden.

Es sind Menschen, «deren Genderidentität oder Erscheinungsbild nicht dem Geschlecht entspricht, dem sie bei Geburt zugeordnet wurden»; anders gesagt Menschen, die sich mit dem zugewiesenen Geschlecht «nicht identifizieren können». Beides findet sich auf der Website des 2010 gegründeten Transgender Network Switzerland (tgns.ch)*. Der englische Begriff «gender» steht im Unterschied zu «sex» für das Geschlecht in sozialer, nicht biologischer Hinsicht. Lässt ein Transmann oder eine Transfrau den Körper medizinisch mit dem selber empfundenen Geschlecht in Einklang bringen, so ist das aus Sicht der Transmenschen keine Geschlechtsumwandlung, sondern eine Anpassung.

Laut dem Merkblatt für Medien* auf der Website wird der Oberbegriff «Transgender» zuweilen auch verwendet für «Transmenschen, die keine oder nicht alle medizinischen Massnahmen wünschen» und «Menschen, für deren Geschlechtsidentität das Zweigeschlechtermodell nicht ausreicht». Letzteres ist auch bei Intersexuellen («Zwittern») der Fall; über die feinen Unterschiede gibt die gemeinsame Website Transinterqueer.org Auskunft. Diese pflegt als «Herausgeber_in» einer Broschüre für «Journalist_innen» die Schreibweise mit unterstrichenem Leerschlag und schafft so «Raum, der über feminine und maskuline Endungen hinausweist».

Der Sinn dieses Unterschieds zu andern Doppelschreibweisen wird freilich den meisten, die ihn lesen und sogar bemerken, verborgen bleiben. Dabei weist er auf das Kernproblem hin, dass die (deutsche) Sprache vielfach nur geschlechtlich bestimmte Wörter kennt, wo eigentlich solche nötig wären, bei denen das Geschlecht keine Rolle spielt, weil eben beide (oder alle) Geschlechter gemeint sind. Für manche Menschen ist nicht nur die sprachliche, sondern jede Festlegung ein Problem: Wieso eigentlich muss bei der amtlichen Registrierung einer Person das Geschlecht angegeben werden? Im Kanton Bern kann man immerhin ohne solche Angabe für ein politisches Amt kandidieren.

Die Abschaffung des amtlichen Geschlechts steht nicht auf der Wunschliste des Transgender Network – wohl aber die Vereinfachung des Verfahrens, wenn jemand den Eintrag ändern will; ebenso der erleichterte Zugang zu den allenfalls gewünschten medizinischen Massnahmen. Und eben auch der nicht-diskriminierende sprachliche Umgang mit Transmenschen. So enthält das Medien-Merkblatt eine ganze Reihe «zu vermeidender Begriffe» wie «Transe, Transvestit, Mann-Weib, Drittes Geschlecht, ehemaliger Mann, ehemalige Frau» und überhaupt alles, was mit Umwandlung zu tun hat, statt mit Anpassung.

Bei allem Respekt für die Betroffenen (auch dieser Begriff wird als «pathologisierend» abgelehnt): Mit sprachhygienischen Methoden ist der Diskriminierung kaum beizukommen. Man kann auch ohne das Wort «Neger» abschätzig über Schwarze reden oder schreiben, oder über Farbige (mit einem Wort aus der einstigen südafrikanischen Rassenskala). Wichtiger als das korrekte Vokabular ist für die Transmenschen das, was ihre Organisation in erster Linie fordert: «fundierte und differenzierte Berichterstattung», Respekt für die Privatsphäre, Vermeidung von Rollenklischees und «sensationsheischenden Freakdarstellungen».

* Das Netzwerk schreibt seit 2018 «trans Menschen»; das unveränderliche Adjektiv vermeidet Fehlinterpretationen.

zu Inhalt oder Themen

76: «Der Bund», 5. 10. 2012

Je unverständlicher, desto wissenschaftlicher?

«Dass sich aber ein solcher an den Satzanfang gesetzte Nebensatz (den wir uns natürlich als einen in Anführungszeichen zu lesenden vorzustellen haben) ausgerechnet zur Hinauszögerung der eigentlichen Auseinandersetzung mit dem Satzinhalt eignet, der mehrere komplexe Forschungsfragen gleichzeitig aufwirft, könnte jetzt doch, sechs Zeilen später, deutlich geworden sein.» Ohne die ironische Selbstbespiegelung «sechs Zeilen später» müsste man sich fragen, ob dieser Satz dem Stil des Autors entspricht.

Der Bandwurm stammt (samt Zeilenzählung) aus einem Buch des Historikers Valentin Groebner über Wissenschaftssprache.* Er illustriert «wissenschaftliche Prosa, die in manchen Fällen von Parodie kaum mehr zu unterscheiden ist». Der Autor, der an der Universität Luzern lehrt, seziert mit spitzer Feder insbesondere Dissertationen. Seine «Gebrauchsanweisung» richtet sich an Leute, die solche Prosa verfassen und bei allem wissenschaftlichem Anspruch lesbar bleiben möchten. Sie dient aber auch jenen, die sich beim Lesen hochgestochener Elaborate fragen, ob denn Unverständliches besonders wissenschaftlich sei.

Um das Phänomen der gestelzten, überladenen und fachwortgespickten Wissenschaftssprache zu ergründen, taucht Groebner tief in den akademischen Betrieb und dessen Traditionen ein, seien sie historisch echt oder aber absichtlich konstruiert. Denn Doktorarbeiten, wie er sie schildert, tragen deutliche Züge eines Initiationsrituals, mit dem sich manche Universitäten den Ruf eines Elfenbeinturms erhalten. Vor daran orientierter Schreibweise warnt der Verfasser «Autorin & Autor» (wie sein Beitrag zur geschlechtergerechten Sprache lautet). Denn weil die Hochschulen ihrem promovierten Nachwuchs nicht genügend Stellen bieten, müssen Jungdoktorin & Jungdoktor an ungeschützte Arbeitsplätze denken, wo sich jemand für ihre Ergüsse interessieren könnte.

«Lesbarkeit heisst, dass der Autor seine Argumentation im Text nachvollziehbar macht und buchstäblich unter Kontrolle der Anschaulichkeit argumentiert.» Daraus leitet Groebner (gewiss auch für die Autorin) eine Reihe von Anweisungen ab, deren wichtigste vielleicht ist, Unnötiges wegzulassen und auch nicht in «Superfussnoten» zu verpacken. Grosses Gewicht legt er auf die Dramaturgie, die Leserführung im ganzen Werk, aber eben auch in einzelnen Satz. Der soll nicht wie oben mit Schichten von Beigemüse beginnen, sondern gleich mit der Pièce de Résistance.

Auch Stilformen, die in breiten Fachkreisen als «journalistisch» verpönt sind, empfiehlt der Autor in seinen Schreibwerkstätten, aus denen das schlanke Buch hervorgegangen ist. Dazu gehöre es, die geschilderte Forschung zu personalisieren, wenn auch sparsam und nicht nach diesem amerikanischen Muster: «Dr. M. ist ein rothaariger Mittvierziger mit wettergegerbter Haut und ansteckendem Lachen, der …». Ebenfalls empfohlen wird, «O-Töne» (Originaltöne) einzuarbeiten, aber nicht in Form ausufernder Zitate, sondern auf die Kernaussagen reduziert. Dezidiert tritt Groebner gegen das «Ich-Verbot» an, das an manchen Fakultäten gelte: «Es ist ohnehin Ihr Text», lautet seine Begründung dafür, dass die Schreibenden auch die eigene Person ausdrücklich einbringen sollen.

Und sie sollen das mit ihren eigenen Gedanken und Worten tun, nicht mit «Supersubstantiven» – «theoretischen Zauberworten», von Koryphäen des Fachs geprägt. «Zu intensiv besetzte, gepanzerte und benutzte Begriffe werden nicht, wie Ungeheuer in Actionfilmen, von aufgeklärten Helden getötet. Vielmehr versinken sie irgendwann unter ihrem eigenen Gewicht erschöpft im Sumpf. Lachen Sie nicht. Genau daran erkennt man Jargon.» So schreibt Groebner in einem schönen Beispiel des von ihm empfohlenen Stils. Das wird man auch in dieser Länge zitieren dürfen.

* *Valentin Groebner: Wissenschaftssprache. Eine Gebrauchsanweisung. Konstanz University Press 2012. 143 S.*

zu Inhalt oder Themen

77: «Der Bund», 19. 10. 2012

Der irreführende Konjunktiv

Er steht noch nicht im Duden, und auch im Wahrig nicht. Christian Morgenstern, dessen Nasobem weder im Meyer noch im Brockhaus stand, konnte fortfahren: «Es trat aus meiner Leier zum ersten Mal ans Licht». Vielleicht könnte ich diese Ehre für die Bezeichnung «irreführender Konjunktiv» ebenfalls beanspruchen, aber die damit gemeinte Verbform selber ist leider schon weit verbreitet. Etwa hier: «Der Radsportverband verweigerte die Herausgabe (der Dopingtests). Begründung: Lance Armstrong hätte etwas dagegen.»

Das lässt uns im Ungewissen: Hat der Rennfahrer Einsprache erhoben, oder gibt der Verband in vorauseilendem Gehorsam dem Widerstand nach, den er bloss vermutet? Eindeutig wäre das indirekte Zitat so: «Armstrong habe etwas dagegen». Dann wüssten wir, dass der Verband behauptet: «Er hat etwas dagegen.» Vermutlich war es so, aber das Original suggeriert mit «hätte», der Verband selber habe schon im Konjunktiv geredet: «Wenn wir die Tests herausgäben, hätte er etwas dagegen.»

An dieser Stelle muss ein bisschen Schulgrammatik sein. «Er habe» steht im Konjunktiv I (K. I), «hätte» im K. II. Laut Duden-Grammatik besteht «aus grammatischer Sicht» in der indirekten Rede «heute» freie Wahl zwischen den beiden Formen, aber stilistisch zieht das Standardwerk den K. I dann vor, «wenn eindeutige Formen zur Verfügung stehen». Bei «habe/hätte» ist das der Fall, also sollte «habe» stehen, wenn Armstrong ausdrücklich etwas dagegen hat; ginge es um mehrere Rennfahrer, so zöge der Duden «hätten» vor, denn «haben» wäre nicht als Konjunktiv zu erkennen. Dass die grammatische Wahlfreiheit «heute» herrsche, deutet an, früher sei man strenger gewesen.

Der Sprachpfleger Wolf Schneider hat den Schweizern mehrmals ein Kränzchen dafür gewunden, dass sie die Unterscheidung noch kennten. Dabei hilft der Dialekt: «Dr Verband seit, dr Arm-

strong hätti öppis drgäge» – das würde (hoffentlich) niemand sagen, falls es um eine tatsächliche Willensäusserung geht; da sagt der gut gewachsene Schnabel je nach Dialekt etwa «hebi» oder «heig», im K. I. Heute indessen fände Schneider weniger Gelegenheit zum Lob: Viele Schweizer meinen, auf Hochdeutsch müsse es anders sein – eben so, wie bei vielen Deutschen, mit indirekter Rede im K. II. Besonders deutlich fällt die Nachahmung auf, wenn der Konjunktiv mit «würde» umschrieben wird.

Die Duden-Grammatik lässt dies zwar sowohl für K. I als auch für K. II gelten, sieht es aber «in der indirekten Rede als Kennzeichen der (gesprochenen) Umgangssprache», mit dem Beispiel: «Sie sagte, dass sie in Hamburg wohnen würde.» Gemeint ist, dass sie es wirklich tut, nicht dass sie es täte, wenn sie es sich leisten könnte (oder sonst eine Bedingung erfüllt wäre). Für die «Standardsprache» jedoch macht der Duden die Umschreibung mit «würde» von Voraussetzungen abhängig; dazu zählen in erster Linie «ungebräuchliche oder nicht eindeutige Konjunktiv-II-Formen». Ungebräuchlich sind demnach Umlaut-Formen wie «flöchte, sprösse, stäche». Wer das schade findet, kann etwas dagegen tun: diese Formen möglichst oft gebrauchen.

Nicht eindeutig ist der Konjunktiv zu erkennen, wenn er gleich wie das Imperfekt lautet; im Duden-Beispiel: «Unrichtig ist, dass (sie) in einer Dachkammer hausten.» Und deshalb führt das Grammatik-Buch an, dass die «Bildzeitung» hier «hausen würden» schrieb, wie es «häufig allerdings nur in der gesprochenen Sprache» vorkomme. Auch, nebenbei gesagt, in der am Schweizer Radio gesprochenen. Im Beispiel mit «hausten» könnte man meinen, jemand habe die tatsächliche Unterbringung in einer Dachkammer gerügt. Häufiger allerdings ist gerade die Umschreibung mit «würde» irreführend, etwa wenn die Geigerin Skride zitiert wird, die sich mit dem Dirigenten Nelsons «ohne Worte musikalisch verstehen würde». Da sie aber miteinander reden, so folgern wir, fehlt das Verständnis. (vgl. Fussnote zu Nr. 8)

zu Inhalt oder Themen

78: «Der Bund», 2. 11. 2012

Gerechtigkeit für Friede und Wille …

… oder für Frieden und Willen? Genau um diese Frage ging es kürzlich, von der Öffentlichkeit kaum beachtet, vor dem Hohen Sprachgericht. Herr Frieden hatte es angerufen, fürchterlich aufgebracht über eine Radiosendung. Da war verkündet worden, mit dem Nobelpreis würden die Leistungen der EU «für Friede und Versöhnung» gewürdigt. Nun hatte sich Herr Frieden längst damit abgefunden, dass ihm die gehobene Frau Friede Konkurrenz machte und beide Wörter im Duden figurierten; er war's zufrieden, dass dort «Friede» als seltenere Variante hintanstand.

Aber im Akkusativ, darauf beharrte er, habe auch «Friede» ein Schluss-n anzunehmen, und «für» verlange eben diesen Wenfall. Deshalb zog Herr Frieden vor Gericht und nahm sich die bekannte Advokatin Willen. Der beklagten Frau Friede blieb nichts anderes übrig, als sich ebenfalls Beistand zu holen: beim Anwalt Wille. Der kannte natürlich die fast namensgleiche Kollegin seit Langem; er hatte durchgesetzt, dass «Willen», als das Wort überhaupt in den Duden kam, den Vermerk «selten für Wille» erhielt.

Da der Duden für das Gericht Gesetz ist, zückte also Anwalt Wille bei der Verhandlung den Band 9 (Richtiges und gutes Deutsch) und zitierte aus dem Kapitel «Weglassen der Flexionsendung»: man schreibe «die Grenze zwischen Affe und Mensch», obwohl der Affe im Dativ (wie im Akkusativ) ein Schluss-n trage, der Mensch gar -en. Diese Endungen lasse man nämlich dann weg, wenn das Wort ohne Artikel oder Adjektiv stehe und «der gemeinte Singular mit dem gleichlautenden Plural verwechselt werden kann». Daraus folgerte der Sprachjurist, beim «Unterschied zwischen Affen und Menschen» denke man an die ganzen Rudel. Und hätte das Radio die EU «für Frieden und Versöhnung» gepriesen, so hätte man sich zumindest fragen müssen, wie viele Frieden da gemeint seien.

Die Sprachjuristin Willen war freilich auf dieses Argument gefasst gewesen, und sie kannte auch die Fortsetzung des Duden-Kapitels: «Wenn keine Verwechslung möglich ist, wird Endungslosigkeit bei schwachen Maskulina eher vermieden», üblicherweise sage man also «zwischen Herrn und Frau Dörr», obwohl bei Fontane «Herr» stehe. Nun sei, so schloss die Anwältin, die Gefahr, «Frieden» für einen Plural zu halten, so minim, dass man sie getrost vernachlässigen dürfe. Bei «Wille» habe der Duden die Mehrzahl bereits als «selten» eingestuft, und bei «Frieden» werde das auch noch kommen.

Das Gericht zog sich zur Beratung zurück und liess sich geraume Weile nicht mehr blicken. Danach wartete es gleich mit drei Meinungen auf. Je eine Minderheitsmeinung gab der einen und der anderen Partei recht, also «für Friede» oder «für Frieden». Die sprachgerichtliche Mehrheit aber befand, die Frage sei juristisch nicht entscheidbar; es sei eine Frage des Stils, ob man mit dem endungslosen Akkusativ klarmachen wolle, dass «der Friede» im Singular gemeint sei, oder ob man mit «Frieden» den Wenfall unterstreiche und offenlasse, ob man die gewöhnliche oder die gehobene Form oder gar eine Mehrzahl meine.

Der sichtlich enttäuschte Herr Frieden erhielt nach der Verhandlung von einer mitleidvollen Richterin den Rat, da es sich um ein «nur» stilistisches Problem handle, könne er ja noch die Meinung der «Sprachlupe» einholen. Er überwand seine Furcht, erneut eine Abfuhr zu erleiden, und fragte tatsächlich an. Und erhielt diesen Bescheid: Von der Wahlmöglichkeit zwischen «der Friede» und «der Frieden» darf man durchaus Gebrauch machen, je nach gewünschter Stilebene. Aber als Akkusativ klingt «für Friede und Versöhnung» zu gestelzt, sogar wenn es um einen Nobelpreis geht, und daher ist «für Frieden» vorzuziehen. Ebenso hätte die Zeitung, die eine Sportlerin «mit Wille und Ausdauer» siegen sah, besser geschrieben: «mit Willen und Ausdauer».

zu Inhalt oder Themen

79: «Der Bund», 16. 11. 2012

Wo Steine hauchen und Kioske springen

Da sage noch jemand, Steine hätten keine Seele – ein am Radio gehörter Satz räumt sämtliche Zweifel aus: «Es sind kleine Mosaiksteinchen, die dem Stadtzentrum von Lichtensteig neues Leben eingehaucht haben.» Da sind zwei schöne Bilder zusammengekommen, nur wollen sie nicht zueinander passen: Gewiss haben viele kleine Massnahmen dazu beigetragen, das Städtchen im Toggenburg wiederzubeleben, und man kann sie durchaus als Mosaiksteinchen bezeichnen. Aber man darf sie nur dann «Leben einhauchen» lassen, wenn man auch realen Steinen das Einhauchen von Lebensodem zutraut.

Bilder zu verwenden, wirkt auf Texte oft belebend und erhellend. Aber verschiedene Bilder zu kombinieren, ist gefährlich und meistens zu viel des Guten: Allzu schnell «setzt man dem Fass die Krone auf», um es mit einer Vermengung zu sagen, die fast schon selber zur Redensart geworden ist. So wurde die Geigerin Patricia Kopatchinskaja einst als «fast mit dem Brecheisen vorausstürmender Vulkan» bezeichnet – genug Temperament für beide Bilder hat sie ja, aber es ist schwierig, vor dem inneren Auge einen Vulkan enteilen zu sehen, mit oder ohne Brecheisen. Es sei denn, da sei kein feuerspeiender Berg gemeint gewesen, sondern der römische Gott der Schmiede.

Ähnlich kurios vermischten sich die Elemente in einem Bericht über Aufbaugelder für Irak: «Sollten grosse Teile in den Sand gesetzt worden sein, so wäre das Wasser auf die Mühlen der Kriegsgegner.» Mühe bereitet es ebenfalls, sich einen «Hahn im Korb auf der Überholspur» vorzustellen. Dass es sich dabei um einen Skirennfahrer handelte, erleichtert die Sache auch nicht unbedingt. Hoffen wir wenigstens, dass er vor «den allzu gierigen Fittichen des Fiskus» verschont blieb. Den Flügeln Gier anzudichten, war schon ein starkes Stück, und dass der lateinische

«fiscus» ursprünglich ein geflochtener Korb war, macht es noch stärker.

Man braucht sie aber nicht in den Schmelztiegel zu werfen, um Bildern Gewalt anzutun. Wenn das Objekt der blumigen Beschreibung selber schon mit Händen zu greifen ist, dann muss das Bild auch an sich dazu passen, nicht nur sinngemäss. Sonst kann's sadistisch werden: «In der Gemeinde Wohlen liegt der Schmelztiegel jugendlicher Vandalen in Hinterkappelen.» Es ging gar nicht darum, dass sich dort Vandalen aller Länder zu Banden zusammentun; eher darum, dass sie den Ort in einen Hexenkessel verwandeln – weshalb vielleicht manche sie am liebsten in einem brodelnden Topf sähen.

Besonders gut eignen sich Immobilien aller Art für ungeeignete Bilder. Es reicht, ihnen Mobilität zu unterstellen, wozu die Planungsphase verlockt: «Stadion rückt näher» oder «die Hängebrücke wurde wieder in die Schublade gelegt» – und eines Tages wird man sie an den Nagel hängen. «Holzkiosk nimmt erste Hürde»: Da kann man immerhin an die russische Märchenhexe Baba Jaga denken, deren Hütte Hühnerbeine hat.

Zuweilen ist ein Bild selber, was es sagt. Manch ein zweischneidiges Schwert zeigt zwar den Schmiss des Schreibers, fügt ihm aber zugleich einen Schmiss zu. «Auch der Salatanbau ist ein zweischneidiges Schwert» – eine solche Waffe wäre vielleicht bei der Ernte zu gebrauchen, aber nicht als Ausdruck dafür, dass wegen der Wetterkapriolen Freud und Leid der Salatbäuerin nahe beieinander liegen. Weniger gefährlich ist es, das Bild für etwas Abstraktes zu verwenden: «Die Popularität der Sternchen am Showhimmel ist ein zweischneidiges Schwert.» Die Popularität mag so ein Schwert sein, allerdings lieber nicht auch noch am Himmel: Dort hat nur Orion eins.

zu Inhalt oder Themen

80: «Der Bund», 30. 11. 2012

German up your English!

Die Botschaft ist klar, auch wenn sie nur zwischen den Zeilen des 24-seitigen Prospekts «TravelLog» steht, den die Deutsche Zentrale für Tourismus (www.germany.travel) kürzlich schweizerischen Zeitungen hat beilegen lassen: Eine Reise nach Deutschland drängt sich für alle auf, die ihre Englischkenntnisse auffrischen wollen: «Brush up your English» würde nahtlos zu den Werbesprüchen passen, mit denen wir eingeladen werden, «deutsche Spitzenküche at its best» zu geniessen oder in Freiburg zu bestaunen, wie «insbesondere Unternehmen des ‹German Mittelstand› zukunftsorientiert im Sinne der Nachhaltigkeit agieren». Schaffen wir es weiter bis in den Norden, so finden wir eine Stadt in voller Auflösung: «Grau oder grün? Was lange Jahre als ein unüberwindbarer Gegensatz galt, löst Hamburg immer weiter auf.» Davon zeugen die «HafenCity» oder das «Dockland» – wenn wir nur wüssten, ob wir das deutsch oder englisch auszusprechen haben.

Lockt uns Musik, so droht uns «Wagner goes Rap», ganz zu schweigen vom Kapitel «Rock me Beethoven!», das so beginnt: «Roll over Beethoven». Die Tourismus-Zentrale mit Sitz an der Frankfurter Beethovenstrasse verschweigt uns, dass Chuck Berry mit diesem Lied 1956 den grossen Klassiker zum Platzmachen aufforderte. Dafür teilt sie uns mit, heute werde in Deutschland viel «Musik live gespielt». Na sowas – nicht ab Band, sondern von Bands! Zum Beispiel am «Chiemsee Reggae Summer». Das innere Ohr hört «Tschihm-ssie», und die Reklame verspricht dort neben Musik auch «Easy Living». Gediegener geht's in Sachsen zu, «Deutschlands Kulturreiseziel Nr. 1». Da wird die Musiktradition «durch Konzerte und Events täglich mit neuem Leben» gefüllt.

Bis wir aber im sächsischen «Land von Welt» sind, gilt es grässlichen Gefahren zu widerstehen. Sie kündigen sich in harmlosem Gewand an: Es «laden in allen Städten die Einkaufsstrassen zum

gemütlichen Allround-Shoppen ein». Doch der dicke Kapitel-Titel verhüllt nicht, worum es geht: «Fashion Victims». In einem Land, das den deutschen Wortschatz jüngst um den Hohn «du Opfer!» bereichert hat, ist klar, dass die Reisenden zu Modeopfern werden sollen. Wenn nicht beim gemütlichen S(c)hoppen, dann an der «Berlin Fashion Week» oder an der «Bread & Butter», denn das ist «die bedeutendste B2B-Plattform» für «kreative Modemarken und Labels». Ob Marken und Labels zwei Paar Schuhe sind, erfahren wir nicht – wohl aber, dass im Zeichen von Brot und Butter «Street- und Urban Wear» zu sehen ist. Und dass überall in der deutschen Mode gilt: «Was hier aufblüht, rockt.» Womit wir wieder bei der Musik wären, oder ist jener Rock gemeint, der uns ferner ist als das Hemd? Verzeihung, als das Shirt.

Glauben wir, den Germany-Travel überstanden zu haben, so kommt als dickes Ende die Aufforderung: «Discover the Stars». Dies in den «Magic Cities», als da wären: «Berlin, Stadt der Coolness» oder «München, Stadt des Lifestyle», und dazwischen einige, wo man möglicherweise noch Deutsch spricht. Die letzte Lektion erteilt der Seitenkopf: «It's Magic». Ganz richtig: Hier gehört der Apostroph hin, während – ebenfalls richtig – in «at its best» keiner steht, als Ausnahme vom üblichen englischen Genitiv. Wer die schönsten Orte (zum Glück nicht «Deutschland's») sucht, kann die «TOP 100 App downloaden».

Roll over Germany, die Schweiz rockt zurück. Galt nicht bis vor Kurzem die Devise: «Swiss down your taxes»? Nie gehört? Kann sein, aber jetzt heisst's ganz offiziell «Swiss up your life.» Mit diesem «Claim» stellt sich in einer Pressemitteilung «die neue High-End-Fitness- und Wellness-Marke Elements» vor. Wenigstens ist die Marke, welche die Besitzerin Migros gern in lauter Grossbuchstaben geschrieben sähe, kein «Brand». Sie soll bloss «die Muskeln zum Brennen treiben», im «Functional-Trainings-Bereich» oder bei «Group Fitness» mit «FlowTonic» und anderen Verlockungen.

zu Inhalt oder Themen

81: «Der Bund», 14. 12. 2012

Das Land, das wie eine Armee redet

«Die Schweiz hat keine Armee, sie ist eine Armee.» Das sagt heutzutage kaum noch jemand, nicht einmal der Militärminister. Er will ja nur, dass wir die beste haben, nicht sind. Aber etwas anderes gilt immer noch, nur ist es weniger bekannt: Die Schweiz redet wie eine Armee. Zugegeben, das tut vorwiegend die männliche Hälfte, und auch sie nicht immer, vielleicht sogar immer weniger oft. Und wenn sie es tut, dann meist ohne Absicht und ohne das Bewusstsein, sich beim militärischen Vokabular zu bedienen.

Doch wer neu in die Schweiz kommt, dem wird schon das eine oder andere auffallen. So jenem deutschen Spezialisten, der hier eine Stelle antrat, lange bevor es Mode wurde, und der gleich am ersten Arbeitstag zum «Kaderrapport» musste. Mit «zu Befehl» wird dabei niemand eine Anweisung quittiert haben, das gibt's schliesslich nicht einmal mehr beim Militär, aber die heute geltende dienstliche Antwort taucht ab und zu auch im Zivilleben auf: «verstanden». Ansonsten aber bemerken Deutsche eher, dass der Ton im beruflichen oder auch privaten Umgang weniger zackig ist als in ihrer Heimat.

Es ist indes nicht aussergewöhnlich, wenn an einem geschäftlichen Rapport eine Manöverkritik stattfindet (statt eines neumodischen, aber ebenfalls militärisch angehauchten Debriefing), vielleicht nach geschlagener Schlacht im Weihnachtsverkauf. Und wenn eine Firmenaktion nicht den gewünschten Erfolg bringt, könnte die Geschäftsleitung den Übungsabbruch verfügen. Gut möglich, dass der Verantwortliche, wenn er zum Chef zitiert wird, zur Kollegin sagt, er müsse zum Kadi. Und dabei ganz selbstverständlich an den (Kompanie-)Kommandanten denkt, während ihr womöglich der arabische oder deutsch-umgangssprachliche Richter in den Sinn kommt.

Nicht selten kommt Militärsprache in Sportvereinen oder beim Wandern in Gruppen vor, wenn X Mann (beiderlei Geschlechts) miteinander ausrücken. Da hat's Tagwache gegeben, man ist angetreten und muss ab und zu austreten, vielleicht schon vor dem Stundenhalt. Einen Schluck aus der Feldflasche, für ältere Jahrgänge eine Scholle Hanf (für jüngere: keinen Hanf, nur ein Stück Brot), und schon ist wieder Abmarsch. Bald wird's Zeit, richtig zu verpflegen – nicht etwa sich oder die Gruppe: Das Verb leistet seinen Dienst intransitiv, ohne Objekt. Das Gleiche gilt fürs Retablieren, das nach dem Einrücken stattfindet. Schliesslich will man ja auf Vordermann sein, um in den Ausgang zu gehen.

Noch reichhaltiger, nur nicht immer druckfähig, ist das Dialekt-Vokabular, das mancher brave Soldat ins Zivilleben mitnimmt. Einen Chuchitiger kann's auch in der Fabrikkantine geben, und dass er einmal Spatz kocht, kann nichts schaden. Denn der Armee-Eintopf ist durchaus beliebt, besonders aus der Gulaschkanone. Dass in der Chefetage das Rösslispiel residiert, braucht niemanden zu verwundern, und manch ein Bürogummi versteht sich darauf, zu verschlaufen, wenn langweilige Arbeit ansteht, die auch andere erledigen können. Er könnte freilich, sobald er wieder auftaucht, mit militärisch angereicherten Kraftausdrücken empfangen werden.

So hat das Milizsystem seine guten Seiten, nicht nur die oft beschworenen staatsbürgerlichen, sondern auch die sprachbereichernden. Dazu gehört das Wort «Milizsystem» selber, das in der Politik und im Vereinsleben ebenfalls gern verwendet wird. Zuwanderer aus Ländern, in denen die Miliz eine kasernierte und unzimperliche Polizei ist, werden zuerst einmal zusammenzucken, wenn sie bei uns davon hören. Aber sie gewöhnen sich ja auch daran, dass Bahnhöfe voller Soldaten nicht den Ausnahmezustand bedeuten. Es geht da nur um Wiederholungskurse zur Pflege des helvetischen Wortschatzes.

zu Inhalt oder Themen

82: «Der Bund», 28. 12. 2012

Wenn Wissenschafter Sprachpfleger rügen

Akademische Sprachkundige haben, so könnte man meinen, das Heu auf der gleichen Bühne wie Sprachpfleger, die zum Beispiel in Zeitungskolumnen der geneigten Leserschaft zu «gutem Deutsch» verhelfen wollen. Aber da täuscht man sich, vor allem wenn der Kolumnist Bastian Sick heisst. Je mehr Erfolg der «Spiegel»-Journalist mit seinen (bisher vier) Büchern «Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod» hat, desto mehr Kritiker ruft er unter den Linguisten auf den Plan. Sie weisen ihm nicht nur sachliche Fehler nach, sondern stellen oft seinen ganzen Ansatz in Frage, bestimmte Sprachgebräuche in Glossen anzuprangern und der lernbegierigen Leserschaft Orthografie-, Stil- oder Grammatikregeln in mundgerechten Portionen nahezubringen.

Mehrmals wurde zum Beispiel die süffisante Art angeprangert, mit der Sick nach eigenem Bekunden (Band 2) den Textchef des «Spiegels» in den Senkel gestellt hatte. Es ging um den Titel «Terroristen exekutieren US-Soldat», an dem der Textchef festhielt. Denn es war nur ein einziger Soldat; der von Sick gebieterisch verlangte Akkusativ «US-Soldaten» indessen hätte eine Mehrzahl suggeriert. Linguisten rieben dem «selbsternannten Sprachguru» unter die Nase, es gebe durchaus Fälle, in denen es korrekt sei, Artikel und Endung wegzulassen, zum Beispiel «das Verhältnis zwischen Patient und Arzt». Das allerdings ist eine Wendung, die in einem korrekten Satz vorkommen kann, während der fragliche Titel im Telegrammstil gehalten war, für den es keine verbindlichen Regeln gibt. Wenn «einen Soldaten» nicht Platz hat, muss man wählen: «Soldaten» mit missverständlicher Akkusativ-Endung oder «Soldat» – eindeutig, aber unschön. Sick selber räumt zwar ein, dass oft verschiedene Formen richtig sein können, aber er neigt dazu, seine eigenen Präferenzen als «richtig» unters Volk zu bringen. Wie sein Erfolg zeigt, entspricht er damit einem verbreiteten Bedürfnis nach eindeutiger Festlegung.

Mit der letzten Reform der Rechtschreibung hat die Zahl der Fälle zugenommen, in denen mehrere Schreibweisen zulässig sind; die Verunsicherung dürfte Sick weiteren Zulauf beschert haben. In der Sprachwissenschaft indessen hat heute die Erforschung des tatsächlichen Sprachgebrauchs den Vorrang vor der Normensetzung; manche Linguisten lehnen Vorschriften rundweg ab. Besonders rabiat fiel die Kritik André Meinungers aus, der seinem Buch den kalauernden Titel «Sick of Sick?»* gab. Damit hat er seinen Fachkollegen Karsten Rinas herausgefordert, der in «Sprache, Stil und starke Sprüche» einen Mittelweg sucht im jahrhundertealten Konflikt zwischen Sprachwissenschaft und Sprachkritik, den er kenntnisreich nachzeichnet. Über Meinunger schreibt Rinas: «Die Frage, ob auch dem Bemühen um Sprachpflege ein rationaler Kern zugrunde liegen könnte, kommt ihm gar nicht in den Sinn»; alles Normative sei ihm suspekt, die Duden-Grammatik mithin «genauso verdammenswert wie die Sick'schen Glossen».

Zwar sucht Rinas gemeinsamen Boden, aber er teilt auch selber wacker aus, besonders gegenüber der «konzeptlosen Besserwisserei Sicks» sowie Meinungers «Arroganz und Ignoranz». Was sie und ihresgleichen laut dem Autor voneinander lernen könnten: die Sprachkritiker natürlich, dass sie auf wissenschaftlichem Boden argumentieren sollten, und die Linguisten, dass sie «Anliegen der Sprachpflege ernst nehmen». Denn auf Gebieten wie dem Umgang mit Fremdwörtern oder der Verwendung weiblicher Formen gebe es für sie viel zu tun. Die Geschlechterfrage spornt Rinas zu ironischen Spitzen wie «BrüderInnen im Geiste» an, wobei er auch gleich noch sachfremde Polemik gegen gesellschaftliche Anliegen von Homosexuellen unterbringt. Insgesamt aber hilft das Buch, die Linguistik vom Beobachtungsposten auf den steinigen Boden der Sprachpflege zu locken.

** André Meinunger: Sick of Sick? Kadmos, Berlin 2008.*
Karsten Rinas: Sprache, Stil und starke Sprüche.
Lambert Schneider, Darmstadt 2011.

zu Inhalt oder Themen

83: «Der Bund», 11. 1. 2013

Von Fehlern, die es in sich haben

Willst du einen Brief, so schreibe einen … Fehler, oder besser deren zwei. Wenn auch ohne Absicht, habe ich doch in der letzten «Sprachlupe» des alten Jahres in der «Bund»-Version zweimal «Dativ» geschrieben statt «Akkusativ». Dafür bin ich mit etlichen behutsamen Reaktionen (sowie einer gestrengen) belohnt worden. Der Schreiberin und den Schreibern sei hier nochmals gedankt – ebenso allen, die den doppelten Fehler auch bemerkt, aber auf eine Zuschrift verzichtet haben.

Manche Reaktionen spinnen die Überlegungen rund um den – von Bastian Sick beanstandeten – Titel weiter: «Terroristen exekutieren US-Soldat». So meinte ein Leser, ohne die von Sick verlangte Endung («Soldaten») wäre es ja gar kein Akkusativ, wie ihn «exekutieren» erfordert. Dass «Soldat» hier im Akkusativ steht, bestreitet freilich auch die Kritik nicht. In diesem Fall argumentiert aber etwa Robert Sedlaczek in einer Kolumne, das Wort müsse endungslos sein, weil es ohne Artikel stehe. Er stützt sich dabei auf André Meinungers Buch «Sick of Sick?» (vgl. S. 173).

Das Thema «Weglassen der Flexionsendung» ist dem Duden-Band 9 (Richtiges und gutes Deutsch) gut acht Seiten wert; eine abschliessende Antwort findet man indessen auch dort nicht. Das (Dativ-)Beispiel «zwischen Patient und Arzt» stammt von da. Auch ein entsprechender Akkusativ liesse sich bilden: «Information für Patient und Arzt». Als einzelnes endungsloses Wort steht im Duden 9 «ein Forstmeister mit Assistent», und im Akkusativ «das Gesuch muss Name (nicht: Namen), Beruf und Anschrift enthalten». Welche Form korrekt ist, wenn «Name» allein statt in einer Aufzählung steht, wird nicht ausgeführt; ich finde, man müsse dann Artikel und Endung schreiben, also «den Namen».

Ein Beispiel für ein korrekt artikelloses Einzelwort im Akkusativ wäre die Kartenspiel-Regel «König schlägt Bube». Der Duden und der von Sick abgekanzelte Textchef begründen die Endungslosig-

keit mit der Verwechslungsgefahr: Man könnte meinen, es würden mehrere Buben geschlagen (bzw. Soldaten umgebracht). Dieses Missverständnis kann freilich auch dann entstehen, wenn es nicht um ein schwach dekliniertes Wort wie «Soldat» geht, sondern um starke Deklination, bei der sich Ein- und Mehrzahl im Akkusativ nicht unterscheiden: «Terroristen exekutieren Panzerfahrer». Auch etwa bei «Information für Apotheker» weiss man nicht, ob es um mehr als einen geht. Wenn «und Arzt» folgt, denkt man an den Singular, sonst eher an den Plural, ausser wenn es heisst «für den Apotheker».

Die meisten Beispiele im Duden sind formelhafte Wendungen, bei denen gerade deshalb der Artikel fehlt. Gilt die Endungslosigkeit auch, wenn man den Artikel bloss weglässt, um Platz zu sparen, wie in einem Telegramm oder eben einem Zeitungstitel? Für mich ist das keineswegs zwingend, und ich habe noch kein Regelwerk für den Telegrammstil gefunden. Als ich der «Bund»-Redaktion angehörte, habe ich mich bei Titeln dieser Art für «... Soldaten» eingesetzt – wie Sick, aber noch ohne das zu wissen, und nicht immer mit Erfolg. Allerdings zählt der Duden «Soldat» inzwischen zu jenen Wörtern, bei denen das Weglassen der Endung im Dativ und im Akkusativ «weit verbreitet» sei, auch wenn sie mit Artikel stünden: «einem» oder «einen Soldat» sei also «nicht einfach inkorrekt», «... Soldaten» aber besser.

Ich hielt damals «... Soldat» schlicht für falsch. Aus der Kritik an Sick habe ich gelernt, dass man das auch anders sehen kann, aber ich ziehe «... Soldaten» immer noch vor, ob mit oder ohne Artikel. Die Polemik entzündet sich oft daran, dass eine Meinung als einzig richtige dargestellt wird; in diesem Fall tun es beide Seiten. So unterstellt Sick dem Textchef, der auf «... Soldat» bestand, «Probleme mit der deutschen Sprache». Bloss: Wer hat die nicht? Ausser absoluten Koryphäen wohl nur, wer zu wenig nachdenkt.

(zu Sedlaczek vgl. «Sprachlupe» 41, zu Endungslosigkeit Nr. 78)

zu Inhalt oder Themen

84: «Der Bund», 25. 1. 2013

«Bsunderi Aaforderige» an die Mundart

«Di hütig Schuel mues in höchem Mass bereit und i de Laag si, sich bsundere Aaforderige aazpasse und uf neui Herusforderige prompt und adäquat z reagiere.» Bei solchen Sätzen fragt man sich, ob es wirklich ein Segen ist, dass wir grundsätzlich in allen Lebenslagen Dialekt reden können; dass wir also nicht auf die Hochsprache ausweichen müssen, wenn es ernst wird. Ernst und formell wie an einer Gemeindeversammlung – von dort stammt das echte Beispiel, protokolliert hat es die «Zürichsee-Zeitung».

Vermutlich hielt sich das Behördenmitglied, das hier zitiert wurde, an ein aufgeschriebenes Leitbild und hätte dieses besser gleich auf Schriftdeutsch zitiert, statt es «halbbatzig» in Mundart zu übersetzen. Zudem ist die Gefahr gross, dass auch bei der Diskussion über – naturgemäss schriftdeutsche – politische Vorlagen in Gemeinde- und Kantonsparlamenten Wendungen in den Dialekt rutschen, die dort nichts verloren haben; ebenso in TV-Sendungen, in denen Politiker Mundart reden, damit sie spontaner sind oder zumindest so wirken.

Anderswo im deutschen Sprachgebiet sind Dialekte, soweit sie sich erhalten haben, eher in der Familie oder auch noch im informellen öffentlichen Gebrauch zu finden. Ist eine Mundart, wie etwa das Saarländische, in allen Bereichen üblich, so wird das als Besonderheit verzeichnet. In Österreich reden Sprachwissenschafter gern von einem «Dialekt-Hochsprache-Kontinuum», in dem verschiedene Ebenen der Formalität zwanglos ineinander übergehen.

Von einem solchen Kontinuum kann in der Deutschschweiz keine Rede sein; wir brauchen eine bewusste Anstrengung, um (einigermassen) Hochdeutsch zu sprechen, und wir reagieren (hoffentlich) allergisch, wenn sich Schriftsprache in der Mundart breitmacht. Das tut sie auch in Nachrichtensendungen. Fürs Stadtzürcher «Tagblatt» hat Christoph Landolt, Redaktor am

Schweizerdeutsch-Wörterbuch «Idiotikon», Lokalradio und -Fernsehen beobachtet. Aufgefallen ist ihm etwa «es Gsuech iiräiche», «di benöötigte Gaaschraftwerch» oder «wächselndi Bewölchig». In freier Rede ausserhalb der Nachrichten halte sich Zürichdeutsch besser, sei aber – wie seit langem im Alltag – vom Sprachwandel betroffen; «vom Schriftdeutschen be- oder verdrängt» sei etwa «Anke» oder neuerdings «Ross».

«Use it or lose it» gilt auch für den Dialekt: Man muss ihn samt seinen Eigenheiten verwenden, will man ihn nicht verlieren. Die kostbare Möglichkeit, auf Schweizerdeutsch alles zu sagen, lädt ja dazu ein – sie birgt aber auch besondere Gefahren: Wo sich die Mundart in Bereiche wagt, in denen die Schriftsprache den Ton angibt wie eben in der Politik und den Nachrichten, da lauert das «Gemeindeversammlungsdeutsch». Es mit geniessbarem Schweizerdeutsch zu vermeiden, erfordert einen ähnlichen Effort, wie auf Hochdeutsch umzustellen. Letzteres wäre, wenn ein Thema allzu papieren ist, gar nicht das Dümmste.

Erst recht gilt das für schriftliche Äusserungen. So wäre uns erspart geblieben, auf Berndeutsch nachlesen zu können, was der Schriftsteller Guy Krneta auf der Internet-Plattform «Journal B» mündlich zur städtischen Kulturpolitik vorgetragen hatte.* Zu hören und zu lesen war etwa: «herusraagendi Literatur», «Vraaschtautige», «bereit syg», «einisch meh», «unnachvouziebar». Dass man literarisch alles auf Schweizerdeutsch sagen oder eben schreiben kann, gehört zur Pracht unserer Dialekte, aber wenn ein politischer Diskussionsbeitrag auf Mundart zurechtgebogen wird, ist die Pracht dahin. Ebenso, wenn in Dialektkolumnen «vom Wauhrächt Gebruuch mache» steht, «Beschtätigung vor beschtehende Ornig» oder «fougendes Statment». Alles echt, wie auch dies: «Drmit söu e Troscht usgschproche wärde.» Nicht gerade tröstlich.

* «Der Bund», 23. 12. 2012; (mit Login, Link zum Ton abgelaufen, Text auch auf Yumpu, letzte Seiten)

zu Inhalt oder Themen

85: «Der Bund», 8. 2. 2013

Das Privileg des Totschlags

Wer in einem Zeitungsbericht liest, für einen Verhafteten oder eine Angeklagte gelte die Unschuldsvermutung, weiss vermutlich, was gemeint ist: Nämlich nicht das, was das Wort vermuten lässt, wenn man es ohne Vorkenntnisse vorgesetzt bekommt. Beim Wort genommen, müsste «Unschuldsvermutung» ja bedeuten, dass jemand – die zuständige Behörde oder der Berichterstatter – vermutet, die betroffene Person sei unschuldig. Aber dann gäbe es kaum einen Grund, sie der Justiz zuzuführen bzw. darüber zu berichten, was ihr zur Last gelegt wird.

Oft sind solche Berichte recht drastisch und ausführlich, und irgendwo steht noch das Sätzchen mit der Unschuldsvermutung – wahrscheinlich auf Anraten der Rechtsabteilung des Verlags, damit man der Zeitung nicht vorwerfen kann, sie habe den mutmasslichen Täter vorverurteilt. Denn die Mutmassung oder eben Vermutung auch der Leserschaft geht in der Regel dahin, dass «er es war». Aber in der Juristensprache gilt die Unschuldsvermutung in einem ganz bestimmten Sinn, der im englischen Ausdruck präziser gefasst ist: «innocent until proven guilty». Oder deutsch und andersherum gesagt: Schuldig ist nur, wem man das (rechtskräftig) nachgewiesen hat.

In der Rechtsprechung, in der es um ganze Schicksale gehen kann, ist präzise Sprache besonders wichtig. Das bringt es mit sich, dass Fachausdrücke verwendet werden, die für Laien nicht ohne Weiteres verständlich sind oder sie gar auf eine falsche Fährte führen. Wer vom «Privileg des Totschlags» hört, könnte an den Kinohelden James Bond und seine berühmt-berüchtigte «Licence to kill» denken – an die Ermächtigung, zu töten, die einem der Filme den Titel gab.

Aber das kann ja nicht gemeint sein, wenn ein Gerichtspräsident so zitiert wird: «Das Privileg des Totschlags kommt dann zur Anwendung, wenn die Tat unter einer entschuldbaren heftigen Ge-

mütsregung geschieht.» Aus dem Zusammenhang des Prozessberichts wurde klar, was es mit diesem Privileg auf sich hat: Für das Gericht war zwar der (strenger zu ahndende) «Tatbestand der vorsätzlichen Tötung vollumfänglich erfüllt», als ein Hanfbauer einen flüchtenden mutmasslichen Dieb erschossen hatte. Aber es hielt ihm die genannte Gemütsregung zugute, und damit gehörte er unter den Urhebern einer «materiellen» vorsätzlichen Tötung zu jenen Privilegierten, die nur wegen Totschlags verurteilt werden.

Das «privilegium» ist nach dem lateinischen Wortsinn entweder ein Gesetz, das nicht für alle gilt, oder eben das Vorrecht, das ein solches Gesetz bestimmten Personen gewährt. Genau so verwenden die Juristen das Wort; zum Totschlag präzisiert das Strafgesetzbuch noch, die heftige Gemütsregung müsse «nach den Umständen entschuldbar» gewesen sein. Festzulegen, was das nun wieder bedeutet, ist Aufgabe der Rechtsprechung, dank der das fragliche Privileg mit der Zeit immer fester umrissen wird.

Im allgemeinen Sprachgebrauch freilich hat ein Privileg nicht unbedingt etwas mit dem Gesetz zu tun; in den meisten Fällen wohl nicht. Man kann sich privilegiert fühlen, in der Schweiz geboren worden zu sein, eine harmonische Familie zu haben, einen erfüllenden Beruf auszuüben oder vieles andere mehr – kurzum, wenn es einem besser geht als andern. Und diese andern sind dann «unterprivilegiert» – ein aus dem Englischen übernommener Euphemismus für arm, benachteiligt. Nach dem Wortsinn gälte die Bezeichnung jemandem, der mit weniger als dem gebührenden Mass an Vorrechten ausgestattet ist. Man ahnt Juristenfutter – aber zum Glück ist «unterprivilegiert» kein rechtlicher Begriff.

zu Inhalt oder Themen

86: «Der Bund», 22. 2. 2013

Mehl im Brief und Regen in Spanien

«Schick mir ’n Mehl», sagte der deutsche Freund am Telefon. Wenn ich ihn beim Wort genommen hätte – kaum auszudenken: Der Briefumschlag mit dem Weissmehl hätte im Verteilzentrum zu rinnen begonnen und Giftalarm ausgelöst, reihenweise wären Angestellte vorsorglich von Übelkeit befallen worden, Hunderttausende von Sendungen wären tagelang liegen geblieben. Vielleicht um derlei Malheurs vorzubeugen, sagen Deutsche meistens nicht «ein», sondern «eine Mail».

Wenn sie das wie Mehl aussprechen, dann nicht nur, weil ihnen der Schnabel ohne den passenden englischen Laut gewachsen ist, sondern auch, weil der Duden-Band «Rechtschreibung» genau diese Aussprache angibt: Mail [me:l]. Vielleicht nicht mehr lange: Im Internet (duden.de) steht [mɛɪ̯l]*, und man kann es sich in ARD-Aussprache vorsagen lassen. Es reimt sich auf berndeutsch «Seil(i)». Dialekte mit Englisch-kompatiblem, geschlossenem «ei» bieten also einen Globalisierungs-Vorteil.

Leute, die diesen Laut noch nicht sprechen (und oft gar nicht als unterschiedlich wahrnehmen), müssen dazulernen: Das Englische bereichert nicht nur unseren Wort-, sondern auch unseren Lautschatz. Allerdings sollte man bei der Übernahme englischer Wörter besonders zurückhaltend sein, wenn sie sich schlecht in die hochdeutsche Aussprache einfügen. Zum Beispiel bei «Sale», das ein Anglistik-Professor kürzlich als deutsches Wort bezeichnete – in der englischen Bedeutung. «Pech für die Franzosen und die Italiener», fügte er in einer ZDF-Debatte hinzu (16. 1. 2013). Der Online-Duden gibt ihm recht, allerdings mit der Einschränkung «Jargon». Der englisch-deutsche «Schlussverkauf zu ermässigten Preisen» klingt beinahe wie ein bernisches Seil, ebenfalls mit scharfem s.

In mündlichem Deutsch ist mir «Sale» noch nie begegnet, nur zuhauf in der Werbung, und dort signalisiert es, wie so manches

andere englische Wort: Achtung, da will dir jemand etwas andrehen. Auf englisch bedeutet es ja an sich schlicht «Verkauf», im Kommerz hat es allerdings die forcierte Bedeutung «forcierter Verkauf» angenommen. Das Wort ist natürlich griffiger als alle deutschen Umschreibungen. Mindestens so auffällig sind indessen die %-Schilder in den Läden, und näher an der Sache. Wenn diese Sache möglichst präzis bezeichnet werden soll, trifft «Rabatt» oder «Rabattangebot» zu.

Ein weiteres Problem mit englischen Lauten ist, dass sich die britische und die amerikanische Aussprache zuweilen deutlich unterscheiden. Dem erwähnten Professor, Anatol Stefanowitsch, ist im Online-Duden die amerikanische Aussprache von «posten» (eines Aushangs im Internet) aufgefallen, also «ou» ['pɔʊ̯stn̩]. Eine Mitarbeiterin bemerkt in seinem Sprachlog.de, britisch müsste es «öu» [əʊ] heissen. Im Deutschen indessen ziehe man wohl beidem ein «Bordmittel» der eigenen Sprache vor: posten mit langem o. Der gedruckte Duden gibt die Aussprache nicht an*, während er das «schweizerisch mundartliche» posten (einkaufen) mit kurzem o markiert.

In der ZDF-Sendung sprach die Moderatorin vom «Block» des Anglisten, eigentlich ganz passend für sein öffentliches Logbuch im Internet. Das weiche g von «Blog» stand ihr offenbar nicht zu Gebote, obwohl es der Duden fordert. Das dort angegebene kurze o wiederum entspricht eher der britischen Aussprache als der amerikanischen (ah). Manchmal gäbe es für deutsche Zungen ein verlockendes Angebot in einer englischen Variante, die keinem Standard entspricht, etwa im «proletarischen» Londoner Cockney. In Shaws «Pygmalion» (und im Musical «My Fair Lady») muss sich Eliza Doolittle die deutsch klingenden «ai» abgewöhnen: «The rain in Spain stays mainly in the plain.» Schade, denn ursprünglich hätte sie Mail wie Meile gesagt, nur ohne Schluss-e.

* In der Tat: ab 2017 auch im gedruckten Duden [mɛɪ̯l] und für *posten* die im «Sprachlog» kritisierte US-Aussprache.

zu Inhalt oder Themen

87: «Der Bund», 8. 3. 2013

«Wahri Swissness» mit «Swatch Touch»

«Es isch my Swotsch, du Dotsch», lautete einst die Pointe eines Basler Schnitzelbänklers, dessen Liebste geglaubt hatte, sein pochendes Herz zu hören. Jetzt ist die Versuchung gross, das Zitat aus dem Zusammenhang zu reissen: «Swotsch, du Dotsch!» Der als «eimaligi Dialäkt-Usgaab» auch «in Schwiizerdüütsch» veröffentlichte «Gschäftsbricht» des Uhrenkonzerns bietet genug Anlass zu diesem Aufruf oder gar zum Urteil, da sei «en Gag i'd Hose ggange» – Gag selbstverständlich englisch verstanden, wie auch das Uhrenmodell Swatch Touch mit seinem Spruch «You Touch it Tells», und was die uhrmachenden Tellensöhne und -töchter sonst noch an Weltsprachlichem von sich geben.

Doch das Positive vorweg: Man hat sich grosse Mühe gegeben und nicht etwa ein Bahnhofbuffet-Olten-Gemisch aufgetischt, sondern für die einzelnen Abschnitte regionale Dialekte ausgewählt und angegeben – ungefähr zwanzig verschiedene. Es kann auch sein, dass manches Wort, das hochdeutsch wirkt, in der betreffenden Mundart tatsächlich vorkommt. Aber vieles ist im Dialekt ungeniessbar oder zumindest dubios.

Das gilt schon für «s'Geleitwort vo dr Presidäntin», das Nayla Hayek an «sehr geehrti …» richtet und mit Ausdrücken garniert wie «damols», «gliebt», «begonne», «Ivernähme», «garbeitet» und «sech vor Auge halte». Oder auch mit dem Futurum «schätze wärde» und Konstruktionen wie «wahri Swissness, womit mer eusi Landslüüt es bezli uufrüttle», «Aktionäre, ohni die das nid möglich wär», sowie «zum d'Japaner z'schloh». Man spürt, dieser Text war schriftdeutsch, bevor er in den Dialekt übertragen wurde – mal mit mehr, mal mit weniger Geschick. Die hier berücksichtigten Teile des Berichts sind «ursprüngläch uf Französisch verfasst wordä», aber sie wurden kaum direkt übersetzt.

Oft wird man an das «Parlaments-Schweizerdeutsch» erinnert, von dem in der «Sprachlupe» 84 die Rede war. Ein paar Beispiele:

«Herusforderig», «gfolgt vo», «bi 12 Uhr» auf dem Basler Zifferblatt, «die manufaktureigeni Produktion uf vertikaler Äbeni verstärkt». Immerhin gibt es auch die Obwaldner «Uisäforderig» oder auf dem Urner Zifferblatt die Stelle «bi dr Zahl Säx». Ein Tiefpunkt ist mit «Agsichts de Bedütig vom chinesische Markt» erreicht, ausgerechnet in der angeblichen Mundart meines Heimatkantons, der dialektal besonders vielfältig ist. «Aargauerdütsch» gibt's nun mal beim besten Willen nicht, und Wörter wie «Könstler» und «Bondesrot» lassen mich vermuten, da sei jemand aus einer entlegenen Ecke des Kantons am Werk gewesen. Wenigstens heisst der «Markt» nicht überall so, sondern zum Beispiel «Maat» (Appenzell) oder «Märt» (Glarus).

Besonders auffällig ist das modische Schluss-ä, so in «Uhrä, Berichä, energiegladnä, erweiteretä, Maschinenä». Wetten, dass in der Mehrzahl, falls sie im Kanton Schwyz tatsächlich auf -ene endet, die beiden e exakt gleich tönen? Und dass anderseits ein Wort wie «gägä» in kaum einer der mit Schluss-ä bedachten Regionen zwei gleiche Vokale aufweist (BE, UR, SZ, SG, TG sowie die mit einem oder zwei zusätzlichen Dialekten vertretene «Ostschwiiz» bzw. «Oschtschwiiz»).

Zur Erholung darf man am Schluss den in Schriftdeutsch gehaltenen Revisionsbericht lesen. Allerdings bleiben einem auch da sprachliche Schrecksekunden nicht erspart: «Eine Prüfung beinhaltet die Durchführung von Prüfungshandlungen zur Erlangung von Prüfungsnachweisen …» Aber immer noch lieber das als dies: «D'Swatch Group verfüägt übär än umfassändi Känntnis und Verfolgbarkäit vo dä bezogänä Lädärwarä us exotischä Zuchtä und ihri Aktörä.» Wer das gern Wort für Wort in unbeholfenem Hochdeutsch liest, kann zum «Geschäftsbericht auf Deutsch» greifen. Den gibt's, wenngleich die schweizerdeutsche Fassung nur die französische und die englische erwähnt.

zu Inhalt oder Themen

88: «Der Bund», 22. 3. 2013

Der Blogger, der den «Shitstorm» weckte

«Die mahend es Schiissgschtürm» – so könnte Daniel Vasella ausgerufen haben, als ein Sturm der Empörung seine Abgangsmillionen hinwegfegte. Soweit dieses Sch. im Internet stattfand, war es ein Shitstorm (in dieser Kolumne abgekürzt Sh.). So lautet das neudeutsche Wort für «Sturm der Entrüstung in einem Kommunikationsmedium des Internets, der zum Teil mit beleidigenden Äusserungen einhergeht» (duden.de). Mit dem schweizerdeutschen Sch. wird das «Gschtürm» verflucht, beim englischen «shitstorm» (sh.) ist das, was auf den Adressaten einstürmt, von kotiger Beschaffenheit.

Im Englischen aber ist mit sh. nicht das Gleiche gemeint wie im Deutschen mit Sh., das vor einem Jahr zum «Anglizismus des Jahres» gekürt wurde und dann auch in den Online-Duden kam. «Shitstorm füllt eine Lücke im deutschen Wortschatz, die sich durch Veränderungen in der öffentlichen Diskussionskultur aufgetan hat», lautete die Begründung der Anglizismen-Jury. Das englische Vulgärwort gab es schon vor dem Internet, und laut Urbandictionary.com liegen seine Hauptbedeutungen nach wie vor in der realen Welt: sh. herrscht, wenn alles Wüste über einen hereinbricht. Im virtuellen Bereich redet man von sh., wenn (mindestens) zwei einander unflätig beschimpfen. Wiktionary gibt auch die Bedeutung «heftige Publikumsreaktion» an, aber nicht speziell aufs Internet bezogen.

Bei der Aufnahme ins Deutsche hat das Wort also eine besondere Prägung durchgemacht, ähnlich wie «Handy», das im Englischen kein Mobiltelefon, ja überhaupt kein Ding ist, sondern eine Eigenschaft. Gegen solche Verschiebungen ist an sich nichts einzuwenden, ausser dass sie Fehlern Vorschub leisten, sei es in Übersetzungen oder wenn Deutschsprachige versuchen, englisch zu reden. Die Bezeichnung «neudeutsch», meist als Spott für die Übernahme englischer Wörter gedacht, gewinnt hier eine

sprachschöpferische Bedeutung, ob man die Schöpfung mag oder nicht.

Aber wer hat's erfunden? Im Fall Sh. liegt ein Bekenntnis vor: «Ich habe, ohne es zu beabsichtigen, die Welt ein bisschen schlechter gemacht. Dafür bitte ich um Entschuldigung», schrieb kürzlich der Spiegel-Online-Kolumnist Sascha Lobo. Er nimmt für sich in (unrühmlichen) Anspruch, Anfang 2010 als Erster das Wort auf Deutsch verwendet zu haben, sowohl in seinem eigenen Blog als auch in einem gedruckten Interview: «Im Internet wird das übrigens ‹Shitstorm› genannt», sagte er über seine eigenen Erfahrungen, nachdem er für einen Werbeauftritt rüde und ausgiebig kritisiert worden war.

Wo im Internet das Wort Sh. schon damals zu finden gewesen sei, sagt uns Lobo in seinem Bekenntnis nicht. Vielmehr zeichnet er in stolzer Zerknirschung nach, welchen Siegeszug es danach angetreten habe, aber eben nur im Deutschen: «Die mediengängige Bedeutung im Sinn von Netzempörungssturm existiert so fast nur im deutschsprachigen Raum – aus Deutschland, Österreich und der Schweiz stammen beinahe alle Google-Suchen nach ‹Shitstorm› weltweit.» Bei den Fundstellen auf Englisch überwiegen solche über die Band dieses Namens; dann folgen einige mehr oder weniger verwunderte Berichte über den deutschen «Anglizismus des Jahres».

Das Englische scheint bis heute ohne ein eigenes Wort für diese Erscheinung der «öffentlichen Diskussionskultur» auszukommen, obwohl der englische Sprachraum durchaus nicht davor verschont geblieben ist. Vielleicht kommt's noch zu einem Re-Import aus dem Deutschen. Vielleicht auch nicht, und dann könnten wir aus dem englischen Sprachraum für einmal nicht ein weiteres Wort importieren, sondern eine Weisheit: Nicht jede neue Sache braucht eine eigene Bezeichnung; im Fall Sh. bleibt ein Sturm der Empörung just das, ob er nun im Internet oder anderswo tobt.

zu Inhalt oder Themen

89: «Der Bund», 5. 4. 2013

Anglizismen zum Schwärmen und Stürmen

Kaum ist ein «Anglizismus des Jahres» als deutsches Machwerk hingestellt worden, passiert das Gleiche dem deutschen Ersatzwort für den neuen «Anglizismus des Jahres». Das tönt kompliziert und ist es auch. Wie in der «Sprachlupe» 88 geschildert, hat das englische Wort «shitstorm» im Deutschen ein Eigenleben angetreten, vermutlich als selbsterfüllende Prophezeiung eines Bloggers, wonach man im Internet einen Sturm der Entrüstung so nenne. Dieser inzwischen auch Duden-taugliche «Anglizismus des Jahres 2011» hat nun als Nachfolger «Crowdfinancing» erhalten, was laut der Jury die «Kapitalbeschaffung für ein neues Produkt oder Projekt im Internet» mittels Kleinbeträgen bedeutet.

«Die Initiative ‹Anglizismus des Jahres› will regelmässig den positiven Beitrag des Englischen zur Entwicklung der deutschen Sprache würdigen und ein besseres Verständnis von Entlehnungsprozessen im Sprachwandel erreichen.» So steht es auf ihrer Website, und naturgemäss hat sie keine Freude an Vorschlägen, solche Entlehnungen durch «deutschere» Wörter zu ersetzen. Bei der Präsentation des Entscheids für «Crowdfunding» äusserte der Initiant Anatol Stefanowitsch die Vermutung, «dass die vereinzelt zu findende Eindeutschung ‹Schwarmfinanzierung› eine Wortschöpfung von Anglizismuskritikern sei, die diese über den Wikipedia-Eintrag zum Crowdfunding zunächst in den journalistischen Sprachgebrauch eingeschleust hätten».

In seinem Sprachlog begründet der Berliner Anglistik-Professor Stefanowitsch seinen Verdacht gegen mehrere Wikipedia-Einträge mit deren Entstehungschronik. Diese «Versionsgeschichte» kann bei jedem Artikel eingesehen werden; von regelmässigen Wikipedia-Mitarbeitern gewählte Aufseher haben die Aufgabe, nur vertretbare Einträge freizuschalten. Inzwischen ist im Artikel «Crowdfunding» des Mitmach-Lexikons ein Hinweis auf den verdächtigen Ursprung der Alternative «Schwarmfinanzierung» auf-

getaucht. Diese Quellenkritik hat ihrerseits mehrere Änderungen erlebt. Laut Stefanowitsch widerspricht es den Wikipedia-Leitlinien, «Begriffsbildung zu betreiben», wie es mit «Schwarmfinanzierung» versucht worden sei, nämlich ohne Beleg für vorherige Verwendung dieses Worts in der Welt ausserhalb des Lexikons.

Da hat es die Anglizismen-Jury vergleichsweise leicht: Sie braucht nichts zu erfinden, sondern kann sich (unter Beteiligung des Publikums) in einer reichen Auswahl englischer Wörter bedienen, die im Deutschen auftauchen. Sie erhebt ja auch keinen enzyklopädischen Anspruch, sondern profitiert davon, dass Ranglisten und Auszeichnungen aller Art eine gewisse Aufmerksamkeit geniessen und den «Gewinnern» zusätzlichen Schub verleihen.

Hingegen sei es «schwierig für den durchschnittlichen Sprachnörgler», so frotzelt der Anglizismen-Professor, für Alternativvorschläge eine Bühne zu erhalten: «Indem die Wörter aber einfach von einer Art Eindeutschungsguerilla in die Wikipedia eingeschleust werden, gelangen sie auf direktem Wege in den Sprachgebrauch von Menschen, die eine solche Bühne bereits haben – Journalist/innen, Autor/innen usw.» Ähnlich werde versucht, «Schwarmauslagerung» zu lancieren für «Crowdsourcing» (Online-Duden: «das Auslagern von bisher in einem Unternehmen selbst erbrachten Leistungen auf eine grosse Anzahl von Menschen über das Internet»).

Ob dieser Eindeutschung gerät man kaum ins Schwärmen. «Schwarmfinanzierung» hingegen hat gegenüber «Crowdfinancing» den Vorteil, dass sich das Wort nicht auf eine tumbe Menschenmenge (crowd) bezieht. Vielmehr soll ja der Schwarm, schon im Tierreich ein erstaunlich organisiertes Gebilde, unter Menschen sogar zur Schwarmintelligenz (swarm intelligence) fähig sein, mit der Wikipedia als bestem Beweis.

90: «Der Bund», 19. 4. 2013

Deutsch: Wer hat’s erfunden?

«Was ist deutsch?» Trägt ein Buch* diesen Titel, so stutzt man, wenn der Untertitel so lautet: «Die Entwicklung der sprachlichen Verhältnisse in Deutschland». Beansprucht der Verfasser Utz Maas für sein Land die alleinige Deutungshoheit in Sachen deutsche Sprache? Doch eine solche nationalistische Lesart liefe der Absicht des Buchautors diametral entgegen: Von einer angeblich auf die Germanen zurückzuführenden, quasi biologisch begründeten Wesenseinheit von Nation und Sprache hält er gar nichts, und er bezieht Österreich und die Schweiz durchaus in seine Überlegungen ein, ohne den Nachbarn eine deutsche Leitkultur (oder Schlimmeres) nahezulegen.

Einen Bezug zwischen Sprache und Nation stellt Maas dennoch her; er fasst ihn mit einer Entlehnung aus der Psychoanalyse: Imago. Darunter versteht er eine das Handeln leitende Idealvorstellung, und in ihr wird «das gesellschaftliche Projekt sichtbar, zu dem die Nationalsprache gehört. Dieses Projekt wurde in einer jahrhundertelangen Spracharbeit umgesetzt.» Die heutige deutsche Schriftsprache als Resultat dieser Arbeit ist das Kernthema des Buchs; sie ist etwas Gemachtes, nicht etwas naturgesetzlich Gewachsenes. Vielleicht deshalb schreibt der Autor «deutsch» im Buchtitel klein; ist allerdings die Sprache und nicht die Eigenschaft gemeint, so müsste «Deutsch» stehen, und so führt denn auch die Deutsche Nationalbibliografie den Titel.

Das Buch ist aus langjähriger Lehrtätigkeit an der Universität Osnabrück hervorgegangen. Es bedient sich eines klugen Kniffs, um die bewusste Sprachbildung sichtbar zu machen: Es geht die Geschichte rückwärts an, von der Gegenwart her. Schicht um Schicht wird freigelegt, wie der «Sprachausbau» abgelaufen ist. Vom Allgemeinen führt jedes Kapitel ins Besondere, das an ausgewählten Beispielen – viele aus dem niederdeutschen Umfeld Osnabrücks – akribisch beleuchtet wird. Diese Abschnitte setzen

oft linguistische Fachkenntnisse voraus; der Autor weist darauf hin, man könne sie auch überschlagen.

Allerdings pflegt er auch in den allgemeinen Teilen oft eine schwierige Sprache; so nennt er die Tendenz, statt besuchen «einen Besuch machen» zu sagen, ein «periphrastisches Muster, das die Finitheitsmarkierung vom lexikalischen Verb analytisch trennt». Mit einer Reihe von derartigen Mustern charakterisiert Maas das heutige Hochdeutsch in Bezug auf Laute, Wortbildung, Satzbau, Wortschatz und Rechtschreibung.

Die Hochsprache schöpft nicht nur aus verschiedenen Registern wie der familiären und der informell öffentlichen Sprache, beide in dialektaler Vielfalt; sie schöpft auch aus Sprachen von Minderheiten und Nachbarn – sowie aus jenen Eingewanderter. Diese Vorgänge erschliessen für den Autor die Quintessenz: «Die Antwort auf die Frage ‹Was ist deutsch?› ist in den Bedingungen für den Umbau der ererbten Strukturen zu suchen, nicht in diesen», und damit auch nicht in der Etymologie (Wortherkunft).

Diese Unterscheidung hat ihre Bedeutung auch für die Sprachpolitik, um die es dem Verfasser nicht nur nebenbei geht: Die «Herausbildung der modernen Gesellschaft zeigt das, was sie zusammenhält: die Einbindung aller in das gesellschaftliche Projekt, zu dem eben auch die Verkehrssprache Deutsch gehört. Einwanderer in diese Gesellschaft wollen in der Regel, in jedem Falle müssen sie Zugang dazu erhalten.» Das hat für Maas aber nichts mit «der Konstruktion einer Leitkultur» zu tun, die er für ein Instrument der Ausgrenzung hält. Man könnte die einheimische Kultur aber, besonders wenn man ihr Entstehen ebenfalls «gegen den Strich» analysiert, auch als Wegmarke der Einbindung sehen. Denn nicht nur die «Verkehrssprache», sondern auch kulturelle «Verkehrsregeln» muss kennen, wer sich in einer Gesellschaft einleben will.

* *Utz Maas: Was ist deutsch? Die Entwicklung der sprachlichen Verhältnisse in Deutschland. Fink, München 2012.*

zu Inhalt oder Themen

91: «Der Bund», 3. 5. 2013

Was lehrt uns der Waise Jun Do?

Es soll hier nicht um fernöstliche Weisheiten oder «Waisheiten» gehen, sondern nur ums grammatikalische Geschlecht des fiktiven nordkoreanischen Waisenknaben Jun Do. Über diese Waise hat der Amerikaner Adam Johnson einen Roman geschrieben, der soeben auf Deutsch erschienen ist, unter dem Titel «Das geraubte Leben des Waisen Jun Do» (Besprechung im «Bund» vom 30.4.). Während auf Englisch «orphan» zwanglos das Geschlecht der jeweils gemeinten Person annimmt, gilt im heutigen Deutsch gemäss Duden und anderen Wörterbüchern allein «die Waise» als richtig, für Knaben wie für Mädchen.

«Der Waise» ist allerdings in jüngerer Zeit recht häufig zu lesen, vielleicht weil die Abweichung zwischen natürlichem und grammatikalischem Geschlecht in Zeiten des wachsenden sprachlichen Chromosomenbewusstseins Schreibende und Lesende überfordert. Nach dem «natürlichen» Lauf der Dinge dürfte der heute noch eindeutige Fehler mit der Zeit den Segen des Duden erhalten, wenn er nur oft genug gemacht wird. Wenn ein renommierter Verlag wie Suhrkamp «Waise» als männliches Wort in einen Buchtitel setzt, ist anzunehmen, dass er das bewusst mit sprachprägendem Anspruch tut.

Der männliche Waise ist nicht von schlechten Eltern: Wie bei den Brüdern Grimm (auf Woerterbuchnetz.de) nachzulesen ist, taucht er schon im Althochdeutschen auf, und «auch im 16. und 17. jahrh. wird *waise* fast ausschlieszlich als masc. gebraucht». Weitläufig mit dem Vakuum verwandt, bezeichnet das Wort «Beraubte». Im 18. Jahrhundert schreibt ein anderer Wörterbuch-Pionier, Johann Christoph Adelung: «Am häufigsten gebraucht man es im Hochdeutschen als ein Fämininum, und da ist auch der Knabe eine Waise. Allein in andern Gegenden unterscheidet man es nach den Geschlechtern.» Da ist «Hochdeutsch» geografisch gemeint, im Sinn von Oberdeutsch.

Willkür der Normensetzung also, nicht sprachgeschichtliches Schicksal hat der Waise das grammatikalisch weibliche Geschlecht beschert, und wenn sie diese Fixierung verliert, also quasi bisexuell wird, so braucht man das nicht als Sprachverluderung zu beklagen: Man kann es auch als Rückkehr zu den Quellen verstehen oder als vereinfachende Angleichung von grammatikalischem und natürlichem Geschlecht. Man darf gespannt sein, ob auch etwa der Geisel der gleiche Weg bevorsteht oder gar der Kapazität, wenn nicht die hervorragende Eigenschaft gemeint ist, sondern ein männlicher Träger derselben: «Der Waise Jun Do ist ein Kapazität fürs Überleben in der Diktatur.»

Für Sprachfeministen (es gibt auch männliche) stellt sich da die Frage, ob sie sich über solche Wortemanzipation freuen sollen – oder aber bedauern, dass die wenigen «generischen Feminina» verschwinden. «Generisch» bedeutet, dass das jeweils andere Geschlecht «mitgemeint» ist. Das Hauptargument gegen die Verwendung (oder gar die Existenz) von generischen Maskulina lautet, dass die meisten Hörer oder Leser eben nur an Männer denken, wenn etwa von Ärzten die Rede ist; Studien zeigen, dass das Leserinnen und Hörerinnen ebenso geht, wenn auch in etwas geringerem Ausmass.

Umständlich ist die Abhilfe mit Umschreibung, Doppelnennung, Binnen-I oder Partizip (wie oben «Schreibende und Lesende», aber da waren sie wenigstens im dem Moment gemeint, in dem sie es tun). Erfinderische Vorschläge für neutrale Wortformen pflegen recht weltfremd auszufallen («dos Lesero», «das Lesewes», siehe «Sprachlupe» 3). Respektvoller Umgang mit beiden Geschlechtern zeigt sich eher im Inhalt als in der Form, und dann braucht auch das «Mitmeinen» nichts Herabsetzendes zu sein: Erlitte «der Waise Jun Do» im Nordkorea des Romans kein so haarsträubendes Schicksal, so wäre ihm die Bezeichnung «die Waise» durchaus zuzumuten.

zu Inhalt oder Themen

92: «Der Bund», 17. 5. 2013

Wir Armen haben nur ein einziges «wir»

Was sind «wir» doch für eine sonderbare Gesellschaft: In einer Buchkritik müssen wir lesen, da lege einer schonungslos «unsere Schwächen frei: diesen Ennui, der uns so oft aus dem Spiegel entgegenschlägt», gepaart mit Narzissmus und Einsamkeit. Obendrein, so weiss ein anderes Blatt, neigen wir «ja dazu, das Leben geistig Behinderter zu romantisieren». Und es weiss auch, «warum uns das Klima nicht mehr interessiert». Das sollte es aber tun, denn eine dritte Gazette enthüllt, «warum wir auf Eis gerne ausrutschen».

Vielleicht rutschen wir auch ungern aus – jedenfalls wird mit dem unscheinbaren Wörtchen «wir» eine Gemeinschaft hergestellt, der gefälligst anzugehören hat, wer das liest. Und wer es geschrieben hat, beansprucht, für diese Gemeinschaft zu sprechen. Manchmal gestützt auf Umfragen, zum Beispiel eine, wonach die Sorge ums Klima gegenüber anderen Sorgen einige Ränge eingebüsst habe. Was noch nichts aussagt über das Gewicht dieser oder jener Sorge und auch keine Aussage über allgemeines Desinteresse am Klima erlaubt. Aber immerhin: «Wir» sind dann jene Gesellschaft, für welche die Umfrage Repräsentativität beansprucht.

Mag sein, dass irgendein Institut auch Ennui, Narzissmus und Einsamkeit gemessen hat, aber darüber sagt jene Rezension nichts. Wahrscheinlicher ist, dass hier jemand von sich auf andere geschlossen hat. «Speak for yourself» wäre auf Englisch die angemessene Zurechtweisung: Rede nur in deinem eigenen Namen. Noch «fremdere» Sprachen sind nötig, um eine Form von «wir» zu finden, die keinen Anspruch erhebt, die Angesprochenen einzuschliessen.

Sprachen, die zwischen «inklusivem» und «exklusivem Wir» unterscheiden, gibt es durchaus: Es sind laut der Internet-Enzyklopädie Wikipedia (gestützt auch auf den Schweizer Linguisten

Balthasar Bickel) zwei Fünftel aller Sprachen, und zu finden sind sie in Asien, Südamerika, Afrika sowie am Rande Europas im Kaukasus. Es gibt sogar eine reiche Vielfalt an Bedeutungen von «wir»; je nachdem, ob eine bestimmte oder eine unbestimmte Gruppe von Menschen gemeint ist oder ob die Angesprochenen dazugehören müssen, können oder nicht können.

Auf Deutsch und in fast allen anderen europäischen Sprachen wird erst durch den Zusammenhang oder durch einen Zusatz deutlich, um welche Wir-Gruppe es geht. «Wir in der Schweiz» zum Beispiel, oder «wir Buchrezensenten». Letzteres wirkt freilich seltsam, wenn das Thema nicht gerade wachsende Bücherstapel auf dem Schreibtisch sind. Wäre man gezwungen, das jeweils gemeinte «wir» näher zu erklären, so würde man sich oft anders ausdrücken. Wir Schreiberlinge täten gut daran, auf «wir» zu verzichten, wenn es nicht um etwas Allgemeinmenschliches geht oder aber um eine ausdrücklich genannte Gruppe.

Die Buchhandlung, die ihren Bestseller-Tisch «Das läsed mir gern» anschreibt, will damit wohl den Kaufsog verstärken. Auf uns paar Kunden, die sich das Gernlesen nicht vorschreiben lassen wollen, kann sie gut verzichten. Das eingangs erwähnte Buch lag ohnehin nicht auf dem Tisch – schade, denn gemäss der Rezension «fühlen wir uns ertappt», wenn wir es lesen, unter anderem dabei: «Unsere dämlichsten wie klügsten Weltzersetzungsorgien gewinnen Form und Gestalt.» Ein Vorschlag zur Güte: Warten wir mit der Weltzersetzung noch etwas zu, denn es gibt so viel Lehrreiches zu entdecken, und sei es nur in der Wikipedia. Zum Beispiel, dass das südamerikanische Quechua viererlei «wir» kennt: je eines, in dem der unausgesprochene Zusatz «ohne dich» oder «mit dir» betont oder unbetont ist. Ach wir Armen, die wir nicht Quechua sprechen!

zu Inhalt oder Themen

93: «Der Bund», 31. 5. 2013

Soll man Wörter beim Wort nehmen?

Haben Sie sich diese Woche schon für etwas entschuldigt? Wenn nein, sind Sie denn so unschuldig oder so arrogant? Wenn ja, wäre auch das anmassend, denn «sich entschuldigen» bedeutet ja wörtlich, sich selber von Schuld freizusprechen. Aber vermutlich haben Sie die Person, der Sie unfreiwillig etwas zuleide getan hatten, um Entschuldigung gebeten. Und die hat hoffentlich Sie bzw. Ihr Verhalten entschuldigt, denn sie allein ist dafür zuständig. Eben habe ich Ihr Fehlverhalten als «unfreiwillig» beschrieben, und vielleicht hat das Ihr Sprachgefühl gestört. Gut so, denn wahrscheinlich hatten Sie nicht unter Zwang gehandelt, sondern durchaus aus freiem Willen, jedoch ohne jede Absicht, jemanden zu schädigen oder zu kränken. Auch der «unfreiwillige» Humor kommt meistens ohne jeden Zwang zustande, aber eben auch ohne jede Absicht, lustig zu sein. Es handelt sich also um unbeabsichtigten Humor, streng genommen nicht um unfreiwilligen.

Wer nun einwendet, das seien Spitzfindigkeiten, der «unfreiwillige Humor» heisse nun einmal so, und wenn er jemanden verletze, könne man «sich entschuldigen», ohne einen Sprachfehler zu begehen – wer das einwendet, hat auch wieder recht. Der Online-Duden nennt für «sich entschuldigen» an erster Stelle die Bedeutung «um Verständnis, Nachsicht, Verzeihung bitten», und für «unfreiwillig» an zweiter Stelle «nicht beabsichtigt».

Dass sich ein Wort von seiner ursprünglichen Bedeutung wegentwickelt, ist weit eher die Regel als die Ausnahme. Meist bleiben verschiedene Bedeutungen erhalten, und welche jeweils zutrifft, ergibt sich aus dem Zusammenhang. Entsteht indessen zwischen dem ursprünglichen und einem neuen Sinn ein Widerspruch, dann ist Vorsicht am Platz, vor allem dann, wenn der angestammte Wortsinn noch klar zutage liegt. Bei «sich entschuldigen» denkt zwar kaum jemand an Selbstabsolution – aber «um Verzeihung bitten» trifft den Vorgang trotzdem genauer. Der «un-

freiwillige Humor» ist als stehende Wendung etabliert, doch niemand ist gezwungen, auch sonst «unfreiwillig» zu sagen, wenn «unbeabsichtigt» gemeint ist.

Häufig wird das Wort «verantwortlich» für Ursachen gebraucht, die man nicht zur Verantwortung ziehen kann: «Das Wetter war für die Verschiebung des Anlasses verantwortlich.» Dafür gibt's nun im Duden keine Rechtfertigung, ausser man halte das Synonym «schuld an etwas» für eine. Aber das Wetter ist auch nicht schuldfähig. Kann es, falls es sich bessert, «für einen Grossaufmarsch sorgen»? Eigentlich nicht, denn bei «für etwas sorgen» schwingt eine Absicht mit – nur hat das Verb, wieder laut Duden, auch die verblasste Bedeutung «bewirken». Wer sich also verblasst ausdrücken will, darf das.

«Die Kuh besitzt einen Schwanz» sei ein schlechter Satz, habe ich in der Schule gelernt, denn nur Menschen (oder ihre Organisationen) hätten Besitztümer. Im Zeitalter der Tierrechte mag man das anders sehen, aber kann ein Kino Charme besitzen, ein Naturlehrgebiet Ausstrahlung oder gar ein Feuerwehrauto 2000 Liter Wasser? Das alles sind echte Beispiele aus Zeitungen von vergangenem Monat, und zumindest das letzte grenzt an unfreiwilligen Humor.

Hätte ich «von letztem Monat» geschrieben, so könnten mir Puristen vorhalten, das sei falsch, denn es sei uns ja nachweislich mindestens noch ein weiterer Monat vergönnt gewesen. Ich habe aber nicht deswegen vom «vergangenen Monat» geschrieben, sondern weil sonst in jenem Satz zweimal «letzte» stünde. Auch «vergangen» könnte als ungenau angeprangert werden: Es sind ja schon ganz viele Monate vergangen. Zum Glück führt jedoch der Duden für «letzte» auch die Bedeutung «gerade erst vergangen» an, und für «vergangen» sinngemäss ebenfalls «gerade erst». Für «besitzen» wiederum gibt das Handbuch auch das Synonym «aufweisen» an – und so lässt es uns mit der Stilfrage allein, wann es um Besitz geht und wann nicht.

zu Inhalt oder Themen

94: «Der Bund», 14. 6. 2013

Redensarten halten selten am Rhein an

Ist Redensart auch Wesensart? Wenn das Wesen einer Sprache gemeint ist, kann man das gewiss sagen: Welche Redewendungen und anderen bildhaften Ausdrücke sie verwendet, charakterisiert eine Sprache stark und verleiht ihr Würze. Wer übersetzt, kann davon ein Liedlein singen: Solche Wendungen in eine andere Sprache zu übertragen, ist oft knifflig und nur als Annäherung möglich. Aus derartigen Eigenheiten der Sprache auf solche der Völker zu schliessen, die sie sprechen, ist noch viel heikler. Schweizerdeutsche Redewendungen etwa eignen sich schlecht zur Abgrenzung, wie ein Blick in zwei Neuerscheinungen zeigt.

«Ds Gurli fiegge» – diese Redensart wird zwar kaum jemand wörtlich ins Hochdeutsche zu übertragen versuchen, zumal sie nicht einmal im Bernbiet noch alle verstehen. Aber wie steht es mit «Blas mer i d Schue», das dem neuen Buch des unlängst pensionierten Radioredaktors Christian Schmid den Titel gegeben hat (im Cosmos-Verlag)? Es gehört zur grossen Familie der Abwandlungen von «leck …», die auch im neu aufgelegten Redewendungen-Duden vertreten ist. Dieser verzeichnet, mit einem Beleg aus Österreich, die Variante «die Schuhe aufblasen». Die beiden Bücher zeigen, dass Schweizer- und Hochdeutsch bei den Redensarten mehr Gemeinsamkeiten als Exklusivitäten aufweisen.

Christian Schmid hat 75 träfe Aussprüche ausgewählt und geht (auf Hochdeutsch) jedem von ihnen nach, bis tief in die Geschichte und breit in die Geografie. Für «Gurli fiegge» etwa – das aus dem Einwachsen von Tuch stammt und «zurechtweisen» bedeutet – findet er als hochdeutsches Pendant die «Abreibung». In die Schuhe geblasen wird ebenfalls im Elsass, in Vorarlberg und bei den Schwaben. Zuweilen räumt der Mundartspezialist auch mit verbreiteten Irrmeinungen auf. Dazu rechnet er mit guten Argumenten die Ansicht, «en guete Rutsch» wurzle im jüdi-

schen Neujahrsfest Rosch ha-Schana. Während der Duden diese Ableitung für «wahrscheinlich» hält, hat Schmid keine Belege dafür gefunden, wohl aber alte Verwendungen von «Rutsch» für «Reise».

Die Erläuterungen im Duden sind naturgemäss viel knapper, dafür enthält der Band eine ausführliche Einleitung über die Linguistik der Redensarten. Unter den 500 neuen Einträgen (von über 10 000) fallen hierzulande altvertraute auf, so «(k)ein Büro aufmachen», «(kein) Musikgehör haben» und «Sonderzüglein»; sie alle werden als «schweiz.» gekennzeichnet. Eher befremdlich wirken auf Schweizer Ohren – zumindest derzeit noch – «in die Bucht schmeissen», nämlich bei e-Bay versteigern, «sich freuen wie ein Schnitzel» (ohne Erklärung) oder «sich (k)eine Rübe machen», d. h. (keine) Gedanken.

Verzeichnet ist auch «auf den letzten Drücker», wie es hiesige Gazetten in letzter Zeit für «mit knapper Not» ebenfalls zu sagen belieben. Den Schreibern sollte man wohl «ds Gurli fiegge» – oder täusche ich mich da, weil mir die Redensart hierzulande bloss noch nicht aufgefallen ist? Der Drücker, um den es da geht, ist laut Duden vermutlich die letzte Türklinke eines abfahrenden Zuges. Wir sagen zwar «Türfalle», aber für Fachleute ist das Ding auch in der Schweiz ein Drücker.

Und manches, was einem hochdeutsch vorkommen mag, gibt es in einzelnen Dialekten doch. Mir ging es in Christian Schmids Buch mit «Fäderläsis» so, das ich ohne viel Federlesens als «vermundartete» Schriftsprache eingestuft hätte – dabei steht es in (mindestens) fünf Schweizer Dialektwörterbüchern. Umgekehrt hätte ich nicht gedacht, dass «höchschti Isebaan» aus Berlin kommt, doch erfährt man im Buch genau, woher: aus einem Schwank von 1841. Da mag auch der «letzte Drücker» den gleichen Weg genommen haben – oder es noch tun.

zu Inhalt oder Themen

95: «Der Bund», 28. 6. 2013

Dialektwelle ist falsch verstandene Swissness

«Ziel muss sein, dass Deutschschweizerinnen und Deutschschweizer Hochdeutsch nicht als ‹Fremdsprache› empfinden.» So steht es in einem Massnahmenkatalog des Forum Helveticum (FH). Dieses «Forum für sprachkulturelle Verständigung» hat ihn Anfang Woche einem breiteren Kreis von Interessierten an einer Tagung in Bern vorgestellt und ist dabei kaum auf Widerspruch gestossen. Die Massnahmen oder eher Forderungen sollen nun an die Adressaten herangetragen werden, vor allem in Politik, Schulwesen und (elektronischen) Medien. «Hochdeutsch ist in der Deutschschweiz eine Fremdsprache – aber doch nicht für mich!» So könnte man eine Umfrage zusammenfassen, in der 79 Prozent der Befragten der ersten Feststellung zustimmten, aber nur 30 Prozent meinten, das treffe auch für sie selber zu. Das war im Jahr 2003; möglicherweise wären es jetzt mehr. Denn FH-Präsident Roy Oppenheim (früher in leitenden Funktionen beim Schweizer Fernsehen) stellte fest, für jüngere Menschen werde Hochdeutsch tatsächlich «zunehmend zur Fremdsprache»; der Dialekt sei in Werbung und Medien auf dem Vormarsch.

Dies und vor allem die verbreitete Abneigung, im Alltag bei Bedarf Hochdeutsch zu sprechen, schafft für anderssprachige Schweizer sowie Ausländer Verständigungsprobleme, wie Tessiner und Romands beklagten (während Rätoromanen meist auch Bündnerdeutsch reden). Pietro Gianinazzi, Präsident der Associazione Svizzera della lingua Italiana in Bern, fand es zudem unzulässig, in der Deutschschweiz Italienisch und Französisch als Fremdsprachen zu bezeichnen; schliesslich stünden sie in der Verfassung im gleichen Rang wie Deutsch – und von Schweizerdeutsch sei dort schon gar nicht die Rede. Dagegen meinte Mariano Tschuor, Direktor der Radiotelevisiun Svizra Rumantscha, andere hätten den Deutschschweizern nicht vorzuschreiben, wie sie reden sollten; die elektronischen Medien müssten auch volksnah und identitätsstiftend sein. SRF müsse «Mass und Mitte finden» und sei nach einer Pha-

se der «Regionalisierung und Emotionalisierung» seit einigen Jahren wieder auf dem Weg zur Mitte, wo Hochdeutsch, Dialekt und sogar Mischformen je ihren Platz fänden. Als Zuschauer und Zuhörer hat man freilich Mühe, etwas von dieser Rückbesinnung zu merken. Das Hauptinteresse des Forum Helveticum und seiner Tagung galt der Schule, wobei man sich in Sachen Hochdeutsch im Einklang mit Erziehungsdirektoren (EDK) und Lehrervereinigungen sah; ebenfalls mit dem Lehrplan 21, soweit schon bekannt – nur müsse man die Standardsprache auch konsequent durchsetzen, mit der schweizerischen Form des Hochdeutschen. Allein im Kindergarten soll der Dialekt den Ausgangspunkt bilden; hier «besteht die Chance, beide Sprachvarietäten lustvoll und spielerisch zu lernen und die künstliche Herz/Kopf-Aufteilung abzulegen».

Die Bemühungen, die Kindergärten ausschliesslich auf Schweizerdeutsch zu führen, erhielten lauter Absagen, am deutlichsten von EDK-Generalsekretär Hans Ambühl, der «politische Instrumentalisierung» anprangerte. Auf den Dialekt fixierte «Swissness» wirke sich gerade gegen die Mehrsprachigkeit aus, die doch den Kern der sprachlichen Schweizer Eigenart bilde. Denn Hochdeutsch diene zugleich der Verständigung mit Landsleuten (und Zuwanderern) und als Grundlage fürs Erlernen von Fremdsprachen; damit meinte er auch die einheimischen. Bei der Pflege der Mehrsprachigkeit hat, wie nicht nur Ambühl festhielt, der Dialekt ebenfalls seine Rolle: Er schärft das Ohr für die Vielfalt und verhilft zuweilen zu besserem Grammatik-Verständnis, so beim Konjunktiv.

Die Ausweitung der Dialektzone hingegen – neuerdings bis in gedruckte Medien – ist als Reaktion auf die Globalisierung verständlich; sie wirkt sich aber paradox aus: Sie trägt erstens zur Abflachung der Dialekte selber bei, zweitens rückt für die Kommunikation mit andern Sprachgruppen das Englische in den Vordergrund, und drittens leidet – mit der Mehrsprachigkeit – auch die Anbindung an jene Kultursprachen, an denen die Schweiz teilhat. Es wäre «grotesk», wie Roy Oppenheim meinte, wenn wir uns «aus dem deutschsprachigen Raum weghollandisieren» würden.

zu Inhalt oder Themen

96: «Der Bund», 12. 7. 2013

Der «böse» Duden und seine Quellen

Spott und Schelte hagelten auf die Duden-Redaktion ein, als sie Anfang Juli die neue Auflage ihres Wörterbuchs «Rechtschreibung» vorlegte. Die einen missbilligten englische Wörter wie «Flashmob» in der vom Verlag verbreiteten kleinen Auswahl aus den 5000 Neueinträgen, andere (oder dieselben) störten sich an flapsigen Ausdrücken wie «Compi», bundesdeutschen wie «bespassen» oder weiblichen wie «Vorständin». Da geht es der Redaktion schier wie dem sprichwörtlichen Boten, der erschlagen wird, weil seine Botschaft missfällt.

Dabei bedeutet die Aufnahme in den Duden keinerlei Werturteil über die Zulässigkeit, Wünschbarkeit oder gar Schönheit eines Worts, und schon gar keine amtliche Anerkennung. Bei der Rechtschreibung hält sich der Duden an die amtlichen Regeln, aber er hat seine Rolle als halbamtlicher Schiedsrichter in Zweifelsfällen 1996 eingebüsst. Seine Wortauswahl ist allein für Scrabble-Spieler verbindlich, die sich an die Regel halten, bloss Duden-Einträge zu verwenden. Die Redaktion beurteilt nur, ob ein Wort «häufig» und «breit gestreut» vorkommt, und es darf auch «keine Eintagsfliege» sein, wie der Verlag erklärt. Bei den – beliebig vermehrbaren – Wortverbindungen ist es auch ein Kriterium, ob sie besondere Rechtschreibprobleme bereiten.

Die Beurteilung des Vorkommens beruht auf dem Duden-Korpus, – einer Datenbank von elektronisch erfassten Texten. Sie umfasst Bücher, Zeitungen und Zeitschriften ab 1995 und ist mittlerweile auf mehr als 2 Milliarden Wörter angeschwollen, inklusive Abwandlungen und Wiederholungen. Zählt man nur die Grundformen, so sind es 9 Millionen verschiedene Wörter – darunter indessen viele, die bloss vereinzelt auftauchen. Auch unter den 140 000 Einträgen, die das Standardwerk jetzt umfasst, ist längst nicht alles gängige Münze, und die Frage ist berechtigt, ob die

Redaktion mit 10 000 Neuaufnahmen in den zwei Neuauflagen nach 2006 nicht allzu grosszügig war.

Oder ob sie bei der Streichung ausser Gebrauch geratener Wörter strenger hätte sein sollen. Etwa 100 waren es diesmal; ausdrücklich genannt wurden nur 32: Adrema, adremieren, Alwegbahn, antedatieren, Autocoat, beziehentlich, borgweise, Buschklepper, Diligence, Diskkamera, Dragonade, Füsillade, halbschürig, Makartbouquet, Makartbukett, Manggetreide, Mistigkeit, Mohammedanismus, Moskowitertum, münzmässig, Plattei, schnadern, Schnatz, Stickhusten, Suszeptibilität, Swedenborgianer, Swedenborgianerin, Talkerde, Telekrat, Traftenführer, vetterlich, Werdaruf. Da gäbe es schon noch weitere Kandidaten, etwa «karrarisch»; es reicht, wenn der Marmor aus Carrara carrarisch bleiben darf. Und muss «Eivissa» (katalanisch für Ibiza) unbedingt im Duden stehen?

Was an Neuaufnahmen nicht in die Musterliste kam, muss man selber anhand der aktuellen und der vorherigen Auflage aufspüren. Ein kurioses Beispiel: Bisher lautete der umgangssprachliche Ausdruck für einen Reifen ohne Luft «der Platte», wie es die Ableitung vom Adjektiv «platt» nahelegt. Doch nun führt der Duden auch «der Platten» auf, samt Genitiv «des Plattens»; um eine Empfehlung, welche Form vorzuziehen sei, drückt er sich hier. Im «Variantenwörterbuch des Deutschen» (2004) steht nur «der Platten».

Eine Korpus-Recherche zeigt, dass diese Form viermal häufiger ist als «der Platte». Das Duden-Korpus ist nicht öffentlich, wohl aber das – noch umfangreichere – des Instituts für Deutsche Sprache in Mannheim. Der dort dokumentierte allgemeine Sprachgebrauch hat, wie so oft, auch beim «Platten» über die Logik gesiegt. Im Online-Duden schon restlos; der gedruckte lässt uns die Wahl – und hat so seiner Wortfülle einen zusätzlichen Eintrag beschert.

zu Inhalt oder Themen

97: «Der Bund», 26. 7. 2013

Als Modewort ist «Diskurs» ein Opfer

Es gibt mancherlei Gründe, Birgit Schmid für ihre Tribüne wider den «moralisierenden Feminismus» dankbar zu sein, die vor einer Woche unter dem Titel «Dieser ewige Opferdiskurs» im «Bund» vom 19. 7. erschienen ist. Hier betrifft der Dank nur den Titel, genauer die Art, wie die stellvertretende Chefredaktorin des «Magazins» von «Diskurs» redet. Das Wort wird sonst in letzter Zeit inflationär verwendet, für jede noch so belanglose Diskussion. Dabei war es zuvor in diesem Sinn fast verschwunden, und wer «Diskurs» sagte, meinte zumeist etwas anderes: eine von einer bestimmten Absicht oder Lehre geleitete Redeweise. Eben zum Beispiel jene, die Frauen stets in der Opferrolle abbildet.

«Diskurs» in diesem prägnanten Sinn zu verwenden, entspricht eher gehobenem Stil. In der Schweizer Mediendatenbank findet man es in den Neunzigerjahren vor allem in kulturellen Abhandlungen, etwa als philosophischen, postmodernen, interessegeleiteten oder analytischen Diskurs. Es kann durchaus den Diskurs einer Einzelperson beschreiben, was an den Ursprung im französischen «discours» für (formelle) Rede erinnert. Vereinzelt war in der Presse schon damals ein Zwiegespräch ohne bestimmte Richtung gemeint, etwa zwischen Musikinstrumenten oder zwischen Liebenden in einem Theaterstück.

Im Duden freilich steht seit mindestens 50 Jahren als erste Bedeutung «[eifrige] Erörterung», mit dem schon damals «veralteten» Verb «diskurrieren», das heute noch «landschaftlich» (also regional umgangssprachlich) für «sich eifrig unterhalten» gebraucht wird. Auf diese angestammte Bedeutung können sich alle berufen, die neuerdings mit «Diskurs» um sich werfen. Erst später kam die Duden-Definition «methodisch aufgebaute Abhandlung» dazu. Das passt besser zum Eigenschaftswort «diskur-

siv», für welches das Wörterbuch die «philosophische» Bedeutung anführt: «von Begriff zu Begriff logisch fortschreitend».

Wer will, kann sich über die Wiederbelebung des Diskurses als «eifrige Erörterung» freuen. Aber diese banale Verwendung bringt gegenüber «Diskussion» und ähnlichen Wörtern ausser der Abwechslung und dem (für eine Weile) modischen Anstrich nichts. Und sie fordert ein Opfer: die besondere, eben prägnante Verwendung für den Diskurs als bestimmte Rhetorik. In welchem Sinne bestimmt, muss jeweils eigens gesagt werden; solcher «Diskurs» ist ohne Zuordnung sinnlos. Die schwierige Disposition des Wortes mag dazu geführt haben, dass es sozusagen unterbeschäftigt war und sich daher als Alternative zu «Diskussion» anbot; der Nachahmungstrieb sorgte dann für die galoppierende Verbreitung.

Ähnlich scheint es dem Wort «nachvollziehen» ergangen zu sein, dessen Karriere im Duden kürzer ist. Früher kannte man es allenfalls für eine tatsächliche Nachahmung, wie heute noch beim «autonomen Nachvollzug» von EU-Recht durch die Schweiz. Doch seit etlichen Jahren tritt es gehäuft dann auf, wenn etwas gar nicht nachvollzogen, sondern nur verstanden oder nachgefühlt wird: Der Nachvollzug findet bloss im Geiste statt, und häufig nicht einmal dort, denn «nicht nachvollziehen können» dürfte ebenso oft vorkommen wie der positive Fall.

Manchmal ist beides schade, die Verneinung und die Verbannung ins Virtuelle. Etwa hier: «Peter Bodenmann, Briger Hotelier und ehemaliger Präsident der SP Schweiz, kann die ‹Walliser Hysterie› um das neue Raumplanungsgesetz nicht nachvollziehen.» Zu gerne würde man ihm dabei zuschauen, wie er die Hysterie anschaulich und wortgewaltig nachvollzöge. Da könnte man auch wieder einmal das Schauspiel eines Diskurses miterleben, wie er im Buche steht.

zu Inhalt oder Themen

98: «Der Bund», 9. 8. 2013

Haben Pädophile Anspruch auf Schutz?

Gegen das «diskriminierende und menschenverachtende Pädophilenbashing» hat sich kürzlich im «Bund» ein Masseur gewehrt, der für «Junioren bis 16 Jahre Spezialpreise» offeriert, obwohl er vor drei Jahren wegen sexueller Handlungen mit einem Kind zu einer bedingten Geldstrafe verurteilt worden ist. Zum «Bashing», also zum verbalen Dreinschlagen, gehört für ihn offenbar auch die Initiative «Pädophile sollen nicht mehr mit Kindern arbeiten dürfen», obwohl er diese Forderung «nachvollziehen» kann.

Am Titel der Initiative stört sich ein Mann, der sich schon zweimal auf der Internet-Plattform Infosperber zum Wort gemeldet hat, nachdem ich dort über sprachliche Ungerechtigkeiten geschrieben hatte – einmal zu Verstössen gegen die Unschuldsvermutung («Sprachlupe» 85) und einmal zu Verallgemeinerungen über Menschen einer bestimmten Herkunft (Anhang 4). Der Initiativtitel betreffe nun alle Pädophilen, der Text aber nur die Verurteilten; mithin würden jene diskriminiert, die sich nichts hätten zuschulden lassen kommen, argumentiert der Kommentator.

Ob er selber pädophil ist, weiss ich nicht, und es tut auch nichts zur Sache. Aber sicher ist er pädophilophil: Er meint es gut mit Pädophilen, jedenfalls solange sie nicht strafbar machen, und umschreibt sie so: «Menschengruppe, die Kinder besonders gerne hat». Aus den griechischen Wörtern für Kind und Freund lässt sich das Fremdwort so deuten, aber man kann es nicht durch «Kinderfreund» ersetzen, denn das ist schon von Globi und Pestalozzi besetzt. «Pädophilie» dagegen definieren Wörterbücher etwa so wie der Duden: «auf Kinder gerichteter Sexualtrieb Erwachsener».

Menschen, die pädophile Straftaten begehen, werden auch «pädokriminell» genannt. Ein Pädophiler dagegen, der seine Neigung nicht auslebt, wird nicht als solcher erkannt – es sei denn,

er offenbare sich als enthaltsamer Pädophiler. Ob er als Mitglied einer Minderheit vor Diskriminierung zu schützen sei, lässt sich nicht mit Sprachregelungen festlegen; das ist als gesellschaftliche Frage zu diskutieren. Mir scheint, eine sexuelle Orientierung, die jemanden zu gesetzwidrigem Verhalten drängt, unterscheide sich grundsätzlich von allen andern.

Man könnte umgekehrt der Volksinitiative vorwerfen, sie verspreche im Titel zu viel, nämlich den Schutz der Kinder vor allen pädophil Veranlagten; dabei betrifft sie ja nur solche, die sich etwas haben zuschulden kommen lassen. Der Kommentator auf Infosperber findet es ein «Glück», dass ein anderer Pädophiler nicht erkannt wird, und meint, dieser «hätte doch Anerkennung verdient und nicht solche generelle Ächtung in der Gesellschaft. Er muss doch auf etwas verzichten, auf das kaum ein ‹normaler› Mensch verzichten will!»

Was «normal» bedeutet, braucht hier nicht definiert zu werden. Pädophilie wird indessen in der internationalen Klassifikation ICD-10 als Krankheit beschrieben: «eine sexuelle Präferenz für Kinder, Knaben oder Mädchen oder beide, gewöhnlich im präpubertären oder frühpubertären Alter». Nun gab es Zeiten, in denen auch Homosexualität weitherum als Krankheit galt; gewisse «Wohltäter» boten Heilung an oder tun es immer noch. Aber einvernehmlicher Verkehr unter Erwachsenen gleichen Geschlechts ist heute in der Gesellschaft weitgehend akzeptiert. Dürfen auch Pädophile mit einem solchen Sinneswandel rechnen? Nein, denn einvernehmliche sexuelle Handlungen kann es mit Kindern nicht geben: Diesen fehlt die entsprechende Urteilsfähigkeit. Der «Verzicht» auf geschlechtlichen Umgang mit ihnen muss eine Selbstverständlichkeit sein, auch wenn er für manche Leute anstrengend ist.

Volksinitiative «Pädophile sollen nicht mehr mit Kindern arbeiten dürfen»
«Bund»-Bericht vom 27.7.2013 über den Masseur
ICD-Definition «Pädophilie» (F.65.4)

zu Inhalt oder Themen

99: «Der Bund», 23. 8. 2013

Willkommen daheim bei den Swingern

Haben Sie schon ein Ticket? Beim Hospitality-Angebot sind VIP-Zelt und Lounge inbegriffen; Shuttlebus, Public Viewing und Party-Zone mit DJs sind sowieso dabei. Nur das Temporär-Tattoo – es ist ein Hit – müssen Sie selber bezahlen, und natürlich die Konsumation, zum Beispiel im Red Grizzly Saloon. Anderseits: Sie brauchen sich nicht einmal hinzubemühen, denn angeblich können Sie auch mit einer App «live dabei» sein. Die aus «Star Trek» bekannte Technik nennt sich «beamen».

Willkommen «daheim im Emmental», beim Eidgenössischen Schwing- und Älplerfest vom übernächsten Wochenende in Burgdorf («active since 1175»). Alle zitierten Angebote stammen aus der Werbung dafür; nur das Beamen ist meine Interpretation; etwas anderes kann ich mir unter «mit der App live dabei» nicht vorstellen. Und was ich mir unter einem Grizzly-Spiess im gleichnamigen Saloon vorstelle, ist – wenn echt – ein Fall für den Tierschutz und sonst einer für den Konsumentenschutz. VIPs, die diesen Status kaufen, sind nicht richtige Very Important Persons, sondern Muni-VIPs; also die lokale Temporärversion von Cervelat-Prominenz (Grizzly- oder Muni-Cervelat?).

Man könnte ausgiebig über das mit Englisch gespickte Marketing dieses Events spotten, das ausgerechnet beim Inbegriff schweizerischer Urchigkeit geballt zuschlägt. Oder man könnte die Verunstaltung der Sprache beklagen, gar deren Überfremdung anprangern. Aber darum geht es hier nicht – schliesslich heisst die helvetische Eigenart, die «daheim im Emmental» so inbrünstig zelebriert wird, nicht umsonst neuerdings Swissness. Gerade der Gebrauch vieler englischer Ausdrücke zeigt, dass die Schweiz damit einem internationalen Trend folgt: der Betonung und Vermarktung des Lokalen als Gegenakzent zur Globalisierung (und zugleich als Teil davon).

Man könnte sogar meinen, hier schlügen clevere Manager die Globalisierung mit deren eigenen Mitteln. Aber das wäre wahrscheinlich zu viel der Ehre. Die meisten plappern wohl einfach die englischen Sprüche ihrer Marketing-Kollegen nach. Was sie mit der Sprache tun, ist weder Verhunzung noch Bereicherung, sondern Fremdgehen: Sie wechseln bruchstückweise in eine andere (Fach-)Sprache. Dafür gibt es ein linguistisches Fachwort, nun ja: Code-Switching. Jene, die sich bei dieser Sprech- und Schreibweise etwas denken, meinen vermutlich, solche Labels kämen bei den Konsumenten besonders gut an. Vielleicht haben sie sogar recht damit. Und noch leichter kann man sich vorstellen, dass der englische Tonfall bei Sponsoren wie ein Blockbuster wirkt.

Die Liste am Schwingfest sieht jedenfalls danach aus: Da liefern die BKW «1to1 energy water star» (nichts mit *Oil of Emmental**), auch Localnet ist dabei, ebenso Emmentaler Switzerland, SCL Tigers**, UBS (bekanntlich Ju-Bii-Ess auszusprechen), Toyota («Leader der innovativen Technologie») und Swissmint (mit «urchigen Sujets» nicht auf Minzenbonbons, sondern auf Münzen).

Dagegen lobe ich mir den «Königspartner» Feldschlösschen, der noch so heisst, auch wenn er der dänischen Carlsberg-Gruppe gehört und mit «Grill & Win» wirbt. Oder in der gleichen Kategorie die Versicherung Mobiliar («Fairness und Tradition») sowie Aebi, Teil von Aebi-Schmidt, wo unter anderem die Kompaktkehrmaschine Swingo 200+ herkommt. Bodenständig tritt auch der «Kranzpartner» Zuckerfabriken Aarberg und Frauenfeld AG auf, der sich nicht etwa Sweetswiss nennt. Aber waseliwas ist im Zuckersäckli? Laut Reklame «Swissness pur». Das sollte auch jene trösten, die eigentlich in einen Swingerclub wollten, aber am Schwingfest gelandet sind. Oder umgekehrt. Hauptsache, der richtige Schwung gelingt.

* Werbespruch für Brennholz, **Eishockey-Mannschaft; Radiogespräch mit Christian Schmutz und D. G. zum Thema

zu Inhalt oder Themen

100: «Der Bund», 6. 9. 2013

Der Kader ist tot, es lebe die Kaderin!

Der Kader ist entlassen worden. Zur Beruhigung (oder Enttäuschung) von Schweizer Leserinnen: Nein, nicht *das* ganze Kader. Und für Deutsche sowie Österreicher: auch nicht *der* ganze Kader. Nein, nur «der Kader» als Einzelperson. Er figurierte mindestens von 1991 bis 1996 im Duden-Band Rechtschreibung, wo es in der Definition hiess: «*ehem. in der DDR* Stamm von besonders ausgebildeten Nachwuchs- bzw. Führungskräften; *auch für* Angehöriger dieses Personenkreises». Und jetzt ist er also weg, oder wenigstens ins Internet und mehrbändige Duden-Ausgaben verbannt; gedruckt gibt es im Normal-Duden nur noch das Kollektiv, und auf die DDR wird nur noch bei «Kaderleiter» verwiesen. Im Wahrig-Wörterbuch lebt das Kader-Individuum als «veraltet» weiter.

Im Übrigen sind Zusammensetzungen mit «Kader-» besonders häufig in der Schweiz zu finden, wie das Variantenwörterbuch des Deutschen (2004) festhält. Als Einzelperson ist der Kader für keine Region verzeichnet, und in der Schweiz ist er zum Glück nie heimisch geworden. Dabei hätte er sich gut vom Neutrum unterschieden, das wir fürs Führungskollektiv verwenden, wahrscheinlich gestützt aufs Lateinische *quadrum*, Viereck. Im französischen *cadre* für Rahmen ist es mit dem Maskulinum verschmolzen und als solches ins Deutsche gelangt.

Im Westen des geteilten Deutschland war, wohl wegen des DDR-Geschmacks, der Kader – als Einzelner oder Gruppe – eher verpönt, jedenfalls abseits von Militär und Sport (die der Duden schon damals als besondere Verwendungsgebiete des Kollektivworts aufführte, wie er es bis heute tut). Von jenem Deutschen, der vor gut zwei Jahrzehnten in einem Schweizer Spital anheuerte und zu seinem Schrecken gleich zum Kaderrapport aufgeboten wurde, war an dieser Stelle schon einmal die Rede (Nr. 81).

In einer mittleren Schweizer Zeitungsredaktion, ohnehin ein Nest von Individualisten, wäre es damals als Ungeheuerlichkeit erschienen, die grösseren und kleineren Chefs zusammen als Kader zu bezeichnen. Mit der zunehmenden Ausbreitung von Grossverlagen hielt dieser Sprachgebrauch aber bald einmal Einzug, nicht zum Nutzen des Betriebsklimas. Und damit folgten auch die helvetischen Kombinationen von Kader- und Ausbildung, Anlass, Beurteilung oder Selektion. Die betroffenen Personen indessen mutierten nicht selber zu «Kadern», sondern blieben «-Angehörige». Damit ist praktischerweise auch gleich die weibliche Form gegeben.

Dagegen gehört zum Individual-Kader mittlerweile, vereinzelt und vor allem in Texten aus linker Feder im Internet, «die Kaderin» (Suchtipp: «Kaderinnen»). Vielleicht wurde sie aus der Rippe eines Kaders geschaffen, entnommen einem der letzten Exemplare vor der Verbannung aus dem Duden. Ihre Chancen, dereinst ebenfalls Aufnahme in die Rechtschreibebibel zu finden, sind nun freilich minim. Sie wird’s zu verschmerzen wissen, wenn sie dafür in der Wirklichkeit immer häufiger auftreten darf.

Dabei helfen ihr gewiss die Studien, die hin und wieder vorrechnen, Firmen mit mehr Frauen im Kader seien wirtschaftlich erfolgreicher. Im – sprachlich oft leichtfertigen – Umgang mit solchen Statistiken wird daraus rasch die Analyse, diese Managerinnen brächten den Mehrgewinn. Es könnte allerdings auch sein, dass in besonders beweglichen, neuerungsfreudigen Betrieben sowohl die Aufstiegschancen der Frauen als auch die Gewinnaussichten besser sind. Aufschluss könnte eine Studie geben, die den Firmenerfolg (im Branchenvergleich) vor und nach dem Aufstieg von Frauen ins höhere Kader misst. Sollten sich «weibliche» Führungsmethoden vermehrt durchsetzen, so würde vielleicht sogar der Ausdruck «Kader» – ein letztes Mal militärisch gesagt – ins zweite Glied zurückversetzt.

zu Inhalt oder Themen

101: «Der Bund», 20. 9. 2013

Auch im Senat ist Ruzzle faszinierend

Die Sitzung muss langweilig gewesen sein. Also zückte die französische Senatorin Laurence Rossignol ihren Tablet-Computer, rief das Spiel Ruzzle auf und begann, mit dem Finger auf dem «magischen» Quadrat Buchstaben zu Wörtern zu verbinden. Hätte sie stattdessen das Mobiltelefon genommen, so wäre sie dem TV-Journalisten vielleicht auch aufgefallen, aber er hätte ihren Spielnamen kaum entziffern können. So aber forderte eine Fernseh-Mitarbeiterin die Politikerin heraus – und verlor haushoch, noch während der Sitzung. Dafür hatte man ein Sujet für einen witzigen TV-Beitrag, der Furore machte. Ob das Ganze der wortgewaltigen Dame genützt oder geschadet hat, wissen wir nicht.

40 Millionen Mal wurde das Spiel laut den schwedischen Herstellern seit der Lancierung im März 2012 installiert; verfügbar ist es in zehn Sprachen, in der Grundversion gratis. Ruzzle birgt Suchtgefahr: Zu reizvoll ist es, in den gewährten zwei Minuten möglichst viele Wörter zu bilden. Man kann das entweder alleine tun oder gegen jemand anderen, dessen Spielnamen man kennt oder den man als Zufallsgegner zugeteilt bekommt. Das geht meistens schnell; allerdings braucht man daraufhin manchmal Geduld, bis das Gegenüber nach dem ersten Kontakt wieder reagiert; man kann einander auch Mitteilungen schicken.

Die in drei Runden erreichte Punktzahl entscheidet; je schwieriger und je länger ein Wort ist, desto mehr Punkte gibt es. Zudem sind einzelne Buchstaben durch Umrandung mit einem Bonus versehen, den abzuholen sich lohnt. Nur benachbarte Buchstaben dürfen verbunden werden, und pro Wort nur einmal. Diagonale Verbindungen sind möglich, und sie dürfen sich kreuzen. Das erlaubt brezelförmig gewundene Wörter; im abgebildeten Beispiel (Anhang 5) wäre «ertruegest» das längste gültige Wort.

Massgeblich scheint für Deutsch der Duden zu sein, allerdings nicht der neueste: Die soeben ausgemerzte «Eiskrem» gilt noch,

samt dem zu Lebzeiten gültigen Plural auf -s. Was mit einem bestimmten Quadrat alles möglich gewesen wäre (und welche Wörter das Gegenüber gebildet hat), erfährt nur, wer sich für Fr. 2.50 die Vollversion geleistet hat. Meistens sind es 200 bis 400 Wörter. Oft greift man sich bei aufgeführten Formen an den Kopf, findet dann aber doch eine Rechtfertigung: Eine falsche Befehlsform wie «reinleg» könnte ja ein verkürzter Konjunktiv sein: Ich behaupte, dass er mich reinleg(e). Das Programm ist allerdings wählerisch: Verkürzungen wie «leiser(e)n» verwirft es. Und zuweilen «spinnt» es: «Mohren» will es nicht, «Uboeten» dafür schon.

Die vorgelegten Quadrate berücksichtigen die Häufigkeit der Buchstaben. Das erhöht die Chance, Wörter zu bilden, aber dafür wiederholen sich manche von Spiel zu Spiel. Oft ist zum Beispiel «Eiter» möglich, indessen mit ganz verschiedenen «Erw*eiter*ungen». Neben dem (gehetzten) Vergnügen des Aufspürens gibt es auch jenes, verpasste Wörter zu erfahren und dabei oft neue kennenzulernen. Dazu ist es praktisch, den Duden auf dem Gerät zu haben, duden.de gratis, aber vom gedruckten abweichend, oder die App, deren Code man mit dem Buch erhält.

Hierzulande erlebt man manche Überraschungen aus Norddeutschland, etwa Gest (Hefe) oder vielerlei Nautisches, so das Gatt (u. a. Loch); als Abkürzung oder Eigennamen wäre dieses Wort ungültig. Auch Österreich hat viel zu bieten, etwa geldig (reich) oder hieramts. Anderes kommt aus Fachsprachen, so söhlig (waagrecht im Bergwerk) oder Zain (Rute des Dachses, aber auch Weidenrute, aus der unsere Zainen sind). Oft liegt das Gute so nah: SAELIS etwa – es gibt ja nur Grossbuchstaben – entpuppt sich als Helvetismus. Man könnte sich das alles auch durch Blättern im Duden aneignen, aber das wäre weit weniger lustig als mit Ruzzle oder seiner Urform Boggle (mit Würfeln oder online).

zu Inhalt oder Themen

102: «Der Bund», 4. 10. 2013

Geflügelte Worte fliegen weit vom Nest

Es ist auch selber eines: das «geflügelte Wort»: Der Ausdruck stammt von Homer, der ihn oft verwendete, und auf deutsch von seinem Übersetzer Johann Heinrich Voss. Daran erinnert uns der Zürcher Altphilologe Klaus Bartels in seinem neuesten Sammelband*. Im Unterschied zu «gewöhnlichen» Sprichwörtern sind geflügelte Worte solche, die sich auf einen Ursprung zurückführen lassen, also quasi auf einen Nistplatz, wie sich der Autor mit seiner selbstgewählten Berufsbezeichnung «Ornithophilologe» gern ausdrückt. Er beschränkt sich nicht aufs Aufspüren «ab ovo», vom Ei her, sondern verfolgt auch den meist abenteuerlichen Weg an den «Zitatenhimmel».

Das oft mit einem Augenzwinkern geschriebene Buch beleuchtet 50 Nistplätze samt Zugrouten und fördert dabei mancherlei Überraschungen zutage. So jene, dass vieles aus der Antike stammt, was wir gern zitieren, ohne an die Herkunft zu denken. Etwa: «Der ‹springende Punkt› ist einem griechischen Exzellenz-Zentrum, dem Forschungslabor des Aristoteles, entsprungen.» Dort wurde beobachtet, wie in einem befruchteten Hühnerei das Herz zu schlagen beginnt. Auch «Schuster, bleib bei deinem Leisten» ist nicht so urdeutsch, wie es klingt, sondern geht auf einen griechischen Maler zurück. Der akzeptierte Kritik eines Schuhmachers am gemalten Schuh, wollte sich beim Bein aber nicht dreinreden lassen: «Nicht über den Schuh hinaus soll der Schuster urteilen.». Ums Urteilen ging es also, nicht ums Werken, wie wir heute meinen. Doch dies ist noch eine vergleichsweise harmlose Umdeutung.

«Sit mens sana in corpore sano» war ursprünglich keine Aufforderung, turnend für «einen gesunden Geist in einem gesunden Körper» zu sorgen, sondern eine zum Gebet um diese beiden Gaben. «Nicht für das Leben, sondern für die Schule lernen wir», hat Seneca als Kritik am römischen Bildungswesen gesagt – und

das hat die Lehrerschaft so sehr beherzigt, dass sie den Spruch heute lieber umgekehrt zitiert (und ihm hoffentlich so nachlebt). Zuweilen lassen geflügelte Worte bei der Übersetzung Federn: Als Cäsar zum Kampf um Rom schritt, soll er ein Dichterwort Menanders auf griechisch ausgerufen haben: «Der Würfel *werde geworfen!*». In der lateinischen Version «alea iacta est» ist der Imperativ «esto» bereits zur Aussage «est» verstümmelt, und wenn man auf deutsch sagt, «der Würfel *ist gefallen*», dann unterstellt man Cäsar eine Selbstsicherheit, mit der er damals wohl noch nicht auftrat: Der Würfel fiel zu seinen Gunsten erst in Rom und bei weiteren Feldzügen. Die Gunst hielt bis an jenem Tag an, als er seine letzten Worte an einen seiner Mörder richtete: «Auch du, Brutus.» Sagte er das wirklich? Dazu mehr bei Bartels.

Es liegt in der Natur geflügelter Worte, dass sie weiter vom Nest fliegen können, als der Apfel vom Stamm fällt. Zuweilen sehr weit weg: Liest man auf dem Rand des Fünflibers «Dominus providebit» und versteht man es als «der Herr wird vorsorgen», so entspricht das wohl der frommen Absicht der Nationalbank. Aber will sie uns wirklich daran erinnern, was bei der ersten Prägung des Worts geschah? Denn es stammt aus der lateinischen Übersetzung des Alten Testaments, aus der Antwort Abrahams im 1. Buch Mose, als Isaak auf dem Weg zum Opferplatz fragte, wo denn das Lamm fürs Brandopfer («holocaustum») sei: «Der Herr wird (es sich) besorgen.» Das tat er denn auch, wenn auch zu Isaaks Glück nicht so, wie Abraham gemeint hatte.

Wird einem die «Fünfpfundmünze» mit dieser Botschaft zu schwer und zu heiss in der Hand, hält man sich besser an die Devise «carpe diem». Anstelle des wörtlichen, aber erklärungsbedürftigen «pflücke den Tag» legt Bartels für einmal keine seiner eigenen, eleganten Übersetzungen vor, sondern jene von Golo Mann: «Freue dich heut!»

* *Klaus Bartels: Geflügelte Worte aus der Antike. Philipp von Zabern, Darmstadt 2013.*

zu Inhalt oder Themen

103: «Der Bund», 18. 10. 2013

Poesie – die fünfte Schweizer Landessprache

«Si äuä auii ds Lampedusa.» So übersetzt Beat Sterchi den Schluss eines Gedichts von Alain Jaccoud, das 2010 erschienen ist und so beginnt: «Pas de Noirs à Adelboden». Auch «keni Schwarze», oder fast keine, in anderen Tourismusorten, die wie in einer Litanei aufgezählt werden. In seiner lakonischen Schlichtheit passt das Poem gut in die überaus reichhaltige Anthologie «Moderne Poesie in der Schweiz», die soeben erschienen ist.*

Alle vier Landessprachen sind vertreten, die deutsche teils in schriftsprachlicher, teils in mundartlicher Ausprägung, die romanischen immer mit einer Übertragung ins eine oder andere Deutsch, vereinzelt in beide. Dazu kommen Gastsprachen: Albanisch, Englisch, Jiddisch, Friaulisch, Slowenisch – immer in der Schweiz gedichtet oder aus Schweizer Feder. In dieser Vielfalt oder auch nur in den einzelnen Sprachen ist Gemeinsames schwer zu orten. Ein kurzer Schluss – oder ein Kurzschluss – nach dem ersten Augenschein ist, dass die Kargheit des verdichteten Ausdrucks diese Werke des 20. und des 21. Jahrhunderts prägt.

Das mag auch daran liegen, dass der Herausgeber jegliche schwülstige Heimattümelei beiseite lässt, wie sie zumindest bis zum Zweiten Weltkrieg ebenfalls zu finden wäre, aber kaum als «modern» gelten könnte. Viel lieber – und wirkungsvoller – öffnet Perret das Blickfeld bis in Grenzgebiete der Sprache überhaupt: dorthin, wo sie mit grafischen oder musikalischen Ausdrucksmitteln verschmilzt. So sind Liedertexte wiedergegeben (viel Bern-Bezug mit Endo Anaconda, Büne Huber, Sophie Hunger, Kuno Lauener, Mani Matter, King Pepe); ebenso Textbilder wie Serge Stauffers Schweizerfahne, auf der anstelle des Rots nur das vielfach wiedergegebene Wort «fett» prangt, oder Kurt Martis «Demokratisches Modell» mit «stimmen» rund ums weisse Kreuz.

Bewusst eingesetzte sprachliche Armut wirkt wie ein Kontrapunkt zur üppigen Lebensweise vieler Landsleute und geht zuweilen mit Anspielungen auf die Aussenwelt einher, wie eben «Lampedusa». Die Ferne, das Reisen sind häufig ein Thema. «La gare est loin, il faut partir», heisst es bei Jean-Georges Lossier, «Ich reise mit der Eisen=Bahn: Von Bern bis nach, Affghanistan» bei Adolf Wölfli, «das Boot überquert eine brüchige Grenzlinie und verschwindet» bei Fabio Pusterla. Annemarie Schwarzenbach denkt an die Wüste und Albin Zollinger daran, «durch China zu trollen». Jürg Halters «Kleines Mittellandwunder» lautet in vollem Umfang so: «Aus der fahrenden Bahn: / die Natur, die Berge // Ich sehe Dörfer / eine Zahnspange, und Pferde».

Die Frage nach dem Kunstgehalt mancher Werke ist heutzutage ebenso müssig wie jene nach ihrer Swissness. Die Dichterinnen und Dichter, die Aufnahme in die schön gestaltete Blütenlese gefunden haben, sind zum Teil eng verbunden mit den zeitgenössischen Bewegungen ihrer grösseren Sprachräume oder haben diese mitgeprägt wie ein Blaise Cendrars, ein Robert Walser oder ein Eugen Gomringer. Andere Poeten träumten sich aus der Enge psychiatrischer Kliniken hinaus, auch etliche weniger bekannte als Walser und Wölfli. Dass im Buch ein ganzer Chor solcher Stimmen ertönt, lässt an Dürrenmatts Gefängnis-Metapher für die Schweiz denken.

Verspielter als der Landesdurchschnitt, aber von Armbrustwürdiger handwerklicher Qualität sind manche formalen Geplänkel wie Thomas Brunnschweilers Christoph-Blocher-Anagramme («schob herrlich Top») oder Pedro Lenz' Französisch: «T a wü sch e ü dü schü dö frü dü schüra börnua.» Welch ein Beweis: La Swiss eggsist!

* *Roger Perret (Hg.): Moderne Poesie in der Schweiz. Limmat-Verlag, Zürich 2013, im Auftrag des Migros-Kulturprozents.*

zu Inhalt oder Themen

104: «Der Bund», 1. 11. 2013

So steht die Schweiz im neuen Duden

Der Neuzuzüger stellte den Korb für die Grünabfuhr bereit und fuhr seine Tochter in den Kinderhütedienst; zum Glück war die Morgenspitze schon vorbei. Von einer Temporärangestellten, die gerade ihr Gottenkind hinbrachte, erfuhr er nebenbei, er könne beim Steuervogt den Kinderabzug geltend machen, aber er dürfe den Eingabetermin nicht verpassen. Und warum steht diese doch etwas banale Geschichte hier? Sie enthält neun Wörter, die der Duden dieses Jahr neu in seinen Band «Rechtschreibung» (26. Auflage) aufgenommen hat, versehen mit dem Zusatz «schweizerisch». Und mit diesen Erklärungen: jemand, der neu zugezogen ist, Abholung kompostierbarer (Garten-)Abfälle, Kinderbetreuung, Stossverkehr am Morgen, Leiharbeitnehmerin, Kind einer Patin, Fiskus (abwertend), Kinderfreibetrag, Einreichungsfrist.

Bei vielen Wörtern ist uns nicht bewusst, dass es sich um Helvetismen handelt, dass sie also nur oder vor allem in der Schweiz verwendet werden. Hochdeutsch können sie gleichwohl sein; sie sind es dann, wenn sie mit einer gewissen Regelmässigkeit im (hochdeutsch gemeinten) schriftlichen Gebrauch stehen; die Duden-Redaktion stellt das vor allem anhand einer elektronischen Datenbank fest. Sie hat diesmal in erster Linie solche Helvetismen neu aufgenommen, die schon im letztes Jahr erschienenen Spezial-Duden «Schweizerhochdeutsch» stehen. Dort hätte sie auch sehen können, dass das Gottenkind nicht das Kind einer Patin ist, sondern eben ihr Patenkind.*

Gut die Hälfte der 3000 «Schweizerhochdeutsch»-Einträge stand schon zuvor im allgemeinen Duden, von der andern Hälfte haben bei Weitem nicht alle den Sprung in die Neuauflage geschafft. Zum Beispiel «gottenfroh» (sehr froh, erleichtert) nicht; es ist im Spezial-Duden als «mundartnah» markiert. Im Rechtschreibe-Duden gibt es den Vermerk «schweizerisch mundartlich»; im Altbestand tragen ihn an die 200 Wörter, darunter «Pflotsch» und

«Züglete». Unter den rund 80 Neuaufnahmen, die eine Liste der Duden-Redaktion umfasst, ist nichts «mundartlich». Denkbar wäre dieser Vermerk bei «Snöber» und bei «Körnlipicker»; das erste ist «umgangssprachlich», das zweite «scherzhaft».

Unter den übrigen sprachlichen «Neuzuzügern» fallen neben amtlichen Begriffen auch politische auf, wie Sesselkleber oder Parteipräsident, und kulinarische wie Fotzelschnitte, Gitzi, Hahnenwasser, Hobelkäse, Huft. Zudem ist eine Reihe französischer Schreibweisen in den Duden gelangt, die in der Schweiz nie den Eindeutschungen wie «Resümee» gewichen waren: so neben Résumé auch Entrée oder Communiqué.

Bedeutet erst die Aufnahme in den Duden, dass wir diese Wörter in hochdeutschen Texten verwenden dürfen? Nein, aber so brauchen wir keine Zweifel mehr zu haben; «mundartliche» Wörter empfehlen sich indessen nur dann, wenn Mundartnähe beabsichtigt ist. Problemlos verwendbar sind auch Wörter, die allein im Band «Schweizerhochdeutsch» und nicht in der «Rechtschreibung» stehen. Und sogar solche, die weder hier noch dort verzeichnet sind, sind erlaubt. Wer sollte sie denn verbieten? Wir müssen uns nur bewusst sein, dass sie vielleicht nicht im ganzen deutschen Sprachraum verstanden werden – nicht einmal von Leuten, die nachschlagen.

Wer ein Wort gern in der nächsten Duden-Auflage sähe, kann es dem schweizerischen Dudenausschuss melden (duden@sprachverein.ch), möglichst mit Belegen. Der Ausschuss sichtet die Vorschläge, und was er der Duden-Redaktion empfiehlt, wird in aller Regel aufgenommen – diesmal sogar für «Bock» die Bedeutung «Sitz des Parlamentspräsidenten». Bereits vorgeschlagen ist «Tourengänger/-in», denn laut der jüngsten Auflage heissen diese sportlichen Leute in der Schweiz (wie in Süddeutschland und Österreich) «Tourengeher».

* in der 27. Auflage (2017) so korrigiert und «Tourengänger» aufgenommen (auch zusätzlich als *süddeutsch, österreichisch*).

zu Inhalt oder Themen

105: «Der Bund», 15. 11. 2013

Ist sie schwanger, isst Tiermama mehr

Ein distinguierter Silberreiher ist neulich im «Bund» gezeigt worden, wie er gerade «Fisch isst». Längst vorbei sind die Zeiten, als man Tiere daran erkannte, dass sie fressen und saufen, und – sofern sie Weibchen sind – trächtig werden und dann Junge werfen. Letztere machten wohl den Anfang, indem sie sich zu Babies befördern liessen. Damals verwendete man auch im Deutschen noch den englischen Plural, und die Bébés hatten den Rückzug in die schweizerische Mundart bereits angetreten. Inzwischen haben, Robbenbabys voran, die Tierkinder die sprachliche Gleichstellung mit den Menschenkindern schon weitgehend geschafft.

Was als Baby eines Muttertiers – pardon, einer Tiermama – zur Welt kommt, wird auch nicht mehr geworfen, sondern geboren; um einen Weitwurf handelte es sich ja bei diesem Vorgang nie. Aus den Alten sind Eltern geworden, weiblichenfalls zuweilen schwangere, nicht etwa trächtige. Fürs Herbeiführen dieses Zustands freilich ist «decken» immer noch das gängige Wort – wie lange noch? Auch als Frauen und Männer werden die Elterntiere erst selten bezeichnet; gar als Damen und Herren nur dann, wenn sie durch besonders stolzes Auftreten auffallen und damit sanften Spott auslösen. Aber essen und trinken haben schon viele von ihnen gelernt, und manche tun es statt mit dem Maul mit dem Mund, wenn dieser nicht gerade ein Schnabel ist.

Hinter der sprachlichen Gleichberechtigung steckt wohl die Überzeugung, dass wir alle dem Tierreich angehören; schliesslich galt der Mensch schon den alten Griechen als «zoon politikon», als geselliges Tier (oder Lebewesen). Was ihn allerdings nicht daran hinderte, sich zahlreiche andere Tiere untertan zu machen und sich allen überlegen zu fühlen. Wie andere Herrschaftsverhältnisse, so hat sich auch dieses in der Sprache abgebildet. Die Bemühungen, solchen Sprachgebrauch zu ändern, führten meist über die Identifikation eines «-ismus», den es zu bekämpfen galt.

Paradebeispiele, und in ihren sprachlichen Konsequenzen bis heute Streitgegenstand, sind der Rassismus und der Sexismus. Dass gegenüber Tieren Speziesismus herrsche, hört man seltener; der Ruf nach artgerechter Haltung impliziert eher, verschiedenen Arten gebühre eben unterschiedliche Behandlung. Allein für die menschliche Spezies gültige Ausdrücke sind (oder waren) im Deutschen besonders ausgeprägt. Sie für Tiere zu verwenden, sehe ich als Ausdruck des Bestrebens, den Homo Sapiens nicht mehr als etwas Besseres darzustellen, sondern zur demütigen Einordnung in die Natur anzuhalten.

Dagegen ist nichts einzuwenden, solange es nicht mit Zwang verbunden ist. Es ist ja gerade das Schöne an der Vielfalt der Ausdrücke, dass sie allen die Gelegenheit gibt, ihre Einstellung zum Tierreich auch mit der Wortwahl kundzutun. Die Kehrseite ist, dass man im Deutschen dem Wählenmüssen kaum entkommt: Redet eine (schwangere) Frau von einem trächtigen Tierweibchen, so läuft sie Gefahr, als Speziesistin abgestempelt zu werden, obwohl sie vielleicht gerade eine besondere Verbundenheit empfindet und diese bloss nicht in gewählten Worten ausgedrückt hat.

Zunehmend verpönt ist es, Tiere sprachlich zu verunglimpfen. Ornithologen haben vor Langem schon den Raubvogel in Greifvogel umbenannt, um ihm sein Verhalten nicht mehr anzukreiden. Zu Lande und zu Wasser tummeln sich, wenn das Beispiel Schule macht, künftig Schnapptiere. «Dumme Kuh» sollte man sowieso nicht sagen, aber auch die Sauordnung wird vermutlich abgeschafft, und ob der Platzhirsch oder der Löwenanteil noch salonfähig sind, wird sich weisen müssen. Auch Pflanzen kommen in den Genuss sprachlicher Korrektheit: Kein Kraut darf noch ein Unkraut sein, und bald ist es wohl auch anrüchig, es des Wucherns zu bezichtigen.

zu Inhalt oder Themen

106: «Der Bund», 29. 11. 2013

Deutsch ohne nationale Inbrunst

Er feiert ihn geradezu, den «Abschied von Mutter Sprache». In diesem Buch* zeigt der Sprachwissenschafter Karl-Heinz Göttert kein Bedauern über den Bedeutungsverlust seiner Muttersprache. Es geht, wie der Untertitel sagt, um «Deutsch in Zeiten der Globalisierung», und es geht auch um Provokation. Denn der emeritierte Kölner Professor nimmt mit dem Haupttitel jenen des «Nazigermanisten» Georg Schmidt-Rohr auf: «Mutter Sprache. Vom Amt der Sprache bei der Volkwerdung» (1933). Göttert erteilt jeglicher Form von Sprachnationalismus eine scharfe Absage: «Die biologistische Auffassung einer Verbindung von Vaterland und Muttersprache als Vater Land und Mutter Sprache ist hoffnungslos veraltet.»

Er rückt, zuweilen mit polemischem Eifer, all jene in die Nähe eines solchen Nationalismus, die politisch und publizistisch gegen vermeintliche Bedrohungen der deutschen Sprache auftreten – etwa gegen den zunehmenden Gebrauch englischer Wörter oder den Rückgang des Deutschen in den EU-Institutionen sowie in wissenschaftlichen Publikationen und manchen Hochschullehrgängen im eigenen Land. Der Autor stellt die «Anglizismen» in eine lange Tradition der Anleihen bei anderen Sprachen und relativiert ihr Gewicht im heutigen Deutsch anhand von Wortzählungen – die freilich nur einen Durchschnitt abbilden, während die Sprachkritik meist bei der Ballung englischer Wörter in Kommerz und Unternehmensführung ansetzt.

Für EU, Wirtschaft und Wissenschaft – über die Göttert etwas ermüdend anhand seiner eigenen Teilnahme an Podiumsgesprächen referiert – akzeptiert er die englischsprachige Internationalisierung. Dennoch plädiert er «für die Verteidigung der Vielsprachigkeit in Europa». Denn: «Es geht nicht um schwer beweisbare Vermutungen über den ‹Mehrwert› jeder Sprache oder die Verteidigung eines in Sprache geronnenen ‹Denkens›, aber es geht

auch nicht um die Vielfalt als solche. Entscheidend sind die Speicher des Wissens.» Dieses Wissen entwickle sich nach wie vor im nationalen Kontext, und es sei durch den Gebrauch der dazugehörigen Sprachen lebendig zu halten. Für den internationalen Austausch führt laut dem Autor kein Weg am Englischen vorbei, auch nicht der Weg über ein vereinfachtes und standardisiertes «Globish». Zwar hält er diesen Ansatz für verlockend, weil so eine eine gut zugängliche internationale Verkehrssprache entstünde, eine Lingua franca (wie das «Fränkische» in mediterranen Hafenstädten des Mittelalters). Gerechterweise müssten die Englischsprachigen die Vereinfachung ebenfalls lernen, um überall verstanden zu werden. Aber realistisch scheint Göttert diese Option zu Recht nicht – vielmehr solle Britannien seinen Vorteil in der EU durch erhöhte Zahlungen ans Übersetzungswesen kompensieren. Realistisch ist auch das kaum.

Es bleibt für den Autor dabei, dass Leute anderer Muttersprache reales Englisch lernen müssen, jeweils im Rahmen ihrer beruflichen Notwendigkeiten und nicht auf Kosten der eigenen Sprache, auch nicht auf Kosten anderer Landes- oder Nachbarsprachen. Die Fixierung auf eine Nationalsprache hält Göttert für eine historische Anomalie, aber auch die Aufgabe der Nationalsprachen zugunsten des Englischen wäre es: «Einsprachigkeit hat es in der Menschheitsgeschichte kaum je gegeben.» Beidem hält er entgegen: «Nicht die Lingua franca ist ein überzeugendes Bekenntnis zu Europa, sondern die dritte Fremdsprache.» Er wünscht sich «die Rückkehr zu Goethes Überzeugung, dass Sprachen gleichgültig, weil gleich gültig sind». Etwas zu viel Gleichgültigkeit hat der Verlag gegenüber Fehlern walten lassen: Der Rezensent hat, ohne zu suchen, je etwa ein halbes Dutzend Kommafehler und falsch geschriebene Namen gefunden, dazu etliche verunglückte Konstruktionen.

* *Karl-Heinz Göttert: Abschied von Mutter Sprache. S. Fischer, Frankfurt 2013. 368 S.*

zu Inhalt oder Themen

107: «Der Bund», 13. 12. 2013

Soll die Verfassung die Ehe definieren?

«Die Ehe ist die auf Dauer angelegte und gesetzlich geregelte Lebensgemeinschaft von Mann und Frau.» Dieser Satz soll, wenn es nach der CVP-Initiative «Für Ehe und Familie – gegen die Heiratsstrafe» geht, neu in die Schweizer Bundesverfassung geschrieben werden. Denn dort steht im Artikel 14 bisher nur: «Das Recht auf Ehe und Familie ist gewährleistet.» Was «Ehe» bedeutet, wurde als bekannt vorausgesetzt. 1996 schrieb der Bundesrat in seiner Botschaft zum Verfassungsentwurf, nach Europäischer Menschenrechtskonvention und Rechtsprechung sei die Ehe «eine Verbindung zwischen zwei Menschen unterschiedlichen Geschlechts». Und weiter: «Das Institut der Ehe war stets auf die traditionellen Paare ausgerichtet. Eine Ausweitung auf alle Formen des Zusammenlebens würde heute dem Grundgedanken des Instituts Ehe widersprechen.»

Dies hielt der Bundesrat jenen entgegen, die in der Vernehmlassung just eine solche Ausweitung verlangt hatten, darunter zwei Kantone (BE, AR). Aber auch die umgekehrte Forderung, «dass der Schutz einzig für monogame und traditionelle Paare gelten solle», wies er zurück, weil Artikel 14 eben ohnehin so gemeint sei. Nun hält es die CVP für notwendig, diese Einschränkung ausdrücklich nachzuholen, denn: «Man muss die Ehe umschreiben, wenn man die Diskriminierung der Ehe abschaffen will.» Gemeint ist die Benachteiligung gegenüber Konkubinatspaaren, «namentlich bei Steuern und Sozialversicherungen».

Die vorgeschlagene und auch vom Bundesrat befürwortete Verfassungsänderung hat nun die Dachorganisationen von «Lesben, Schwulen und Transmenschen» empört: Sie «finden es inakzeptabel, eine Diskriminierung in der Verfassung festzuschreiben». Sie stellten sich zwar hinter das Hauptziel der Initiative, appellierten aber ans Parlament, es «ohne den diskriminierenden Zusatz» zu erreichen; schliesslich sei «in zahlreichen anderen Staaten die

volle Rechtsgleichheit garantiert». Kurz darauf hatten die Organisationen Gelegenheit, gegen eine neue Verweigerung dieser Rechtsgleichheit zu protestieren: als das kroatische Stimmvolk die Ehe als «Lebensgemeinschaft von Mann und Frau» definierte.

Nun kann man der CVP kaum vorwerfen, sie eifere dem kroatischen Vorbild nach: Dort ist auch der Plan umstritten, gleichgeschlechtlichen Paaren die eingetragene Partnerschaft zu ermöglichen. Diese ist bei uns selbstverständlich geworden, wenn auch noch nicht mit voller Gleichberechtigung, etwa bei der Adoption. Es liefe – mit oder ohne Absicht – dem gesellschaftlichen Trend entgegen, würde die Ehe nun in der Schweizer Verfassung als ausschliesslich heterosexuelle Institution festgeschrieben.

Lange Zeit war das Wort «Ehe» in diesem Sinn eindeutig; das Digitale Wörterbuch (dwds.de) definiert es als «für das Leben geschlossene, gesetzliche Verbindung eines Mannes und einer Frau zur Begründung einer Familie» und nennt als Ursprung ein «westgermanisches Wort für ‹Gesetz, Recht, göttliches Gebot, Vertrag›». Doch für den Online-Duden ist das Zeitalter solcher Eindeutigkeit vorbei: Er führt neben der Bedeutung «gesetzlich [und kirchlich] anerkannte Lebensgemeinschaft von Mann und Frau» auch diese an: «gleichgeschlechtliche Lebensgemeinschaft, die sich an der Ehe orientiert».

Sprache ist auch dazu da, gesellschaftlichen Wandel auszudrücken – aber nicht dazu, ihn zu verhindern oder zu fördern. Auf den Begriff «Ehe» kommen schwierige Zeiten zu: Neben der Zusammensetzung könnte auch die Zweizahl in Frage gestellt werden; ebenso, ob der Staat eine Person noch als «Mann oder Frau» definieren und identifizieren darf. Da hat die Politik sinnvollere Aufgaben, als zwischen Wörterbüchern den Schiedsrichter zu spielen.

(Die Initiative wurde vom Volk abgelehnt, die Abstimmung wegen falscher Angaben in der Botschaft des Bundesrats annulliert. Die CVP zog die Initiative zugunsten einen neuen Anlaufs zurück.)

zu Inhalt oder Themen

108: «Der Bund», 27. 12. 2013

An ihren Briefmarken sollt ihr sie erkennen

Aus den Briefmarken, die zum Jahresende mit guten Wünschen um den Globus flattern, sticht eine heraus: Kreisrund ist sie, just diesen Globus bildet sie aus Satellitensicht ab, mit dem Atlantik in der Mitte, und am Rand trägt sie die Inschrift: GLOBAL USA FOREVER. Versprechen uns hier die Vereinigten Staaten von Amerika, sie würden auf ewig global bleiben, oder drohen sie uns gar damit? Jedenfalls scheint uns die Botschaft zu ein paar Gedanken einzuladen oder gar zu zwingen – darüber, wie wir die USA denn lieber hätten: als Weltmacht mit dem irritierenden Anspruch, ihre Gesetze überall anzuwenden, oder auf dem Rückzug auf sich selber, für internationale Aufgaben nicht mehr zu haben? Oder weltverträglich, irgendwo dazwischen? Dürfen wir die Marke so lesen?



Wir dürfen wohl, aber gemeint ist sie nicht so, sondern überhaupt nicht als Motto. Die Rückfrage beim Absender ergibt, dass USA-Briefmarken keine Wertangaben mehr tragen (in der Tat: die einzige Zahl auf unserem Exemplar ist 2013). Vielmehr ist der Verwendungszweck aufgedruckt, in diesem Fall eben der globale für einen Normalbrief. Und die Marke bleibt ewig gültig, oder «solang es uns gibt», wie eine Postangestellte in einer Karikatur sagt. Auf offiziellen Abbildungen im Internet ist ~~FOREVER~~ säuberlich durchgestrichen – nicht etwa, um solchen Zweifeln Vorschub zu leisten, aber auch nicht, um den aufgeschreckten Rest der Welt zu beruhigen, sondern damit diese Bilder nicht ausgedruckt und als Marken verwendet werden.

Doch da die Fantasie nun einmal angeregt ist, auch mit USA FIRST-CLASS ~~FOREVER~~ (für A-Post im Inland), lassen wir ihr weiteren Lauf. Wie steht es heute mit dem Anspruch der USA, sie seien auf dieser Welt «die unentbehrliche Nation»? Der Ausdruck

selber, «the indispensable nation», ist neueren Datums: Zwei Berater haben ihn 1996 für Bill Clintons zweiten Präsidentenwahlkampf ausgeheckt. Doch die Idee der Besonderheit ist älter als die USA selber: Schon religiös motivierte englische Auswanderer machten sich auf den Weg ins gelobte Land; ob sie auch schon von «God's own country» sprachen, wie es später sprichwörtlich wurde, ist nicht sicher überliefert.

Die Idee von der Auserwähltheit Amerikas wird oft mit «exceptionalism» umschrieben, was man frei als «Sonderfall-Denken» übersetzen könnte. Präsident Obama hat sich ausdrücklich zum «American exceptionalism» bekannt, auch mit den Worten von der «unentbehrlichen Nation», aber er gestand andern Nationen ebenfalls den Glauben an den jeweils eigenen «exceptionalism» zu und nannte als Beispiele die Briten und die Griechen (es war vor deren Finanzkrise).

Könnten somit auch andere Länder ihre Briefmarken mit einem Motto schmücken, mit oder ohne Nebensinn für Postzwecke? SONDERFALL SCHWEIZ läge auf der Hand, wenn nicht die Übersetzung in die andern Landessprachen Probleme bereitete – schon an sich, und erst recht auf dem engen Raum eines Postwertzeichens. Hoffmann von Fallerslebens Worte DEUTSCHLAND ÜBER ALLES werden zwar in der Nationalhymne seit dem Zweiten Weltkrieg aus naheliegenden Gründen nicht mehr gesungen, waren aber ursprünglich nichts als ein flammendes Bekenntnis zum Heimatland.

Für Frankreich bietet sich LA GRANDE NATION an, nur schon um französische Wörter zu verbreiten; allerdings ist die Bezeichnung im deutschsprachigen Raum weit geläufiger als in ihrer angeblichen Heimat. FELIX AUSTRIA geht gewiss, auch wenn mit diesem Glück einst die habsburgische Heiratspolitik gemeint war. Für Italien drängt sich BEL PAESE auf: Das schöne Land besangen schon Dante und Petrarca mit diesen Worten. Da nun aber auch ein Käse so heisst, dürfte die Briefmarke in diesem Fall nicht rund sein.

zu Inhalt oder Themen

109: «Der Bund», 10. 1. 2014

Von der Mühe mit Deutschschweizern

«Nicht die Romands und Italienischschweizer tragen die Hauptschuld an dem zunehmend scheiternden Dialog zwischen den Sprachgemeinschaften, sondern die Deutschschweizer. Eines Tages haben sie einfach darauf verzichtet, sich mit uns, den Romands, aber auch mit ihren Nachbarn auf Deutsch zu unterhalten.» Zu diesem harten Befund gelangt der Westschweizer Journalist José Ribeaud in einem Buch.* Und er verschärft die Rüge noch, indem er sich direkt an die Deutschschweizer wendet: «Ganz offensichtlich erwartet ihr von euren Gästen, dass sie sich in eurem Dialekt oder sonst mindestens auf Englisch ausdrücken.»

Mit solchen Pauschalurteilen leistet Ribeaud seinem wichtigen und richtigen Anliegen einen Bärendienst. Wer wollte bestreiten, dass die Schweiz für den Zusammenhalt ihrer Landesteile gute gegenseitige Verständigung und damit Kenntnisse der Landessprachen braucht? Offensichtlich ist auch, dass dabei die Mundart nur in der Deutschschweiz ein Hindernis ist. Das Kommerzenglisch freilich ist auch in der Romandie weit verbreitet. Dass aber der sehr gross gefasste Raum Zürich Englisch vor Französisch unterrichtet, empfindet der Autor zu Recht als «Affront sondergleichen».

Ribeaud war von 1966 bis 1990 Deutschschweiz-Korrespondent des welschen Fernsehens; er lobt die Offenheit und das Entgegenkommen, die er damals erlebte. Aber seither ist offenbar alles schlimmer geworden, und entschieden widersprechen mag ich dem Compatriote darin nicht: Es ist auch meine Beobachtung, dass Deutschschweizer häufiger als früher beim Dialekt bleiben, selbst wenn das eidgenössische oder ausländische Gegenüber damit Mühe hat. Und das Fernsehen, etwas weniger das Radio, hat den Schnabelwuchs bis weit in die politische Information ausgedehnt.

Aber aus solchen Erscheinungen konstruiert der Buchautor den angeblichen Trend, «Schwyzertütsch» zur Nationalsprache der Deutschschweiz zu erheben; am Sprachengesetz von 2007 kritisiert er, es gebe keine Antwort auf den «immer mehr um sich greifenden Mundartgebrauch». Nicht dass er diesen verbieten will, nur solle man es damit nicht übertreiben. Als Beispiel nennt er einen Lokomotivführer, der kurz vor Lausanne eine Verspätungsmeldung nur auf Schweizerdeutsch durchgab. Dass jetzt in den Zügen mehr Hochdeutsch zu hören ist, führt er nicht auf SBB-Schulung, sondern auf deutsches Personal zurück.

Ausführlich geht Ribeaud auf die Geschichte des Deutschschweizer Verhältnisses zur Hochsprache ein, bis hin zur gegenwärtigen Einwanderung vieler Deutscher. Die Hysterie darob in manchen Medien nimmt der Autor zum Nennwert, anerkennt aber immerhin, sie habe sich «ein wenig gelegt». Von seinen Ratschlägen ist vieles zu beherzigen – vor allem, dass Schule, Medien und Bundesverwaltung die Landessprachen (inklusive Hochdeutsch) privilegieren und ausbalancieren sollten. Problematisch ist die Forderung, dem Bundesrat müssten immer vier Deutsch- und zwei Französischsprachige sowie ein italofones Mitglied angehören. Das ginge just in Richtung jenes Ethnonationalismus, vor dem der Autor sonst anhand belgischer und balkanischer Beispiele warnt.

In der Übersetzung sind viele Übertreibungen und sogar Fehler des 2010 erschienenen französischen Originals ausgemerzt; Caroline Gutberlet hat das Buch in gut lesbares Deutsch übertragen, wenn auch ohne die Verve und Eleganz des Autors. Von 278 auf 174 (ähnliche) Seiten geschrumpft, fehlen der Übersetzung allerdings auch viele Passagen, um die es schade ist – vor allem sprachkundliche über die lateinischen Landesteile, die das Buch doch den Deutschschweizern gerade näherbringen will.

** José Ribeaud: Vier Sprachen, ein Zerfall. Wie die Schweiz ihren wichtigsten Vorteil verspielt. Nagel & Kimche, Zürich 2013.*

zu Inhalt oder Themen

110: «Der Bund», 24. 1. 2014

Hat der Regierungsrat Lohn verdient?

Es gibt noch Leute, die wissen, was sich gehört – auch sprachlich. Ein Leser findet, unbeirrt von der Empörung über Nebenverdienste bernischer Magistraten und Magistratinnen, ein Regierungsrat habe doch keinen Lohn, sondern «vielleicht ein Gehalt, aber eher Bezüge». Er stört sich daran, dass das «gewisse Journalisten nicht unterscheiden können».

Zur Ehrenrettung dieser Berufskollegen sei gesagt, dass es ihnen weder an Unterscheidungsvermögen noch gar an Respekt für die gehobene Tätigkeit von Regierungsräten mangelt: Vielmehr halten sie sich, bewusst oder unbewusst, an das bernische Gesetz von 2002 «über die finanziellen Leistungen an die Mitglieder des Regierungsrates». Darin steht: «Der Lohn … entspricht 115 Prozent des Maximums der höchsten für das Kantonspersonal geltenden Lohnklasse». Der Gesetzgeber hat sich also spätestens damals nicht gescheut, diesen erhabenen Bezügern ihr Übermaximum ganz banal als «Lohn» auszahlen zu lassen.

Dieser Umstand ist umso bemerkenswerter, als es gar keine «Lohnklassen» mehr gibt, nach denen man die Regierungsratslöhne ansetzen könnte, sondern gemäss dem Personalgesetz von 2004 lauter «Gehaltsklassen». Das gewöhnliche Kantonspersonal bezieht eben keine Löhne mehr, sondern vermeintlich noblere «Gehälter». Man hat es aber offenbar nicht für nötig gehalten, diese sprachliche Beförderung auch dem Überpersonal zuteilwerden zu lassen. Und somit sind die Regierungsräte die letzten Vertreter der lohnabhängigen Massen im bernischen Kantonsdienst.

Früher war die Klassengesellschaft auch den Bezeichnungen ablesbar: In der Privatwirtschaft gab es Arbeiter, und es gab Angestellte. Die ersten bekamen Lohn, die zweiten Saläre oder Gehälter. Während Gewerkschaften bis heute gern Lohnverhandlungen führen, geht es dabei wohl in den meisten Betrieben um Ge-

hälter: Die Unterscheidung ist dahingefallen, und zumindest auf dem Papier hat man vermutlich häufiger die gehobener klingende Bezeichnung gewählt.

Im öffentlichen Dienst wirkten in den wohlgeordneten früheren Zeiten Beamte, und die waren mindestens so angesehen wie in der Privatwirtschaft die Angestellten. Nun haben sich die Zustände auch zwischen Staats- und Privatpersonal angeglichen: Alle sind (kündbar) angestellt, ihre Bezahlung wird in der Regel Gehalt genannt. Wie hoch es ist, bestimmen die Bewirtschafter des Humankapitals, unter anderem gemäss Zielerreichung und anderen für messbar gehaltenen Leistungsgrössen.

Auch für jene Spitzenkräfte, die nicht angestellt, sondern vom Volk gewählt werden, gelten vermehrt Kriterien aus der Arbeitswelt, wenn auch nicht die gemessene Leistung. Die Bezahlung muss – selbst wenn sie wie im Kanton Bern bescheiden «Lohn» genannt wird – «konkurrenzfähig» mit jener in der Privatwirtschaft sein, und in der Wahlpropaganda werden Anforderungen genannt wie in Stelleninseraten, «Führungserfahrung» vor allem. Es ist in der Ostschweiz bereits mehrmals vorgekommen, dass eine Stadt per Inserat einen Präsidenten suchte, auch schon mithilfe professioneller Kopfjäger.

Aus dem Amtsträger, den Bürgerpflicht, Macht und Ansehen lockten, ist ein Kaderangestellter geworden, dessen Job sich nach Angebot und Nachfrage richtet. Auch die manchenorts diskutierte Zwangspensionierung mit 65 gehört in dieses Kapitel. Der Einsatz für die Öffentlichkeit ruft nach angemessener «Entschädigung», als erlitte der Magistrat durch sein Wirken einen Schaden. Nun, wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen. Zum Beispiel für diesen, wenn er denn nicht als Kompliment gemeint ist: «Der Regierungsrat verdient mehr, als er verdient.»

zu Inhalt oder Themen

111: «Der Bund», 7. 2. 2014

Besser schreiben mit Adam Riese

Ein mathematisch versierter Leser klagt: «Der ‹kleinste gemeinsame Nenner› ist offenbar nicht mehr auszurotten.» Neulich habe ihn «sogar die NZZ wieder aufgewärmt, und zwar im Kommentar zur neuen österreichischen Regierung». In der Tat ist der «kleinste gemeinsame Nenner» (KGN) mathematischer Unsinn*, denn man findet immer einen noch kleineren, oder: Wenn man sich sinnvollerweise auf ganze Zahlen beschränkt, ist der kleinste immer 1. Und damit ist jede Aussage über einen KGN banal.

Der Leser vermutet, gemeint sei der aus dem Mathematikunterricht bekannte «grösste gemeinsame Nenner» (GGN). Den aber braucht man zum Kürzen von Brüchen, und um Brüche geht es bei der Wiener Koalition oder sonstigen Findungen eines KGN durchaus nicht, so hoffen wir doch. Was man da zu finden pflegt, ist kein Nenner im rechnerischen Sinn, also was im Bruch unter dem Strich steht, sondern eine Schnittmenge, also das, was die Beteiligten in ihrem Programm gemeinsam haben. Und der KGN in diesem Sinn ist offenbar das, was man mit eifrigem Suchen zusammengekratzt hat und für gerade noch genügend hält, um als Grundlage zum gemeinsamen Regieren zu dienen (oder der Öffentlichkeit so präsentiert zu werden).

Die Umdeutung eines Fachbegriffs kommt in der Sprache öfters vor; so wirft gemeinhin jemand das Handtuch, wenn er aufgibt – beim Boxen aber, wo der Ausdruck herkommt, wirft nicht der Sportler selber das Handtuch, das er ja nicht bei sich hat, sondern der Trainer wirft es ihm zu, auf dass der Angeschlagene aufgebe. Wer sich ausserhalb des Faustkampfs am «falschen» Sprachgebrauch stört, soll diesen selber vermeiden – aber es ist verlorene Liebesmüh, ihn bei andern anzuprangern: Die allgemeine Sprache hat sich hier einen Fachausdruck angeeignet und ihm ein Eigenleben verschafft, das nicht mehr an jenes im Herkunftsgebiet gebunden ist.

Ebenso kann man sich fragen, ob «grösser als» noch so mathematisch genau zu nehmen ist, wie es der Dudenband «Richtiges und gutes Deutsch» tut. Falls Sie meinen, dreimal länger als 3 cm seien 9 cm, so liegen Sie demnach falsch, denn: «Eine Strecke von 12 cm ist dreimal so lang wie eine von 4 cm, aber dreimal länger als eine von 3 cm.» Die (im Buch ausführlichere) Begründung: Mit «dreimal länger als» werde ausgedrückt, dass das Dreifache zum ursprünglichen Wert hinzukomme, dass also die längere Strecke «viermal so lang wie» die kürzere sei.

So viel mathematische Präzision in Ehren, aber: Kaum jemand wird unter «dreimal länger» Duden-gemäss «viermal so lang» verstehen. Die Gleichwertigkeit mit «dreimal so lang» drängt sich förmlich auf. Anders wäre es, wenn es hiesse: «um 300 Prozent länger», denn mit der Prozentangabe verbindet man die genaue Betrachtungsweise. Man kommt daher zumindest zur Vermutung, es sei eine Strecke gemeint, die 400 Prozent der kürzeren misst. Allerdings hätte man es lieber gleich so gelesen, also «400 Prozent der Strecke X», statt «um Y Prozent länger».

Man kann «dreimal länger» als umgangssprachlich einstufen und das präzisere «dreimal so lang» vorziehen. Wie aber steht es mit «dreimal kürzer als»? Ein früherer Arbeitskollege pflegte sich über diese Formulierung aufzuregen; ich habe ihn aber nie gefragt, ob er «dreimal so kurz wie» goutiert hätte. Vermutlich hätte er sich auch daran gestört, denn es schien ihm darum zu gehen, dass hier mit «dreimal» nicht eine Vervielfachung beschrieben wird, sondern eine Teilung. «Einen Drittel so lang wie» wäre die auch mathematisch korrekte Umschreibung. Zu «dreimal kürzer als» äussert sich der Duden nicht; täte er es, so müsste er es von «dreimal so kurz wie» unterscheiden – aber in der Umgangssprache ist das gehupft wie gesprungen.

* mathematische Klarstellung in der nächsten «Sprachlupe»

zu Inhalt oder Themen

112: «Der Bund», 21. 2. 2014

Auf den gleichen Nenner gebracht

In der Sprachlupe vom 7. Februar habe ich mich damit angefreundet, dass der «kleinste gemeinsame Nenner» ein Eigenleben ausserhalb der Mathematik führt. Aber ich habe den Ausdruck als «mathematischen Unsinn» bezeichnet, denn es gebe nur den «grössten gemeinsamen Nenner». Ein Leser hat mich nun eines Besseren belehrt.

Man spricht in der Mathematik nicht vom «grössten gemeinsamen Nenner», sondern vom «grössten gemeinsamen Teiler» (ggT). Beide Begriffe, «Teiler» und «Nenner», bedeuten zwar eine Zahl, durch die man eine andere dividiert, aber es gibt einen wesentlichen Unterschied. Im Bruch 3/4 steht unter dem Zähler 3 der Nenner 4; 3 wird durch 4 geteilt. Ein Teiler hat die zusätzliche Eigenschaft, dass die Teilung ohne Rest aufgeht. Beim Kürzen von Brüchen verwendet man einen möglichst grossen Teiler, eben den ggT von Zähler und Nenner. Beide werden durch ihn dividiert. Um den Bruch 8/12 maximal zu kürzen, verwendet man den ggT 4 und erhält 2/3.

Beim Bruchrechnen lernt man neben dem ggT das «kleinste gemeinsame Vielfache» (kgV) kennen. Um zwei oder mehr Brüche zu addieren, zu subtrahieren oder zu vergleichen, erweitert man sie. Damit bringt man sie buchstäblich «auf einen Nenner», nämlich den gleichen für alle. Will man 3/4 und 1/6 zusammenzählen, so braucht man das kgV von 4 und 6 – also die kleinste Zahl, die ohne Rest durch jeden dieser beiden Nenner geteilt werden kann. Es beträgt 12, aus 3/4 wird durch die Erweiterung 9/12, aus 1/6 wird 2/12, und die Addition ergibt 11/12.

Es ist nun auch üblich, hier vom «kleinsten gemeinsamen Nenner» zu sprechen; in diesem Fall ist es die 12. Mit einer solchen Methode kann man zwar nicht ausrechnen, wie gross der «kleinste gemeinsame Nenner» etwa in einer Koalition ist, aber der Ausdruck ist mathematisch nicht unsinnig. Den kleinsten

Bruch mit diesem Nenner, also hier 1/12, kann man sogar als gedankliches Vorbild für den übertragenen Gebrauch des Ausdrucks auffassen: So klein ist die Gemeinsamkeit. Der Redewendungen-Duden definiert den «kleinsten gemeinsamen Nenner» so: «eher unbefriedigender Kompromiss, der aber von allen Beteiligten [gerade noch] getragen werden kann». Und «einen [gemeinsamen] Nenner finden» bedeutet: «eine gemeinsame Grundlage finden, worauf man aufbauen … kann». Ein anderer Duden-Band, «Richtiges und gutes Deutsch», bezeichnet übrigens den Gebrauch von «worauf» anstelle von «auf der» in diesem Satz als «selten» (Bd. 9, 7. Aufl., Pronominaladverb [4]).

Auch zu den Grössenvergleichen haben sich Leser gemeldet. Einer fragt: «Ist nicht auch umgangssprachlich ein Ding mit dem Attribut ‹so lang wie› wesentlich kürzer als eines mit ‹länger als›, und zwar unabhängig davon, ob einmal, dreimal oder zehnmal?» Sogar wenn die Frage ernst gemeint war: Ob «wesentlich» kürzer, muss offen bleiben, denn mit «länger als» ist nichts über die Grösse der Unterschieds gesagt. Und «zehnmal so lang wie» ist nur für Till Eulenspiegel immer kürzer als «länger als», denn er misst ein kürzeres Objekt zehnmal, und siehe da: Jedes Mal ist es kürzer als das längere. Dass er seinen Zollstock zehnmal an ein sehr langes Ding anreiht, ist ihm nicht zuzumuten.

Ein weiterer Leser schreibt, dass er sich «stets ärgere, wenn von ‹dreimal weniger› die Rede ist. Hier sollte doch klar sein, dass ‹einmal weniger› = 0 ist.» Sich zu ärgern, ist sein gutes Recht, wenn auch ungesund. Aber falls sich die Ernährungsberaterin scheut, ihm «FdH» (Friss die Hälfte!) zu sagen, und ihm daher nur rät, «zweimal weniger» Schokolade zu konsumieren, dann braucht er keine Minusportion Schoggi. Vielmehr soll er dann seinen Ärger herunterschlucken und sich das mit einer halben Ration versüssen.

zu Inhalt oder Themen

113: «Der Bund», 7. 2. 2014

Heute noch Fehler, morgen schon Regel

Manche, vielleicht nur noch wenige sind zusammengezuckt, als sie neulich in der Zeitung dies lasen, in grossen Buchstaben: «Sie lehrt den Erwachsenen Lesen und Schreiben.» Hoffentlich nicht so, mögen kritische Geister spöttisch gedacht haben, denn ihre Lehrer hatten sie noch gelehrt, es müsse in diesem Fall heissen: «Sie lehrt die Erwachsenen lesen und schreiben.» Ausser wenn ein einzelner Erwachsener gemeint wäre, aber das war hier nicht der Fall. Die Regel dahinter: «lehren» verlangt zweimal den Akkusativ, wenn sowohl Fach als auch Adressat genannt wird. Anders «beibringen»: «Sie bringt den Erwachsenen (das) Lesen bei.» Oder bei Einzelunterricht: «der (bzw. dem) Erwachsenen», also Wemfall, Dativ.

Nur: Genau diese Möglichkeit führt der Duden seit mindestens einem halben Jahrhundert auch für «lehren» an: «Er lehrt mich (auch: mir) lesen», stand in der «Jubiläumsausgabe» von 1961, 50 Jahre nach dem Tod Konrad Dudens. Der hatte selber noch keine solchen Finessen in sein damals schlankeres Regelwerk aufgenommen. Noch spätere Ausgaben unterschieden dann weiter: Der Dativ der Person sei nur dann zulässig, wenn der Inhalt des Lehrens im Akkusativ stehe, als Substantiv wie «das Lesen». Bei einem Verb sei indessen nur der Akkusativ der Person zulässig; so gilt heute: «Er lehrt sie lesen.» Da «Lesen» und «Schreiben» im Zeitungsbeispiel grossgeschrieben, also substantiviert waren, war demnach «den Erwachsenen» auch im Plural zulässig.

Das Exempel zeigt zweierlei: Vermeintlich eiserne Regeln sind manchmal nur Auswahlmöglichkeiten, und selbst jene, die den alleinigen Segen des Duden haben, können sich mit der Zeit ändern. Historisch ist der Dativ der Person bei «lehren» wahrscheinlich älter, und er hat ja auch seine Logik: Die Belehrung wird jemandem verabreicht; «Dativ» kommt von lateinisch dare, geben. Gut möglich, dass beim Jubiläum 2061 auch wieder «er

lehrt ihr/ihm/ihnen lesen» als korrekt gilt, falls das dann noch jemanden interessiert. Ein hartnäckiger Fehler hat gute Chancen, zur Regel aufzusteigen, besonders wenn er wie hier logische Richtigkeit beanspruchen kann und obendrein früher schon einmal der Regel entsprach. Ein jüngerer Fall des Regelwandels gemäss Duden ist das Partizip «gewunken», das lange Zeit eines der wenigen Wörter war, die mit dem Vermerk «falsch» im Band «Rechtschreibung» standen. Jetzt aber steht da: «gewinkt (*häufig auch* gewunken)». Die starke Beugung ist also beim Partizip fast gleichberechtigt neben die schwache getreten, aber nicht beim Präteritum: Wer «ich wank» sagen will, nach dem Vorbild «ich sank», muss zumindest noch auf Anerkennung warten. Ebenso, wer lieber «ich sinkte» hätte, weil er auch «ich backte» sagt und nicht mehr «ich buk».

Mischformen wie «denken, dachte, gedacht» gibt es bei der Beugung oft, Wandel von der einen Form zur andern seltener. «SNB-Ausschüttung soll überdenkt werden», stand zwar auch in der Zeitung, ist aber in keinem Regelbuch zu finden. Dabei hätte die Form den Vorteil, dass dabei niemand an ein Dach denkt, während das korrekte «soll überdacht werden» auch von «überdachen» kommen könnte. Das zu meinen, wäre nicht einmal so abwegig: «plafoniert» könnte die Nationalbank-Ausschüttung durchaus werden, oder «gedeckelt», wenn es jene der Deutschen Bundesbank wäre.

Ein guter Kandidat für einen Fehler, der sich durchsetzt, ist der Kasus bei «gedenken»: Man gedenkt regelkonform «des Verstorbenen», aber im allgemeinen Sprachgebrauch wohl schon häufiger «dem» – schliesslich gibt oder widmet man ihm das Gedenken. Wer noch gelernt hat, sich als treuen Kameraden zu bezeichnen, ist laut «Richtiges und gutes Deutsch» (Duden-Band 9) in der Minderheit: «gewöhnlich» stehe da der Nominativ (also: treuer Kamerad). Bei mir sträubt sich allerdings die Logik gegen diesen Wandel.

zu Inhalt oder Themen

114: «Der Bund», 21. 3. 2014

Verirrt im Land des Doppelsinns

Janus hatte den Schirm ausgeliehen. Wie um sein Verhalten zu sanktionieren, setzte Regen ein. Als unser Held die Strasse überquerte, wollte ein Autolenker ihn umfahren. In diesem Moment musste Janus mit seinem Regenschirm kämpfen. Er witterte Morgenluft und nahm ein Schiff. Ganze drei Stunden war es gesegelt, da geriet es bedrohlich in Schieflage. Hier sei eine Untiefe, sagte der Kapitän – bedeutete das Glück oder Unglück?

Eine krause Geschichte: Alles passt wie die Faust aufs Auge. Auch diese Redensart selber: Sie kann laut dem Redenwendungen-Duden «ganz genau passen» oder «überhaupt nicht passen» bedeuten. Doppeldeutig ist alles, was unserem Janus widerfährt. Hat er seinen eigenen Schirm jemand anderem ausgeliehen, oder ist er mit einem fremden Schirm unterwegs? Ist er unbeschirmt, so ist der Niederschlag eine Sanktion im Sinn von Strafe. Hat er aber einen Schirm bei sich, so kann der Regen seine Vorsorge sanktionieren in Sinn von bestätigen. Je nach Betonung von «umfahren» hat es der Autofahrer auf den Fussgänger abgesehen oder gerade nicht. Je nachdem ist die eine oder die andere Fortsetzung wahrscheinlicher: Hat Janus den Schirm als Kampfmittel benutzt oder hat ihn eine Windbö zum Kampf mit dem Schirm genötigt, also gegen diesen? Wer Morgenluft wittert, bei dem vermuten wir Zuversicht, aber dem Geist von Hamlets Vater kündigte sie an, dass es Zeit zum Verschwinden wurde. (Für den Hinweis danke ich einem Teilnehmer der «Wortsuche», die mit wechselnden Themen im «Sprachspiegel» ausgeschrieben wird.)

Hier verlassen wir Janus, ohne zu erfahren, ob «ganze drei Stunden» Fahrt bis zur Untiefe viel oder wenig war, und ob da eine seichte Stelle oder im Gegenteil eine besonders abgründige lag. Wir können den Blick von dieser Gefahr abwenden. Janus kann das nicht, falls er seinem altrömischen Namenspatron gleicht. Der Gott mit vorne und hinten je einem Gesicht ist unter ande-

rem für Türen zuständig. Nach ihm sind auch die Januswörter benannt. Diese Wortart ist wohl in keinem Grammatikbuch zu finden, dafür aber in der Wikipedia. Das Online-Lexikon nennt solche Wörter mit entgegengesetzten Bedeutungen auch Autoantonyme und führt auf Deutsch derzeit 15 Beispiele an.

Dass ein Wort verschiedene Bedeutungen hat, ist eher die Regel als die Ausnahme. Meistens ist aus dem Zusammenhang ohne Weiteres klar, welche gemeint ist – ob zum Beispiel eine Mutter zu einer Schraube gehört oder zu einem Kind, oder ob eine Birne leuchtet oder schmeckt. Just entgegengesetzt sind die Bedeutungen jedoch selten, und auch dann wird aus dem Satz in der Regel sofort klar, was gelten soll. Um Sätze mit solchen Januswörtern doppeldeutig zu verstehen, ist meist etwas guter (bzw. böser) Wille nötig, wie oben. Zuweilen ist die Eindeutigkeit erst in neuerer Zeit verschwunden: «Ganze drei Stunden» habe es jemand ausgehalten, bedeutete früher einen Tadel für mangelnde Ausdauer; heute kann geradeso gut ein Lob für Beharrlichkeit gemeint sein – wie man es früher nur mit «volle drei Stunden» ausdrücken konnte.

Wer mit Übersetzungsprogrammen am Computer seinen Spass haben will, ist mit solchen Wörtern gut bedient. Beim Satz, als Janus die Strasse überquerte, wählte Google für «umfahren» die menschenfreundlichere Variante «to drive around him». Auch Babelfish tat dies, machte aber aus dem Autolenker eine «car bar», als hätte der Wagen eine Deichsel oder Lenkstange. Neulich lud eine Krankenkasse ihre Versicherten zur Women Sport Evasion ein. Kann man dabei dem Frauensport entfliehen, oder darf man ihn befreiend praktizieren? Da waren Englischkenntnisse gefragt; Sprachkurse werden wohl bald kassenpflichtig. Google meint ominös: «Frauen Sport Flucht». Babelfish aber kapituliert und liefert als deutsche Übersetzung: «Women Sport Evasion». Richtig so, denn wenn es unsere Krankenkasse sagt, dann ist es ja wohl schon deutsch, Zweideutigkeit inbegriffen.

zu Inhalt oder Themen

115: «Der Bund», 4. 4. 2014

Nicht weiterlesen – lauter Tabuthemen

Haarausfall, Zuwanderung, Tod, administrativ Versorgte, Kindsmisshandlung; häusliche Gewalt, Jugendsuizid, Burnout, Impotenz, Lohn, Mundgeruch, Läuse, Automarke, Konsum harter Drogen, Steuererhöhung, Leistungsabbau, EU-Beitritt. Ich hatte Sie ja gewarnt, jetzt sind Sie doch damit konfrontiert worden: Die Liste entstammt der Schweizer Mediendatenbank (SMD) und enthält alles, was im Lauf eines Monats ausdrücklich als Tabuthema genannt wurde, in umgekehrter Reihenfolge des Auftretens. Mit je drei voneinander unabhängigen Nennungen führen der Tod, die Zuwanderung und der Lohn die Liste nach Häufigkeit an – und diese Themen stehen auch für drei Arten von Tabus.

Beim Tod (und dem zweimal genannten Jugendsuizid) geht es meistens um das angebliche Tabu, in der Öffentlichkeit darüber zu reden oder zu schreiben. Und in allen Fällen geht es darum, dass es jemand trotzdem getan hat. Vom einem Tabubruch ist dennoch nicht die Rede, denn das klänge tadelnd, während die Presseberichte eher loben, was da jemand gewagt hat: den Tod zum Thema einer Vortragsreihe zu machen, einer Ausstellung oder eines Theaterstücks (Martina Clavadetscher mit «My only friend, the end»). Dass Lukas Bärfuss mit «Koala» in der Liste nicht auftaucht, liegt nur daran, dass in der Presse nicht von «Tabuthema» die Rede war, obwohl er selber so zitiert wurde: «Selbstmord ist eine Kulturtechnik. Und ein Tabu.»

Bei der Zuwanderung geht es nur um den Vorwurf an die Grünen, das sei für sie ein Tabuthema. Auch bei Steuern, Staatsleistungen und EU ist dieses Motiv im Spiel: Wer darüber reden will, macht andern den Vorwurf, die Diskussion über das Tabu zu verweigern. Hinter dem Tabu des Redens steckt (wie beim Suizid) das Tabu des Tuns. Um verbotenes Tun geht es sehr oft, wenn man die SMD sämtliche Tabu-Erwähnungen anzeigen lässt, nicht nur die mit «-thema» verbundenen.

Der Lohn schliesslich wird nur dann als Tabuthema genannt, wenn es um den eigenen geht; auch jener Manager, der seine Automarke nicht öffentlich erwähnt haben wollte, gehört in dieses Kapitel. Die umfängliche Liste medizinischer Probleme umfasst ebenfalls solche Tabus. Über die persönliche Pein reden manche nicht gern, während die allgemeine Erörterung der Krankheit kein Problem ist. Alle Beispiele im Berichtsmonat sollen denn auch Betroffene ermuntern, Hilfe zu suchen. Im Themenkreis der Misshandlungen liegt das Tabu gleichfalls viel stärker auf der persönlichen Betroffenheit als auf der generellen Diskussion.

Warum aber ist so oft von «Tabu» die Rede, wo es doch gerade um häufig öffentlich erörterte Belange geht? Der kürzlich beendete «Bund»-Essaywettbewerb zum Thema Tod – als «Schlafes Bruder» umschrieben – erbrachte eine Rekordzahl von Einsendungen. Er taucht nur deshalb nicht in der SMD-Liste auf, weil in der Berichterstattung «Tabu» ebenfalls umschrieben wurde. Auch Begleitthemen des Todes wie Sterbehilfe oder Organtransplantation sind oft in den Medien, und in der Literatur ist der Tod seit je ein Kernthema.

Wer dennoch von «Tabu» redet, tut es vielleicht als rituelle Einleitung, um sein Verständnis für jene zu markieren, die schockiert sein könnten. Oder aber, um sich interessant zu machen. Dieser Verdacht drängt sich vor allem dort auf, wo jemand Abhilfe für ein Tabuproblem anzubieten hat, gegen Mundgeruch etwa. Der ist allerdings im zwischenmenschlichen Verkehr durchaus ein Tabuthema. Öffentliche Tabuthemen im eigentlichen Sinn – Erörterung gesetzlich verboten oder gesellschaftlich streng verpönt – gibt es bei uns kaum noch. Eine Ausnahme ist die Strafnorm gegen «Störung der Glaubens- und Kultusfreiheit» sowie «Rassendiskriminierung». Sie betrifft auch Worte: Diese können – je nach Inhalt und Umständen – als Taten gelten, als Straftaten eben.

zu Inhalt oder Themen

116: «Der Bund», 25. 4. 2014

Familienausflug mit dem Gegenschwäher

Was wäre das «Fähnlein der sieben Aufrechten» ohne die Gegenschwäher? Nur noch ein Grüpplein von fünf Nebenfiguren, denn in Gottfried Kellers Novelle geht es darum, ob die beiden Seniorhelden Hediger und Frymann wider Willen zu Gegenschwähern werden, und hinter dieser Frage versteckt sich der Konflikt zwischen Freisinn und Geldsinn. Keller lässt den Freisinn gewinnen, indem ein turbulentes Schützenfest den Bund zwischen Hermine und Karl besiegelt und damit ihre Väter zu Gegenschwähern macht.

Damit dürfte klar geworden sein, wen der Erzähler mit «Gegenschwäher» meint: den Schwiegervater des eigenen Kindes. Das Wort ist selbst in der modernisierten Form «Gegenschwager» kaum noch geläufig. Das «Deutsche Wörterbuch» der Gebrüder Grimm (und ihrer Nachfolger) führt beide Formen an, und dazu noch die «Gegenschwiegerin»; der entsprechende Band ist 1897 erschienen. Der heutige Grosse Duden kennt noch die «Gegenschwiegereltern»; in kleineren aktuellen Wörterbüchern sucht man vergeblich nach einem Wort für diesen erheirateten Verwandtschaftsgrad.

Auch bei anderen Verwandtschaftsbezeichnungen ist das heutige Deutsch vergleichsweise arm bestückt; möglicherweise deshalb, weil Genauigkeit ist Familiensachen keine besondere Bedeutung mehr hat. Namentlich fehlen uns Unterscheidungen dafür, ob ich jemanden aus der mütterlichen oder der väterlichen Verwandtschaft meine, wenn ich von einer Tante oder von einem Cousin rede. Das Lateinische kannte da eine reiche Vielfalt. Der sprachliche Urahn unseres «Onkels» etwa, der «avunculus», ist immer ein Bruder der Mutter, während der Onkel väterlicherseits «patruus» heisst.

Immerhin waren mit unserem «Oheim» und der «Muhme» gemäss Grimm ursprünglich Geschwister der Mutter gemeint, be-

vor sie zu Synonymen für beiderlei Onkel und Tanten wurden. Ihre Gegenstücke väterlicherseits waren «Vetter» und «Base»; hier ist die Bedeutung nicht nur ausgeweitet, sondern um eine Generation verschoben worden: Es sind nicht mehr Elterngeschwister gemeint, sondern deren Kinder. Zwischen Schwertmagen und Kunkelmagen wird also nicht mehr unterschieden. Wie bitte? Diese mittelalterlichen Bezeichnungen entsprechen in der Ahnenforschung den Agnaten und den Kognaten. Aha? Agnaten sind verwandte väterlicherseits (Schwert!), Kognaten mütterlicherseits; Kunkel bedeutet Spindel, Mage bedeutet Verwandter.

Wer sich in Verwandtschaftsgrade vertieft, dem schwirrt bald einmal der Kopf – nur schon auf Deutsch, und erst recht in anderen Sprachen. Das Internet-Lexikon Wikipedia bietet reiches Material («Verwandtschaftsbeziehungen» und Verweise dort). So erfährt man, dass nach dem System des Amerikaners George Murdock die heutigen deutschen Verwandtschaftsbezeichnungen dem Eskimotyp entsprechen, indem sie nicht nach Mutters und Vaters Seite unterscheiden. Noch einfacher ist der Hawaiityp. Verschiedene Zwischenstufen hat der Ethnologe nach Indianervölkern benannt, und die reichste Vielfalt sieht er im Sudantyp. Viele afrikanische Sprachen sollen Verwandtschaftsgrade kennen, von deren Raffinement wir nur träumen können.

Auch die heutigen romanischen Sprachen haben die differenzierten Bezeichnungen der alten Römer stark vereinfacht. Auf Lateinisch gibt es natürlich auch den Gegenschwäher: «consocer». Das Online-Wörterbuch Wiktionary nennt das italienische «consuocero» und mehrere Pendants, ebenso weibliche als Übersetzungen von «co-mother-in-law» – sie dürften allesamt «ungebräuchlich» sein, wie das englische Wort. Weltweit sind rund zwanzig Entsprechungen aufgeführt. Darunter die hebräische, die als «Mechuten» auch ins Jiddische und damit in die sprachliche Nähe zum Deutschen geraten ist.

zu Inhalt oder Themen

117: «Der Bund», 9. 5. 2014

Schimpfwörter aus dem Geschichtsbuch

«Wer ihnen kritische Fragen stellt, fühlt sich schnell in die Nazi-ecke gestellt.» So empfand es eine – durchaus wohlwollende – Journalistin beim Besuch in einem Protestlager von Jenischen. Und als die Berner Polizei ein solches Lager räumte, zitierte eine andere Zeitung den Sprecher der Jenischen, die für Standplätze demonstrieren, so: «Sie waren wie die Gestapo.» Wahrscheinlich weiss der Mann, dass die Geheime Staatspolizei sehr viel schlimmer wütete, während in Deutschland die Nationalsozialisten herrschten. Jenische erinnern oft daran, dass auch sie damals zu den Opfern gehörten, und möglicherweise zielte der aktuelle Vergleich darauf, dass in Bern Festgenommene nummeriert wurden (mit Armbändern oder gemäss Fotos mit Filzstift auf dem Handrücken).

Zahlen auf Haut erinnern tatsächlich fatal an Tätowierungen Gefangener in deutschen KZs (Konzentrations- bzw. Vernichtungslagern). Wer die Erinnerung mit Worten wachruft, die heutige «Täter» in die Nähe der Nazis rücken, tut indessen nicht nur der Berner Polizei unrecht, sondern auch den Nazi-Opfern: Ihre Leiden waren unvergleichlich schlimmer und dürfen nicht verharmlost werden, indem heute aus weit geringerem Anlass Vergleiche mit den Nazis gezogen werden. Beim Jenischen-Sprecher mag noch die Erregung des Augenblicks eine Rolle gespielt haben; nicht selten aber wird auch in aller Ruhe die Nazikeule hervorgeholt, um politisch Missliebige zu bekämpfen.

Im «Bund» war neulich unter dem Titel «Wahlkampf mit brauner Propaganda» zu lesen, wie die britische Unabhängigkeitspartei Ukip gegen Einwanderer Stimmung macht – unappetitlich zwar, aber weit entfernt von der tödlichen Hetze der Nazi-Braunhemden, wie die «Sturmabteilung» (SA) und andere Parteiorganisationen wegen ihrer Uniformen genannt wurden. Auch wer nach dem Motto «Wehret den Anfängen!» Parallelen zieht, sollte

darauf achten, nicht durch Gleichsetzung das «Original» zu verharmlosen und dadurch die Erinnerung, die er wachhalten will, letztlich abzuschwächen.

Knapp an der Gleichsetzung vorbeigeschrammt ist neulich die NZZ mit dem Titel «Wladimir Putins braune Lehrmeister», unter dem ein ehemaliger Auslandredaktor das Vorgehen Russlands in seiner westlichen Nachbarschaft mit jenem Deutschlands im Osten vor dem Zweiten Weltkrieg verglich, ebenso die Reaktionen damals und heute. Ähnlichkeiten gibt es, auch wenn Hitler ein «Neues Europa» anstrebte und dafür zum Krieg rüstete, während Putin «nur» – aber schlimm genug – die Reichsvergrösserung um «Neurussland» aufleben lässt. Seinerzeit bekamen jene im Westen unrecht, die nicht «mourir pour Dantzig» wollten, wie es in einem französischen Zeitungstitel von 1939 hiess. Das bedeutet aber nicht, dass heute die Friedenssicherung die Bereitschaft erfordert, für Donezk zu sterben.

Es ist mit der Geschichte wie mit der Sprache: Sie gut zu kennen und bedachtsam damit umzugehen, ist wesentlich für das Zusammenleben. Das gilt im Familienkreis ebenso wie in der kleinen oder grossen Politik. Freilich ist auch zutreffende Geschichtsschreibung kein Friedensgarant, etwa dann nicht, wenn eine Seite gewaltsam einen früheren Zustand wiederherstellen will. Häufig aber wird mit Geschichtsklitterung oder mit sprachlicher Manipulation neues Unheil gestiftet.

Die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts ist nach wie vor ein sprachliches Minenfeld. Da erhält auch ein Wort wie «Bio-Deutsche» einen unguten Beigeschmack. Der grüne Politiker Cem Özdemir prägte es nicht etwa für auf natürlichem Weg Gezeugte. Er meinte Alteingesessene und nahm damit ihren Anspruch aufs Korn, so etwas wie die Leitkultur (im Schulwesen) zu verkörpern. Aber im modischen Ausdruck schwingt auch der – in den meisten Fällen übertriebene – Vorwurf des alt-neuen Rassenwahns mit.

zu Inhalt oder Themen

118: «Der Bund», 23. 5. 2014

Der *Homo dudens* nervt den *Homo ludens*

Schier genussvoll können sich manche Leute über sprachliche Fehler – oder was sie dafür halten – ärgern und ereifern. Jede Redaktion kann ein Liedchen davon singen, wie sie in Leserbriefen gerügt, gerüffelt oder gar beschimpft wird, und gar manche Klage landet auch beim Sprachkolumnisten. Er soll das Radio zu guter Aussprache bewegen, SBB-Durchsagen von allzu helvetischen oder allzu deutschländischen Klängen befreien und natürlich keinerlei Regelwidrigkeiten im Rest der Zeitung dulden. Dabei ist er schon froh, wenn er selber die geltende Version der amtlichen Rechtschreibung immer befolgt – oder nur dann davon abweicht, wenn er gute Gründe hat.

Nicht dass korrekte Sprache unwichtig wäre – «man versteht's ja auch so» reicht nicht als Begründung für Schlendrian im öffentlichen Sprachgebrauch. Aber das erklärt noch nicht die Häme oder Verbissenheit, mit der die Klage über angebliche Sprachsünden oft erhoben wird. Nicht selten geht es dabei um Kleinigkeiten, etwa den im Englischen gebräuchlichen Apostroph vor dem Genitiv-S, der im Deutschen tatsächlich nichts verloren hat. Aber selbst die amtlichen Regeln tolerieren den «gelegentlichen Gebrauch dieses Zeichens zur Verdeutlichung der Grundform eines Personennamens (Carlo's Taverne)» (§ 97 E).

Wer von dieser Ausnahme Gebrauch macht, läuft Gefahr, des «Deppen-Apostroph's» bezichtigt zu werden. Ebenso gibt es den «Deppen Leerschlag», oft kommerziell gebraucht: «bei Ihrem Auto Händler» (Marke dem Autor bekannt) – aber da gibt es keinerlei amtliche Toleranz für die «Verdeutlichung des Firmennamens». Wörter zusammenzusetzen, statt sie durch blosse Anreihung zu verbinden wie auf Englisch, ist nun einmal eine grundlegende Eigenheit des Deutschen. Das ist aber noch kein Grund, diese und andere Anlehnungen ans Englische als «Dummdeutsch» zu verdammen.

Erboste Sprachbewahrer gibt es auch anderswo. Die niederländische Zeitschrift «Onze Taal» (Unsere Sprache) hat ihre Zuschriften und jene einer Klagemauer-Website ausgewertet und fünf Hauptmotive der Kritiker ausgemacht: Reinhaltung vor fremden Einflüssen, Verständlichkeit für alle, Abneigung gegen Veränderungen, Regeltreue, Logik. Vielleicht wäre im deutschen Sprachraum die Reihenfolge anders, aber die meisten Kritiker (und durchaus auch Kritikerinnen) dürften ähnliche Beweggründe haben.

Gedankenlos übernommene Anglizismen, geschwollenes Fachchinesisch, Modeflausen, orthografische Beliebigkeit und krasser Widersinn gehören gewiss bekämpft. Aber nicht nur solche Erscheinungen gehen an die Nerven, sondern eben auch das Besserwissertum und die Rechthaberei, mit denen manche Reklamationen vorgebracht werden. Oft ist auch das Bedürfnis zu beobachten, stets nur eine einzige Lesart gelten zu lassen, sei es aus Überheblichkeit oder auch aus Unsicherheit. Letztere hat durch die Reform der Rechtschreibung und dann deren Revision verständlicherweise noch zugenommen.

So sind heute oft verschiedene Schreibweisen «richtig», und manchmal lassen sich damit Nuancen ausdrücken; ein «Fleisch fressendes Tier» ist gerade am Fressen, «fleischfressend» ist es auch im Schlaf. Doch nicht jeder ist in sprachlichen Dingen ein *Homo ludens*, ein spielender Mensch, der sich im lustvollen Pröbeln entwickelt. Manche gehören – mit einem verspielten Kalauer gesagt – lieber zur Gattung *Homo dudens*. Das kommt nicht von einem lateinischen Verb «dudere», das es nicht gibt, sondern vom Duden. Den kann ein guter *Homo dudens* nicht nur auswendig, sondern er schränkt auch noch dessen amtlich bewilligte Varianten ein, um einem einheitlichen und reinheitlichen Regeldeutsch anzuhängen. Und dieses auch noch anderen unter die Nase zu reiben.

zu Inhalt oder Themen

119: «Der Bund», 6. 6. 2014

Mit Englisch in die Sprachlosigkeit?

Er sieht Schlimmes kommen: «eine Selbst-Barbarisierung der Sprachen Europas, die durch die Teilnahme an der Sprache der Weltkultur scheinbar kompensiert wird». Die übermächtige «Sprache der Weltkultur» ist Englisch, oder genauer «Globalesisch», wie der Autor Jürgen Trabant sie nennt: ein blosses Kommunikationsmittel, das viele schlecht beherrschen und wenige gut. Noch ist der Einheitsbrei nicht unvermeidlich, sonst hätte der emeritierte Berliner Romanistik-Professor sein Buch «Globalesisch oder was?»* nicht geschrieben.

Gegen eine globale Verkehrssprache hat Trabant nichts, und dass keine andere als Englisch in Frage kommt, sieht er ein. Ihn stört aber, dass damit die angelsächsische Dominanz in der Wissenschaft und im Geschäftsleben noch verstärkt wird, und vor allem, dass andere Kultursprachen zunehmend darunter leiden: Auf Gebieten, in denen sie weniger verwendet werden, verlieren sie ihre Ausdruckskraft, und für Anderssprachige schwindet der Anreiz, sie zu lernen. Zwar können sich alle auf Englisch verständigen, aber damit ist für den Autor kein vertieftes gegenseitiges Verständnis möglich, wie es den Bildungseffekt des Sprachenlernens ausmacht.

Trabant steht in einer Tradition, die in der Sprache mehr sieht als ein blosses Kommunikationsmittel, das die Welt und die menschlichen Gedanken darüber möglichst präzise abbilden soll. Er zeichnet auch die Gegentradition nach, die auf Aristoteles zurückgeht und das Ideal einer Universalsprache anstrebt. Die babylonische Sprachverwirrung ist in dieser Sicht eine Art Erbsünde, und manche heutigen Autoren feiern den Siegeszug des Englischen als die Erlösung davon.

Während für gebildete alte Römer das Griechische das reinste Abbild des Denkens darstellte, war im europäischen Mittelalter Latein die unbestrittene Trägerin des Wissens. Die modernen

Idiome Europas mussten in der Neuzeit erst zu vollwertigen, auch für Wissenschaft und Recht brauchbaren Sprachen ausgebaut werden. Damit wurden – ebenfalls für den gegenseitigen Austausch – verschiedene «Weltansichten» erschlossen, wie Wilhelm von Humboldt sie nannte und auch Trabant sie sieht: Sprache nicht nur als Kommunikations-, sondern auch als Denkwerkzeug.

«Wenn eine Sprache verschwindet, so verschwindet nicht die Möglichkeit, über die Welt alles sagen zu können, das kann jede Sprache. Es verschwindet aber die Möglichkeit, es auf diese je besondere Weise zu denken und zu sagen. Und darin liegt ihr Reichtum.» Der Autor sieht zwar für Deutsch und andere nichtenglische Kultursprachen nicht gerade das Verschwinden voraus, wohl aber das Absinken in den Rang einer «Vernakularsprache» (für den volkstümlichen Hausgebrauch), wie einst hinter dem Latein. Sein Gegenrezept ist die Pflege einer Mehrsprachigkeit, die sich nicht im Englischlernen erschöpft, sondern mindestens eine weitere Fremdsprache umfasst. Wer dazu imstande ist, soll Letztere sogar besser lernen als das «Globalesische» – eben für Kultur, nicht nur Kommunikation.

Nun ist zwar Dreisprachigkeit auch das offizielle Ziel der EU-Bildungspolitik, und amtlich ist die Union vielsprachig. Aber im Schulalltag wie auch im Brüsseler Büroalltag tut man sich schwer damit, übers Englische hinauszukommen; in der Schweiz hat ja die Pflege der Landessprachen ebenfalls einen zunehmend schweren Stand. Auch wer Jürgen Trabants Kulturpessimismus nicht teilt, tut gut daran, ihn als Mahnung zu beherzigen. Etwa jene vor den Kosten des Englisch-Siegeszugs, wie er sie schildert: Die neue Sprache «zerstört geschichtliche Zusammenhänge, stösst kulturelle Hochleistungen ins Vergessen, kündigt gesellschaftliche Solidaritäten auf und verschärft soziale Spannungen».

** Jürgen Trabant: Globalesisch oder was? Ein Plädoyer für Europas Sprachen. C. H. Beck, München 2014.*

zu Inhalt oder Themen

120: «Der Bund», 20. 6. 2014

Kleider machen Menschen

«Kleider machen Leute» – so war es bei Gottfried Keller und dann noch eine Weile lang, aber jetzt scheinen die Leute auszusterben. Leute, die noch «Leute» sagen, machen sich der Menschenverachtung verdächtig. Das weiss auch Martin Schulz, der Spitzenkandidat der Sozialdemokraten bei der kürzlich abgehaltenen EU-Parlamentswahl: «Schulz sagt nicht ‹Leute›, sondern ‹Menschen›, weil das gefühlig humanistisch tönt.» So war es im «Bund» zu lesen, wobei offen blieb, ob die Begründung wirklich von Schulz stammt oder aber vom Journalisten. Vielleicht sagt Schulz ja auch einfach deshalb «Menschen», weil fast alle Leute das tun.

Jedenfalls liest man auch etwa: «Gesundheitskosten: Jeden vierten Franken zahlen die Menschen selber», oder über Peter Spuhler, «dass ihn selbst im Thurgau die Menschen manchmal als ‹Herr Stadler› ansprechen», nach dem Namen seiner Firma. In diesen Fällen dürfte humanistische Gefühligkeit bei der Wortwahl keine Rolle gespielt haben, und auch der Bedarf nach einem geschlechtsneutralen Wort wäre mit «Leute» besser gedeckt als mit «Mensch», in dem letztlich «Mann» steckt.

«Leute sind doch bessre Menschen», schrieb der Politikwissenschafter Dolf Sternberger schon 1967 – ausgerechnet im «Wörterbuch des Unmenschen», in das für ihn auch die «Menschen» gehören. Dieses Wörterbuch ist ein umstrittenes Stück deutsche Vergangenheitsbewältigung und richtet sich vornehmlich gegen den Sprachgebrauch der Nationalsozialisten, aber nicht in den offensichtlich unmenschlichen Formen wie «Endlösung» für Massenmord oder «Rassenschande» für unter den Nazis verpönte Liebschaften.

Vielmehr behandelt das «Wörterbuch des Unmenschen» unauffällige Wörter wie «betreuen» oder «Anliegen», in denen Sternberger (wie seine Mitautoren) ein Menschenbild der Unselbstän-

digkeit verkörpert sah. Und eben auch im Wort «Mensch» selber: «‹Menschen› sind auch gefühlvoll aufgewertete ‹kleine Leute›, zugleich Produkte und Objekte organisierter Menschlichkeit. Diese öffentliche Innigkeit ist gerade das Gegenteil von Achtung vor der Menschenwürde (...). Dahin ist es gekommen, dass gerade das Wort ‹Menschen› Abhängige und Unfreie bezeichnet.» Dagegen: «Leute sind unseresgleichen. Sie lassen sich nicht so gern betreuen und verwalten.»

Sternberger hätte noch ein weiteres Argument anführen können: «Leute» ist von einer Bezeichnung für «freie Menschen» abgeleitet. Nur denkt heute kaum jemand daran, wenn er das Wort benutzt, und bei «Menschen» ebenso wenig daran, dass er damit laut dem «Wörterbuch des Unmenschen» sogar «Abhängigkeit und Unfreiheit fördert». Es ist ja auch fraglich, ob das zutrifft. Allerdings könnte man schon sagen, Menschen, die nur einen Viertel der Gesundheitskosten selber bezahlten, seien unfrei, und manche Thurgauer seien von «Herrn Stadler» abhängig.

Bei einer gediegenen Schweizer Zeitung soll es einmal die Hausregel gegeben haben, nur dann von «Menschen» zu schreiben, wenn es um die Unterscheidung von den Tieren gehe, und sonst «Leute». Heute ist aber auch dort bei der Lektüre nichts davon zu merken. Wahrscheinlich schrieb man schon in der guten alten Zeit, wenn doch es einmal einen Unfall gab, es seien drei Menschen verletzt worden, statt mitleidlos «Leute». Nicht umsonst hat das Sammelwort keine Einzahl: Es eignet sich nicht für Individuen, sondern eben für eine Mehrzahl, in der die individuellen Unterschiede im Moment keine Rolle spielen. Also zum Beispiel Patienten, wenn die Verteilung der Durchschnittskosten berechnet wird, oder Thurgauer, wenn ihnen «Herr Stadler» entschlüpft. Das sind dann alles, um Gottfried Keller zu modernisieren, «Menschen von Seldwyla».

zu Inhalt oder Themen

121: «Der Bund», 4. 7. 2014

Schweizerdeutsch in die Bundesverfassung?

Nein, die Bundesverfassung brauche nicht geändert zu werden. Diese beruhigende Antwort gab Bundesrat Alain Berset kürzlich dem Nationalrat Marco Romano, der sich erkundigt hatte, ob «Deutsch» bei den Landessprachen durch «Schweizerdeutsch» ersetzt werden müsse. Zum Anlass für seine Frage hatte der Tessiner den Aargauer Volksentscheid gegen Hochdeutsch im Kindergarten genommen. Er wollte auch wissen, was der Bundesrat von diesem Entscheid und ähnlichen in anderen Kantonen halte. Die Besorgnis darüber verstehe er, sagte Berset. Auf die weitere Frage, ob nun an französisch- und italienischsprachigen Schulen Schweizerdeutsch statt Deutsch unterrichtet werden müsse, «damit der nationale Zusammenhalt gewährleistet ist», antwortete der Bundesrat, die geltenden Regeln für den Unterricht in den Amtssprachen genügten.

Romano räumte gegenüber dem «Corriere del Ticino» ein, seine Frage sei als Provokation gemeint gewesen – um Klarheit darüber zu schaffen, welche Sprache man lernen müsse, um sich mit Deutschschweizern zu verständigen. Damit legt er den Finger auf zwei wunde Punkte. Die Abneigung, Hochdeutsch zu reden, nimmt – wie auch mir scheint – in der Deutschschweiz zu, und der Englischunterricht geniesst in der östlichen Landeshälfte Vorrang – wohl nicht nur bei der Reihenfolge, sondern auch beim angestrebten Resultat, trotz anderslautenden Beteuerungen.

Zwar versichert Romano, er wäre bereit, Deutsch, Schweizerdeutsch oder gar beides als Landessprache zu benützen. Das ehrt ihn, aber es wäre eine Zumutung, dass die Miteidgenossen «in Zukunft statt deutsch alemannisch lernen, d. h. eine Sprache, mit der nicht weit über Feldkirch und Rottweil hinauszukommen sein wird, und die nicht den Zugang zu nennenswerten literarischen Schätzen öffnet». Mit diesen Worten konterte 1936 Pfarrer Eduard Blocher das Buch «Alemannisch. Die Rettung der eidge-

nössischen Seele», in dem sein Berufskollege Emil Baer die Schaffung einer schweizerdeutschen Hochsprache vorgeschlagen hatte. Christoph Blochers Grossvater war damals Präsident des Deutschschweizerischen Sprachvereins, und er warf Baer (auch aufgrund anderer Äusserungen) vor, einen «alemannisch sprechenden Faschismus» anzustreben.

Diesem Vorwurf setzt sich heute nicht mehr aus, wer geschriebenes Schweizerdeutsch verbreitet, in dem es ja durchaus «nennenswerte literarische Schätze» gibt. Für ein vereinheitlichtes «Hochschweizerdeutsch» tritt kaum noch jemand öffentlich ein, auch wenn das Thema manchmal in Internet-Kommentaren herumgeistert. Den Vorschlag, dem Schweizerdeutschen Verfassungsrang zu geben, haben anderssprachige Schweizer als polemisches Instrument entdeckt; vor Romano schon der jurassische Journalist José Ribeaud im französischen Original seines Buchs «Vier Sprachen, ein Zerfall» (siehe Nr. 109).

Als Anstoss zu einer – überaus notwendigen – Diskussion über die Deutschpflege in der Deutschschweiz mag das angehen, aber wer den Vorschlag ernst nimmt, tut weder dem Schweizerdeutschen noch der nationalen Verständigung einen Gefallen. Wenn anderseits der Neuenburger Ständerat Raphaël Comte (in «Le Temps») der Ausbreitung des Dialekts entgegenhält, die Verfassung nenne «allemand standard» als Landessprache, so tut auch das wenig zur Sache. Zwar ist mit «Deutsch» zweifellos Hochdeutsch gemeint, aber die Bundesverfassung schreibt dem Volk nicht vor, wie es zu reden und zu schreiben hat. Sie schreibt es nicht einmal Kantonsparlamenten vor, die Romano ebenfalls anvisiert. Wohl aber sind die eidgenössischen Organe gehalten, sich der Landessprachen zu befleissigen. Und dass Amtspersonen wie Private im Verkehr mit «confédérés» Hochdeutsch oder die Sprache des Gegenübers verwenden, gebietet schon der Anstand.

zu Inhalt oder Themen

122: «Der Bund», 25. 7. 2014

Wörter ohne Existenzangst

«Gibt's nicht» gibt's nicht. Das ist hier kein Aufruf, auch das scheinbar Unauffindbare zu suchen, sondern eine Behauptung über die Existenz bestimmter Wörter in der deutschen Sprache. Wer meint, es gebe nur jene Wörter, die im Duden stehen, der liegt falsch – nur schon deswegen, weil mit jeder Neuauflage viele Wörter dazukommen und einige verschwinden, ohne dass ihre Existenz just in jenem Moment begänne oder endete. Und auch deswegen, weil die deutsche Sprache praktisch beliebige Zusammensetzungen erlaubt, welche die Duden-Redaktion aber nur aufnimmt, wenn sie genügend geläufig oder aber schwierig genug zu buchstabieren sind.

Wer Scrabble, Boggle, Ruzzle oder andere Wörterspiele spielt, muss sich dennoch an den Duden halten, sonst zählt das Wort nicht. Und wer allgemeinverständlich reden oder schreiben will, muss die Wortwahl noch enger einschränken, als es der Duden tut. Anderseits kann man ohne Weiteres von der Mühsal des Nähers erzählen, der in Pakistan Fussbälle fertigt. Aber im Wörterspiel zählt der Genitiv «Nähers» nicht, und der Nominativ auch nur, weil er für das gesteigerte Adjektiv «näher» gehalten wird. Anderseits wird man nur dann sagen, der Näher dürfe während der Arbeit nicht mal aufs Tö, wenn man annehmen darf, das Publikum kenne diese im Duden vermerkte Bezeichnung des stillen Örtchens.

Besagter Näher steht eben nicht im Duden, offenbar weil er im deutschen Sprachgebiet so selten vorkommt; in manchen grösseren oder mehrsprachigen Wörterbüchern findet man ihn durchaus. Auch Christian Morgenstern liess ihn auftreten, im Gedicht «Die Nähe»: Der «kategorische Komparativ» kündigte der Nähe die Steigerung zum Näher an, ja gar zur Näherin. So entkam sie der «Zehr», die ihren Leib ergriffen hatte, sonst aber nirgends auftaucht. Jedenfalls nicht so: Man findet die Zehr im «Rheini-

schen Wörterbuch» (woerterbuchnetz.de), jedoch in der Bedeutung «Feier, Zeche, etwa bei der Bauhebe».

Das meinte Morgenstern gewiss nicht; vielmehr machte er von der dichterischen Freiheit Gebrauch, in den Vers ein passendes Wort einzufügen; man versteht die «Zehr» mühelos als Schwindsucht oder dergleichen. Und wenn man bei der Sinnsuche auf dem rheinischen Holzweg gelandet ist, lernt man nebenbei, dass das Richtfest dort Bauhebe heisst. Dieses Wort steht auch nicht im Duden, wohl aber «Aufrichte» mit dem Vermerk «schweizerisch». Regional gibt es eben durchaus Wörter, die nicht überall verstanden werden. So mussten wohl neulich viele «Bund»-Leser «bräsig» nachschlagen, wenn sie es in Peter Schneiders Kolumne verstehen wollten: «*besonders norddeutsch für* dickfellig», sagt der Duden, und online (duden.de) sagt er noch viel mehr dazu.

Es gibt auch regional gebräuchliche Wörter, die der Duden nicht aufführt. Sind sie schweizerisch, stehen sie vielleicht nur im Spezialduden «Schweizerhochdeutsch», wie etwa «Cüpli». Hier zeugt «-li» von der Einbürgerung. Bei Wörtern aus andern Sprachen soll man sich durchaus den Kopf darüber zerbrechen, ob sie in der jeweiligen Verwendung nötig sind – aber nicht darüber, ob es sie im Deutschen gebe. Stehen sie (noch) nicht im Duden, dann hat man eben kurz in eine andere Sprache gewechselt und angenommen, das Gegenüber verstehe dies. Code-Switching nennen das Sprachwissenschafter, womit sie es eben praktizieren.

Auch wer kurz in die Zeichensprache wechselt und Anführungszeichen in die Luft malt, tut es, ohne des Verstosses wider den Duden geziehen zu werden. Es gibt aber auch deutsche Wörter mit fraglicher Existenz. So eins ist «jedwelche» anstelle von «jedwede». Es ist so oft in (Schweizer) Zeitungen zu finden, dass es vielleicht dereinst doch in den Duden kommt. Dort steht schon «bestmöglichst», wenn auch mit dem Vermerk «falsch». Was das Wort nicht daran hindert, sogar noch häufiger in den Gazetten zu stehen als «jedwelche».

zu Inhalt oder Themen

123: «Der Bund», 8. 8. 2014

Gut, gibt's mehr als eine Grammatik!

«Gut, gibt's die Schweizer Bauern» – dieser Slogan ist auch sprachlich bodenständig, denn die Konstruktion mit einleitendem Adjektiv ist nur in der Schweiz gebräuchlich. Begrüsst man seine deutsche oder österreichische Angebetete mit «schön, bist du hier», so riskiert man die empörte Rückfrage: «Bin ich denn anderswo nicht schön?» Also wird man das nächste Mal unmissverständlich ausrufen: «Es ist so schön, dass du hier bist!»

Bedeutet das nun, dass der Werbespruch die Regeln der deutschen Grammatik verletzt? Nicht unbedingt: Zum einen ist die Grammatik weniger verbindlich geregelt als die Rechtschreibung, und zum andern gibt es in der deutschen Sprache unterschiedliche Varianten, die gleichermassen Gültigkeit beanspruchen können. Was den Wortschatz betrifft, hat sich diese Einsicht in der Sprachwissenschaft durchgesetzt. Davon zeugt das «Variantenwörterbuch des Deutschen» (Verlag De Gruyter, 2004).

Nun sind Fachleute der Universitäten Graz, Salzburg und Zürich daran, ein ähnliches Nachschlagewerk für die Grammatik zu erarbeiten. Es soll ab nächstem Jahr im Internet veröffentlicht werden (variantengrammatik.net). Da auch die Wortbildung zur Grammatik zählt, werden manche Unterschiede im Wortschatz ebenfalls erfasst. Dazu gehören die bekannten Beispiele, dass man in der Schweiz parkiert und grilliert, anderswo aber parkt und grillt. Es gibt selten auch den umgekehrten Fall: Sind wir mit dem Velo unterwegs, müssen wir (wie manche Süddeutschen) pedalen, während andere das Fahrrad nehmen und pedalieren.

Im Projekt «Variantengrammatik» geht es nicht darum, was richtig oder falsch sei. Ermittelt wird, was je nach Region als «standardsprachlich» gelten kann; Dialektvarianten sind also nicht gemeint. Als Massstab dient die Verwendung in Zeitungen, denn dort stehen, wie die Projektverantwortlichen annehmen, «Texte, deren Verfasser oder Verfasserinnen beim Schreiben beabsichtig-

ten, Standardsprache zu produzieren». Im ganzen deutschen Sprachraum, von Ostbelgien bis Südtirol, sind Zeitungstexte im Umfang von fast 600 Millionen Wörtern in einer Datenbank (Korpus) vereint. Sie werden nun mit den Methoden der Korpuslinguistik analysiert, einer recht jungen Disziplin.

Wer in die Zeitung schreibt, sieht sich also ungefragt mit einer schweren Bürde befrachtet: Wenn sich die Fehler summieren, die man dabei macht, könnten sie zum regionalen Standard avancieren. Ein Satz wie «die neue Variantengrammatik stellt ein grosser Fortschritt dar» würde somit Schule machen, denn solche Fallfehler sind leider in der (Schweizer) Presse nicht selten. Da kann man nur hoffen, dass sich die Wissenschaft getraut, grundlegende Fehler als solche einzustufen und von der Beförderung zum Standard auszuschliessen.

Was aber meinen die Korpusforscher zum Satz «gut, gibt's die Schweizer Bauern», der zwar verkürzt, aber nicht flagrant regelwidrig ist? Bei der ausführlichen Präsentation des Projekts im August-Heft der Zeitschrift «Sprachspiegel» schreibt eine beteiligte Linguistin, derartige «konzeptionell mündliche Satzgefüge» fänden sich nur in der Schweiz und so selten, dass sie «(noch) nicht in den Gebrauchsstandard der Schweizer Zeitungen eingegangen» seien. Aber das könne noch kommen, und es wäre kein «Zeugnis für einen ‹Sprachzerfall›, sondern im Gegenteil eine weitere Bereicherung der deutschen Standardsprache(n)». Die Autorin schliesst, und die «Sprachlupe» schliesst sich ihr an: «Gut, gibt's grammatische Variation!»

zu Inhalt oder Themen

124: «Der Bund», 22. 8. 2014

Lob des Versteher-Versteher-Verstehers

Einsam und allein war er etwa bis zur Jahrtausendwende: der Frauenversteher. Natürlich nicht der (hoffentlich) von Damen umschwärmte einzelne Vertreter dieses Männertypus, sondern der F. als Wort. Dann bekam er allmählich Gesellschaft, wie ein Blick in Textarchive zeigt; zuerst kam vielleicht der Männerversteher bzw. die -versteherin; es folgten Versteher (beliebigen Geschlechts) für Länder, deren Verhalten zu Rätselraten und/oder Abneigung Anlass gab, voran das Amerika George W. Bushs. Persönliche Bush-Versteher aber blieben, zumindest als Ausdruck, eine Rarität.

Nun jedoch hat Wladimir Putin, in dessen Seele Bush beim ersten Treffen Einblick gewonnen haben wollte, ganze Horden von Verstehern hinter sich geschart – jedenfalls wenn man dem Blätterwald glauben will sowie dessen Pendant im Internet, besonders den Leserkommentaren. Freilich bezeichnen sich kaum jene selber, die in der Ukraine-Krise Verständnis für Moskaus Politik zeigen, als Putin- oder Russland-Versteher. Das tun vielmehr andere, die eben für derlei Versteher wenig Verständnis haben.

Das Schicksal, vor allem ironisch erwähnt zu werden, teilen die neueren XY-Versteher mit ihrem Vorbild, dem Frauenversteher eben. Den hat der Duden, nach etwa einem Jahrzehnt der Prüfung, 2009 ins Wörterbuch der Rechtschreibung aufgenommen, als «Mann, der sich Frauen gegenüber sehr einfühlsam und verständnisvoll gibt». Ob er es auch ist, bleibt bei dieser Definition offen: Aufs Auftreten kommt es an. Oft schwingt, wenn von Verstehern die Rede ist, Kritik an ihrer angeblichen Nachsicht für Schwächen oder Verfehlungen der Verstandenen mit. «Alles verstehen heisst alles verzeihen», soll schon die geistreiche Madame de Staël gesagt haben.

Dementsprechend gehörten die Allesversteher zu den ersten Nachahmern der Frauenversteher. Sie sind zwar rar geblieben,

aber nimmt man all die spezialisierten Versteher zusammen, so findet sich mittlerweile doch für fast alles und jedes jemand, der es versteht. Innert Monatsfrist sind in der Schweizer Presse neben Frauen, Putin und Russland auch noch zu ihren Verstehern gekommen: Kinder, Grüne, Spass (bzw. «Nicht-Spass»), die SVP, Science-Fiction, Volkswagen). Seit Jahresanfang hat die Verwendung des Worts in schon beinahe beliebiger Zusammensetzung rasant zugenommen.

Nicht immer werden die Versteher mit (bierernster oder ironischer) Kritik bedacht: Kindern oder sogar VWs gegenüber wird man ja wohl noch besonders einfühlsam sein dürfen. Frauen gegenüber natürlich auch; ihre Versteher aber könnten Neid erwecken, der sich dann in der abschätzigen oder zumindest zweifelnden Verwendung des Worts niederschlägt. Meistens indessen braucht man die Bezeichnung, wenn man findet, da bringe jemand mehr Verständnis auf, als der (oder die oder das) Verstandene verdient habe: Man schlägt den Sack und meint beide, den verstehenden Sack und den verstandenen Esel.

In dieser ironisch-kritisch-distanzierenden Verwendung könnte «Versteher» gelegentlich auch Eingang in Wörterbücher finden,* mit dem Vermerk «in Zusammensetzungen». Wie schnell, dürfte davon abhängen, ob die Mode sich noch eine Weile hält und wie viel danach von ihr übrigbleibt. Originell ist es bereits nicht mehr, allem Möglichen und Unmöglichen einen Versteher anzudichten. Aber praktisch bleibt es dennoch, und noch praktischer wäre es, alle verstünden dasselbe darunter. Dann wäre gleich klar, ob mit V. nun ein Kundiger oder ein Naivling, ein Deuter oder ein Speichellecker gemeint ist. Aber genau das will zuweilen offenlassen, wer einen Versteher aufs Korn oder auf den Arm nimmt: Man hat ihn kritisiert, kann das aber bei Bedarf auch relativieren, also den Versteher-Versteher mimen. Und wer dafür Verständnis hat, ist ein Versteher-Versteher-Versteher.

* Online-Duden-Eintrag archiviert ab April 2016

zu Inhalt oder Themen

125: «Der Bund», 5. 9. 2014

C’est le geste qui compte

Die französische Redensart klingt einfach, ist aber gar nicht so einfach zu übersetzen: «C’est le geste qui compte.» Wort für Wort wird’s furchtbar holprig: «Es ist die Gebärde, die zählt.» Verzichten wir auf die «Gebärde» und nehmen wir das Lehnwort «Geste», so tritt der Sinn zutage: Es geht nicht unbedingt um eine Handbewegung, sondern um irgendein Zeichen, mit dem jemand etwas ausdrückt. Oft wird die Redensart verwendet, wenn bei einem Spendenaufruf auch kleine Beiträge willkommen sind, als Geste der Solidarität.

Die Einleitung mit «c’est» dient der Betonung des «geste»; wird sie mitübersetzt, so wirkt sie schwerfällig. Nötig ist sie auf Deutsch nicht, weil hier Satzbau und Betonung freier sind. «Die Geste zählt» ist aber nur dann eindeutig, wenn der Satz mit Akzent auf «Geste» gesagt wird. Diese Schwierigkeit lässt sich so umgehen: «Was zählt, ist die Geste.» Oder freier: «Auf die Geste kommt es an.» Meistens ist eine Geste des Wohlwollens gemeint; bei einer verächtlichen Geste liesse sich die Redensart höchstens ironisch verwenden. Somit kann die Übersetzung im Normalfall so verdeutlicht werden: «Der gute Wille zählt.»

Und damit wären wir beim Anlass für diese «Sprachlupe», den Sie wohl längst vermutet haben: bei der Diskussion ums Sprachenlernen, die seit dem Votum des Thurgauer Grossen Rats gegen Französisch in der Primarschule wieder aufgeflammt ist. Um die pädagogische Frage, ab wann es sinnvoll ist, eine Fremdsprache schulisch zu lernen, geht es mir hier nicht; auch nicht darum, ab welchem Alter eine zweite Fremdsprache zumutbar ist, wenn überhaupt für alle Kinder und Jugendlichen. Und auch nicht darum, wie realistisch die Vorgabe der Erziehungsdirektorenkonferenz ist, am Ende der obligatorischen Schulzeit seien die Sprache eines anderen Landesteils sowie Englisch gleich gut zu beherrschen – egal, mit welcher begonnen werde.

Was die Gemüter erhitzt, ist nur die Reihenfolge des Beginns: Wird in der Deutschschweiz Englisch an die erste Stelle gesetzt, so fühlt man sich in der Romandie als «quantité négligeable» behandelt, neudeutsch gesagt als Peanuts. Denn die pädagogischen Gründe, die für den Englisch-Vorrang angeführt werden (leichtere Sprache, grösseres Interesse der Kinder), überzeugen wenig. Schwerer wiegt wohl die Absicht, wenigstens gute Englischkenntnisse sicherzustellen, falls es für zwei Fremdsprachen nicht reichen sollte. Und dahinter darf man die Ansicht vermuten, Welttauglichkeit mit Englisch sei wichtiger als Schweiztauglichkeit mit Französisch oder Italienisch.

Voilà – dabei wäre eben die Geste wichtig, die «compatriotes» lateinischer Sprachen für voll zu nehmen und eine ihrer Sprachen so gut zu unterrichten, dass am Ende der Schulzeit nicht nur Verständigung möglich ist, sondern zudem ein gewisses Verständnis für Denkweisen, wie sie sich auch in der Sprache manifestieren. Bescheidener dürfen die Anforderungen an den Englischunterricht sein: Mehr als die Grundlage ist nicht nötig, auf der später berufsspezifisch die international nötigen Kenntnisse erworben werden können.

Wie es herauskommen kann, wenn nur noch Dreiecksverständigung via Englisch möglich ist, zeigt gerade «c'est le geste qui compte». Im Internet zirkuliert auch die Übersetzung «der Gedanke zählt», mit Berufung auf «it's the thought that counts». In der Bedeutung «wichtig ist, dass man daran gedacht hat» kann sich das auf eine Geste beziehen, aber ein Gedanke, der sich überhaupt nicht äussert, zählt sicher nicht im Sinn der Redewendung. In helvetischen Sprachenfragen reichen blosse Gedanken nicht, es braucht auch Worte und Taten, und bei den Worten ist wichtig: «C'est le ton qui fait la musique.» Die Bundesverwaltung übersetzte das einmal so: «Der Ton macht es aus.» Schon recht, aber das Original wirkt besser!

Nachgedoppelt: «Wiener Sprachblätter» (Antwort an «Weltwoche»)

zu Inhalt oder Themen

126: «Der Bund», 19. 9. 2014

Wie viel sind Sie wert?

«Moore dürfte heute 50 Millionen Dollar wert sein.» Hoffentlich zucken Sie auch zusammen, wenn Sie in der Zeitung so einen Satz lesen. Empörung wallt hoch: Man darf doch einen Menschen nicht mit Geld aufwiegen! So etwas tun Sklavenhändler, und die darf es in der zivilisierten Welt nicht geben, denn gerade die Abschaffung des Sklavenhandels ist ein Meilenstein der Zivilisation!

Nun geht es in jenem Zeitungsartikel nicht um den Verkauf des Herrn Moore. Das wäre bei ihm besonders ironisch, denn es handelt sich um den Filmemacher Michael Moore, der sich mit Kritik am Kapitalismus profiliert hat. Gemeint ist just jenes Vermögen, das er damit angehäuft hat. Und «wert sein» ist aus dem Englischen übernommen, als durch und durch kapitalistische Formulierung. Jedenfalls in den USA denkt man an nichts anderers als den materiellen Besitz, wenn man von jemandem sagt, «he's worth 50 million». Um die Neugier über den so verstandenen Dollarwert von Prominenten zu befriedigen, gibt es eigens die Website Celebritynetworth.com, auf die sich der Artikel beruft.

Nun kann man dieses Interesse als «typisch amerikanisch» abtun und sich über derartige Mammon-Anbetung erhaben fühlen. Wenn man sich weigert, «wert sein» in der finanziellen Bedeutung auf Menschen anzuwenden, dann ist das durchaus löblich. Aber es gibt in Europa ebenfalls genug Beispiele dafür, dass Menschen ein Geldwert zugeschrieben wird und dieser eine geschäftliche Bedeutung hat.

Dass ein guter Fussballer, der den Verein wechselt, Millionen «kosten» kann, ist eine Tatsache, und es wird oft auch so gesagt. Das Geld fliesst zwischen den «Besitzern» des Mannes bzw. seiner Spielberechtigung, was fast aufs Gleiche herauskommt. Vom Sklavenhandel unterscheidet sich diese – auch in anderen Sportarten vorkommende – Praxis nur dadurch, dass auch die Betrof-

fenen nicht darben müssen und dass ihre eigene Meinung wenigstens indirekt mitzählt: Wer gegen seinen Willen «verkauft» wird, dürfte am neuen Ort unter seinem Wert spielen und damit für die Mannschaft weniger wert sein, als er «gekostet» hat.

Der Wert eines Menschen wird aber auch in Bereichen berechnet, die nicht im Ruch des Sklavenhandels stehen. Gerichte müssen regelmässig den sogenannten Versorgerschaden von Unfallopfern festlegen, wenn jemand haftbar ist und für den Betrag aufkommen muss, der den Abhängigen des Opfers finanziell verloren geht. In der Krankenversicherung spielen zunehmend ebenfalls Überlegungen eine Rolle, wie viel jedes Lebensjahr kosten darf, das jemand mutmasslich gewinnt, wenn er mit teuren Medikamenten behandelt wird.

Anders verhielte es sich, wenn Forschung für solche Arzneien öffentlich (und international) finanziert würde, statt von Firmen, die ihre Kosten wieder einbringen wollen – und möglichst viel darüber hinaus. Dann wäre das Dilemma zwar immer noch da, aber es würde nicht mehr Entscheide über einzelne Patienten bedeuten, sondern darüber, gegen welche Krankheit wie viel Forschungsgeld eingesetzt werden soll – ein lohnendes Feld für Lobbyisten.

Mit dem amerikanischen Gesundheitswesen hat sich Michael Moore auch schon befasst, im Film «Sicko». Was das für seinen «Nettowert» im Sinne der Promi-Website bedeutete, konnte man an den Kinokassen ermitteln. Der gesellschaftliche Wert seiner Arbeit bemisst sich wohl daran, ob und was sie zur Verbesserung der Verhältnisse beiträgt. Und vielleicht schreckt der Bericht über sein Vermögen ein bisschen davon ab, auf Deutsch einen Menschen so und so viel «wert sein» zu lassen.

zu Inhalt oder Themen

127: «Der Bund», 3. 10. 2014

Von Äpfeln, Birnen und Zweitwohnungen

Der Heiterkeitserfolg für Doris Leuthard war zwar nicht ganz so gross wie einst für Hans-Rudolf Merz mit «Bü-, Bü-, Bündnerfleisch», aber er war besser verdient: Die Bundesrätin gestand im Ständerat, ihr sei ein Absatz im Gesetzesentwurf zur Umsetzung der Zweitwohnungsinitiative zu kompliziert und sie nehme deshalb an, «dass er auch für die meisten Gemeinden in der Anwendung zu kompliziert ist.» Es ging um den Artikel 9, dessen Absatz 1 es Hotels erlauben soll, bei Umbauten bis 20 Prozent der Fläche zu Ferienwohnungen zu machen, auch wenn dieser Anteil in der Standortgemeinde überschritten wird.

Für Wohnungen, die das Hotel selber bewirtschaftet, will der Ständerat 33 Prozent Flächenanteil zugestehen, und er hat dazu einen Absatz 1bis eingefügt, samt 1ter für den Fall, dass eine Mischrechnung nötig wird: «Erstellt der Betrieb sowohl Wohnungen nach Absatz 1 wie auch solche nach Absatz 1bis, so wird der Höchstanteil von 33 Prozent reduziert um den Wert, der sich daraus ergibt, dass der Quotient aus der Fläche der Wohnungen nach Absatz 1 und der Summe der Flächen der Wohnungen nach den Absätzen 1 und 1bis mit 13 Prozent multipliziert wird».

Daraus eine Rechenanleitung zu machen, ist nicht nur deshalb kompliziert, weil der ganze Vorgang in einen mehrteiligen Nebensatz gestopft wurde; es liegt auch an den verwendeten Formulierungen. So muss man wissen, dass mit «Quotient aus a und b» gemeint ist «a geteilt durch b», nicht etwa umgekehrt. Und der Wert für die Reduktion resultiert zwar in Prozenten, aber eine Prozentrechnung darf man damit nicht machen. Vielmehr muss man den Wert wie Prozent*punkte* behandeln und einfach von 33 abzählen. Das ergibt sich aus dem Beispiel, das Ständerat Bischofberger vorrechnete (sechs Zehntel Wohnungsfläche nach Absatz 1bis führen zu 27,8 Prozent Höchstanteil).

Der langen Reden kurzer Sinn: Es ist die gleiche Rechnung, wie wenn Apfelmost mit 20 Prozent und Birnenmost mit 33 Prozent (eines Einheitspreises) subventioniert wird und man die Subvention für gemischten Most ausrechnen will. Übersetzt für Zweitwohungen: «Erstellt der Betrieb sowohl Wohnungen nach Absatz 1 wie auch solche nach Absatz 1bis, so wird der Höchstanteil von 20 Prozent proportional bis 33 Prozent erhöht, entsprechend dem Anteil von Wohnungen nach Absatz 1bis an der Gesamtfläche der Wohnungen nach den Absätzen 1 und 1bis». Je mehr Birnen (wärmere Betten), desto mehr Subvention (Höchstanteil der Wohnungen an der gesamten Zimmerfläche des Hotels).

Für den Fall, dass der Nationalrat diese birnenweiche Umsetzung der Zweitwohnungs-Initiative übernehmen will: Die soeben genannte Formel steht zur Verfügung, und wer sie noch weiter vereinfachen kann, darf mit Heiterkeit und Beifall rechnen. Man kann sich hier an einen Grundsatz halten, der sich fürs Schreiben (nicht nur von Gesetzen) bestens bewährt hat. Er wird aber vielfach missachtet, obwohl – oder gerade weil – er so banal ist: Man überlege, was man sagen will, und dann … sage man es. Stattdessen lautet die Überlegung allzu oft: Wie sagt man denn das auf Gesetzesdeutsch, auf Geschäftsdeutsch, auf «Mathematisch»? Und schon hat man einen Murks aus Textbausteinen.

Im vorliegenden Fall wollte man ja sagen, Hotels könnten sich einen höheren Anteil von Ferienwohungen verdienen, indem sie diese selber bewirtschafteten. Festzulegen, wie das zu berechnen ist, geht naturgemäss nicht ohne Mathematik; hier auch nicht ohne Verständnis dafür, was «proportional» bedeutet. Das ist Gemeinde- und auch Bundesbehörden durchaus zuzutrauen. Die praktische Rechenanleitung braucht auch nicht im Gesetz zu stehen; dafür gibt es Verordnungen, wo man den Algorithmus (denn das ist es) Schritt für Schritt darlegen kann.

zu Inhalt oder Themen

128: «Der Bund», 17. 10. 2014

Wir können alles, sogar Hochdeutsch

«Wir können alles. Ausser Hochdeutsch.» Das wäre auch für uns Deutschschweizer ein passender, selbstironischer Werbespruch. Nur schade, sind uns die Schwaben zuvorgekommen und betreiben damit seit Jahren Standortwerbung für Baden-Württemberg. Natürlich können auch sie Hochdeutsch, wenngleich vielleicht nicht jenes, das gewissen Puristen vorschweben mag. Aber es gibt weder für den schriftlichen Ausdruck noch für die Aussprache eine einzige, verbindlich festgelegte Form der deutschen Sprache.

In manchen Köpfen schwingt bei der Bezeichnung «Hochdeutsch» die Vorstellung mit, da sei etwas Höheres, ja Erhabenes gemeint, das zu beherrschen den Sprecher oder die Schreiberin gewissermassen adle. Dabei geht es «nur» um Sprachformen, die im ganzen deutschen Sprachgebiet verstanden werden können. Um solche Formen bemühte sich – wohl als Erster bewusst – Luther bei seiner Bibelübersetzung, für die er durchaus nicht einfach seine mitteldeutsche Mundart verwendete.

Sprachwissenschafter verwenden von Nord nach Süd die geografische Einteilung in nieder-, mittel- und oberdeutsche Mundarten und fassen die beiden Letzteren unter dem Begriff «Hochdeutsch» zusammen. In diesem Sinn, und das gibt dem Werbespruch eine zusätzliche ironische Note, saugen Schwaben (und Schweizer) Hochdeutsch schon mit der Muttermilch ein. Schwer tun sie sich nur, wegen der geografischen Randlage, mit dem «andern» Hochdeutsch – besonders weil die Ansicht weit verbreitet ist, gemeinsames Deutsch sei in nördlich geprägter Aussprache besonders korrekt.

Linguisten vermeiden geografische Verwirrung und elitäres Gehabe, indem sie heute das «allgemeine» Deutsch nicht mehr als Hoch-, sondern als Standardsprache bezeichnen. Doch damit entsteht schon gleich das nächste Missverständnis, denn land-

läufig verbindet man mit «Standard» etwas genau und verbindlich Normiertes. Nun gibt es mit den Regeln und dem Wörterverzeichnis des Rats für deutsche Rechtschreibung tatsächlich eine solche Norm. Nur umfasst sie weder Wortschatz noch Grammatik in voller Breite, und sie enthält Varianten, zwischen denen man wählen kann, ohne den Boden der amtlich besiegelten Richtigkeit zu verlassen.

Eine Variantengrammatik ist, wie an dieser Stelle im August geschildert (Nr. 123), im Entstehen. Sie stützt sich auf Zeitungstexte – in der Annahme, diese entsprängen der Absicht, «Standardsprache zu produzieren». Dagegen steht im «Ersten Bericht zur Lage der deutschen Sprache» (De Gruyter 2013): «Es besteht keine Berechtigung, aus einer repräsentativen Mischung von Pressetexten auf ‹das geschriebene Standarddeutsche› zu schliessen.» Für den Bericht wurden daher auch literarische, wissenschaftliche und praxisbezogene Texte beigezogen. In feiner geografischer Einteilung liegen indessen erst Sammlungen von Presseartikeln vor. Gemeinsam ist dem Bericht und der Variantengrammatik, dass sie mit grossen Textsammlungen, Korpora genannt, arbeiten und alles, was mit einer bestimmten Häufigkeit vorkommt, dem Standard zurechnen.

Die Wissenschaft in Ehren, aber wer sich mit «Standarddeutsch» nicht anfreunden kann, darf getrost weiterhin «Hochdeutsch» sagen. Auch das gute alte «Schriftdeutsch» braucht man nicht auszumustern – man darf nur nicht in der Meinung verharren, es sei bloss zum Schreiben da. Es gibt nun einmal Situationen, wo es auch im Gespräch zur Verständigung nötig ist, sei es mit Ausländern oder mit Miteidgenossen, die beflissen Schuldeutsch gelernt haben. Ob man es dann Hoch-, Schrift- oder Standarddeutsch nennen will, ob man es können will oder nicht – reden muss man es, im Minimum mit der Note «gibt sich und hat Mühe».

zu Inhalt oder Themen

129: «Der Bund», 31. 10. 2014

Wo der Leerschlag ins Leere schlägt

«Die Schweiz (war) 1967 das Computer dichteste Land der Welt.» Man ahnt, was das bedeuten soll, und man zweifelt, ob es sich so sagen lässt. Beides zu Recht: Da der Satz prominent an einem Orte höchster Bildung steht, wollen wir gern glauben, dass es in der Schweiz 1967 gemessen an der Bevölkerung mehr «Elektronenhirne» gab, wie man damals auch sagte, als in jedem anderen Land. Aber dafür, die Formulierung zu verwerfen, gibt es gleich zwei gute Gründe, einen formalen und einen inhaltlichen.

Will man bei einem Adjektiv (wie «dicht») sagen, an welchem Ding die Eigenschaft gemessen wird, so muss man die beiden Wörter miteinander verbinden; die unverbundene Anreihung reicht nicht – also nicht «Computer dicht», sondern «computerdicht» oder «Computer-dicht». Aber auch so ist das Wort missverständlich. Es gibt viele Wörter mit «-dicht», die sich nicht auf die Dichte beziehen, sondern auf die Dichtigkeit, «wasserdicht» etwa. Dass die Schweiz damals Computer weder herein- noch herausgelassen habe, will uns die Uni Bern auf dem beleuchteten Schaubild in der Einganghalle (Anhang 1bis, Seite 301) wohl nicht weismachen.

Wer «das Computer dichteste Land» schrieb, ist in zahlreicher, wenn auch nicht guter Gesellschaft: Er folgt dem sprachlichen Trend, zu trennen, was zusammengehört. Bald auf jeder zweiten Menukarte wird man Leckerbissen finden, die einem schon beim Lesen im Halse stecken bleiben sollten: Der «Wochen Hit» ist ein «Wild Pastetli», die «Stammbeiz Spezialität» eine «Kohl Roulade». Gern befreien auch Firmen ihren Namen oder ihre Marken von jeglichem Ballast, und sei es nur ein Bindestrich: «Supercard Vorteil». Wäre es ganz englisch, müsste man es für jene Sprache gelten lassen. Aber auf deutsch sind die «Cumulus-Vorteilscoupons» richtig (beides aus der jeweiligen Website).

Neben dem (Werbe-)Englischen ist die Reform der Rechtschreibung eine Quelle der Trennmanie. In vielen Fällen wurde damals tatsächlich verfügt, nur noch getrennt zu schreiben, was vorher zusammen richtig war, zum Beispiel «gut tun». Später wurde die Reform revidiert, und seither liegt man in den meisten dieser Fälle immer richtig: Man kann die Wortbestandteile trennen oder verbinden, auch bei «guttun». Aber das gilt nur für solche Reformprodukte oder Wörter, die schon vorher in beiderlei Form auftreten konnten. Es gilt dagegen nicht für all jene Wörter, die gar nie zerstückelt wurden – ausser von Leuten, die meinten, das gehöre sich nun so.

Die Verwirrung im Gefolge der Reform erzeugte Gebilde wie «das selber Musik machen». Die Fachstelle Auskunft@sprachverein.ch stellte auf Anfrage aus dem Publikum klar, richtig sei als Substantiv nur «das Selbermusikmachen» oder «das Selber-Musik-Machen». Ausgewählte Antworten dieses Gratisdiensts werden jeweils im «Sprachspiegel» veröffentlicht.

Ein anderes Beispiel stand neulich in der «SonntagsZeitung» (die sich so schreiben darf, weil Eigennamen kein Gesetz kennen): «Probleme beim Wasser lösen». Bei diesem Titel konnte man an den Spengler denken, der Probleme beim Wasser löst. Gemeint war indessen die Ärztin, denn jemand hatte Probleme damit, Wasser zu lösen. In verbaler Form schreibt man das so, aber nach «beim» (also «bei dem») wird «lösen» zum Substantiv «Lösen». Der verbindet sich mit seinem Objekt, und es heisst «beim Wasserlösen». In der Rubrik «Schlagzeiten», die meist den Schnitzern der Konkurrenz gilt, gab sich das Blatt zwar selbstkritisch, aber mit der Ausrede, der Titel sei «dudenkonform» gewesen. Just das stimmt jedoch nur, wenn es ein Problem für den Sanitär war, nicht für die Sanität. Aber eben, wie es in einem Hörsaal der Uni Bern steht, von Carlo Lischetti in Stein gemeisselt: STRENGEN DENKT AN.

zu Inhalt oder Themen

130: «Der Bund», 14. 11. 2014

Mit Gottfried Keller im Keller der Sprache

Gottfried Keller zu lesen, kann Ihnen manches Aha-Erlebnis bescheren. So durchleuchtet er Befindlichkeiten und Verhaltensweisen, die sich seit seinen Zeiten in Seldwyla und Umgebung gar nicht so sehr verändert haben. Aber nicht darum soll es hier gehen, sondern um die Sprache, deren Wandel auch nicht so gewaltig ist, dass das Lesen Mühe bereiten würde, aber doch an manchen Stellen so markant, dass es auffällt.

So verwendet Keller da und dort das Wort «Selde», das heute kaum noch jemand kennt, auch der Duden nicht. Es ist, wie man jeweils aus dem Zusammenhang merkt oder in Grimms Wörterbuch nachschlagen kann, ein «kleines ländliches Anwesen». Und, aha, es stand «Seldwyla» zu Gevatter, wie auch dem real existierenden Selnau (einst Seldenau) – damals bei, heute in Zürich. Dass der Schriftsteller seiner Heimatstadt «Züricher Novellen» widmete, tönt nicht erst heute für Schweizer Ohren befremdlich. Walter Morgenthaler, der die historisch-kritische Neuausgabe leitete, erklärt die i-Schreibung als «Anpassung an die deutsche Leserschaft»; allerdings sei sie damals auch in Zürich und sogar in Kellers Korrespondenz gelegentlich vorgekommen.

Zu rätseln gibt «der Vorwurf, ein Schwätzer und Kannegiesser zu sein». Hier bestätigt der Duden die Ahnung, beide Wörter bedeuteten ungefähr dasselbe: Der K. ist ein politischer Schwätzer. Ursprünglich war er, wie Wanders Sprichwörter-Lexikon lehrt, ein Zinngiesser. Dank einer dänischen Komödie von 1722 gelangte dann ein politisierender Vertreter dieser Zunft zur zweifelhaften Ehre, den Wortsinn umzugiessen. Frauen kommen bei Keller nicht unbedingt besser weg: «Das sind Kindergedanken und Weibernücken» (Schrullen).

Liest man von einem, der «der Katze den Schmer abgekauft» hat, dann kommt einem vielleicht in den Sinn, dass Schmer Schmalz ist – aber dass die Redensart einen schlechten Handel bedeutet,

erklärt einem Keller gleich selber («Spiegel, das Kätzchen», das seinen Schmer schlau verkaufte). Vernimmt man den guten Vorsatz, «nicht einen Deut auszugeben», so versteht man das schon – und man erhält indirekt einen Hinweis auf den Ursprung von «keinen Deut»: Der Deut war eine holländische Münze. Schwieriger zu deuten ist es, wenn die Seldwyler «zu langsam und zu häcklich» sind, um sich gegen Amtswillkür zu wehren. Der Duden von 1897 kennt «häk(e)lig», erklärt es aber nicht. Historische Wörterbücher nennen schwierige Menschen so, eben mit Haken versehen. Bei Keller sind sie wohl umständlich. Ganz im Gegensatz zum Kammmacher, der «strack» auf der engen Bettstatt liegt, steif ausgestreckt.

Im Original hatte der Kammacher erst zwei m, und so gefällt er auch heute besser, entgegen der Reform. Weitere Fundstücke zeigen ebenfalls, dass die Rechtschreibung nicht in Stein gemeisselt ist, und die Grammatik ebenso wenig: «er gleitete aus», «mit nichten» in zwei Wörtern, der Akkusativ «einen Fuchsen», die Genitive «des Herzogen», «des Greisen», «des Schelmen». Überraschen kann weiterhin die Wortverwendung: «Kolumbus, der das schöne Land erfunden hatte»; ein Knabe, der «vom hässlichsten Schulmeister aufgerüttelt und beigesteckt» (in Arrest gesteckt) wird; «Mäuse, welche sich in einem bestimmten Umkreise des Hauses betreten liessen».

Wenn Salomon Landolt von sich sagt, «selbst die mehr heiteren Charakterzüge der Oheime seien in ihm vorhanden bis auf den Hang, die Wände zu beklecksen», dann sind den Wänden die Kleckse nicht etwa erspart geblieben, wie wir nach heutigem Sprachgebrauch meinen könnten. Vielmehr hat er als Bub gekleckst, da er die Charakterzüge bis hin zu diesem Hang geerbt hatte. Vielleicht wie die «Landleute, welche auf ihren gefundenen Sieg trotzten» – da könnte «protzen» anklingen, oder gar das niederländische «trots» (stolz). Also trotze ich auf meine Trouvaillen.

zu Inhalt oder Themen

131: «Der Bund», 28. 11. 2014

Wo der Appetit vor dem Essen vergeht

Die Erlebnisgastronomie ist auch eine sprachliche – um es einmal mit der ihr eigenen Eleganz zu sagen. Dass der Gurten mit der Formulierung «Als Single oder zu zweit lässt es sich gemütlich im Caquelon rühren» zum Plausch im Käsegeschirr lockt, war im «Bund» kürzlich schon zu lesen. Aber die zweifelhaften Vergnügungen fangen schon unten in der Stadt an, neuerdings gleich beim Verlassen des Bahnhofs. «Gang da lang», gebieten Schilder, um arglose Passanten um einige Ecken in die neue Gaststätte im Burgerspittel zu lotsen.

Fehlt da etwa ein Komma, und die Aufforderung richtet sich bloss an eine Gang? Oder erlaubt sich die Innerschweizer Restaurantkette, Bernerinnen und Berner zu duzen und in Mundart zum Gehen aufzufordern? Eben «da lang», damit auch deutsche Gäste wissen, wo's langgeht? Vielleicht finden diese es gar putzig, mit solchem «Schwitzertütsch» angemacht zu werden. Einheimischen dürfte es eher in den falschen Hals geraten.

Wer (miss)mutig den Gang ins Lokal dennoch antritt, stösst auf eine geballte Ladung jener Eigentümlichkeiten, die sich heute auf Menukarten breitmachen. Meistens sind die Angebote, wie neulich an dieser Stelle bereits aufgespiesst, möglichst unverbindlich – es fehlen ihnen also die Bindestriche. Hier zum Beispiel beim «Dörrtomaten Risotto». Wenigstens eines der Strichlein ist wundersamerweise ins «Randen-Pastinakenpürree» geraten. Noch besser dürfte dieses Gericht munden, wenn das überzählige r wegfiele und vor dem Püree ein weiterer Bindestrich stünde. Denn die beiden Gemüse werden ja wohl miteinander püriert; es wird nicht ein Pastinakenpüree nachträglich noch mit Randen versetzt. Vielleicht hat aber auch noch ein Porree den Weg ins Püree oder wenigstens in den Namen gefunden – für die deutschen Kunden, und die kundigen Einheimischen erraten via Poireau den Lauch.

Die deftigeren Gerichte wollen aber zuerst verdient sein, voran steht das Apéro-Erlebnis auf der Karte: «Ein Hauch von Süden». Nicht dass die Getränke bloss von heisser Luft begleitet würden: Man kann mit den Häppchen gar seine eigene «Inszenierung» veranstalten, indem man sie am Buffet auf den Teller dressiert. So sieht wohl heute kulinarische Urbanität aus – «Älpler Magrone» inbegriffen.

Wer dem urbanen Gastro-Erlebnis trotz imperativem Wegweiser widersteht, kann sich auch beim nahen Grossverteiler eindecken: «Feinherbes Genusserlebnis aus extradunkler Zartbitterschokolade» verheisst die Umhüllung. Da sie tafelförmig ist, darf man vermuten, es sei tatsächlich eine Tafel drin und nicht bloss etwas, das herauskommt, wenn man aus Schokolade ein Genusserlebnis macht. Schliesslich steht auf Französisch «Chocolat», und erst noch «irrésistible» im Geschmack.

Kommt etwas Essbares zum Vorschein, so lässt sich beim Knabbern unter den Lauben ein weiteres Kapitel Berner Bindestrich-Geschichte studieren. «Robert Walser Zentrum» steht an jenem Hauseingang, wo sich offiziell das «Robert Walser-Zentrum» befindet. Die unverbundene Schreibweise hat wohl nichts damit zu tun, dass sich die «Sprachlupe» einst über des Dichters Ehe mit einem Fräulein Zentrum lustig machte (Nr. 69). Denn die Empfehlung lautete, «Robert-Walser-Zentrum» zu schreiben oder sich das Zentrum Paul Klee zum Vorbild zu nehmen. Das Robert Walser-Zentrum jedoch gab sich beratungsresistent – moderesistent hingegen scheint es nicht zu sein, und so kommt es zur Strasse hin bindestrichfrei daher. Eine solche Anreihung wäre auf Englisch brauchbar, aber sie verwandelt Deutsch in Gebrabbel. Armer Robert Walser! Und eine Wirtschaft, die ihm sprachlichen Trost gewährt, fände er auch nicht so leicht.

zu Inhalt oder Themen

132: «Der Bund», 12. 12. 2014

Auf Deutsch lässt sich viel behaupten

«Bundesrat Berset glaubt mit seiner Rentenreform gewinnen zu können.» Und wir glauben der Zeitung gern, dass sie glaubt, dass Berset das glaubt. Schliesslich hat er ja vor der Presse seinem Glauben beredten Ausdruck verliehen. Und doch ist der zitierte Satz streng genommen eine Anmassung: Wer weiss schon zuverlässig, was eine andere Person wirklich glaubt oder will, oder wovon sie überzeugt ist?

Sätze, mit denen jemandem Glauben, Willen oder Überzeugung zugeschrieben wird, sind in Zeitungen häufig. So häufig, dass sie wohl meistens schon richtig verstanden werden – nämlich als Mitteilung, die genannte Person habe sich in diesem Sinn geäussert. Oder sie habe etwas getan, das auf die entsprechende Haltung schliessen lässt. Es wäre ja auch mühsam, jedes Mal schreiben bzw. lesen zu müssen, jemand habe gesagt, etwas zu wollen, zu glauben oder als Überzeugung zu hegen. Manchmal indessen kommt es wirklich darauf an: Wenn ein Politiker beteuert, er wolle mit der Gegenseite einen Kompromiss finden, dann will er es vielleicht wirklich – aber es könnte auch sein, dass er ihr nur den Schwarzen Peter zuschieben will.

Angelsächsischen Journalisten wird eingetrichtert, fein säuberlich zwischen Fakten und Äusserungen zu unterscheiden, und so wimmelt es in ihren Berichten von «he said» und «she said». Man könnte das auch auf Deutsch so halten, tut es aber selten. Das liegt nicht an der Sprache, sondern an der journalistischen Kultur: Wertende Kommentare werden zwar auch bei uns im Prinzip abgetrennt, Einordnungen aber baut man gern in die Berichte ein und nimmt dafür in Kauf, dass die reine Nachricht nicht mehr klar erkennbar ist.

Das kann man auf Deutsch tun, und man könnte es auch auf Englisch. Nicht aber in vielen aussereuropäischen Zungen, wie Nicholas Evans im Buch «Wenn Sprachen sterben und was wir

mit ihnen verlieren»* darlegt. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der wir sagen, «ich möchte Wasser trinken», sagen wir auch «er möchte Wasser trinken». Im Japanischen lässt sich nur der erste Satz genau so wiedergeben; beim zweiten muss man dem Umstand Rechnung tragen, dass man den Wunsch oder die Absicht einer anderen Person nicht mit gleicher Zuverlässigkeit kennen kann. Die passenden Verbformen bedeuten etwa «er möchte offensichtlich Wasser trinken» oder «es scheint, dass er Wasser trinken möchte».

Im Koreanischen weicht das Futurum einer «Vermutungsform», wenn es um andere Personen geht. Newari, eine mit dem Tibetischen verwandte Sprache in Nepal, unterscheidet für die sprechende Person zwischen willentlich herbeigeführten und unbeabsichtigten Ereignissen. Für andere Personen kann man die willentliche Verbform nur in Fragen verwenden; in Aussagen lässt man durch die andere Form offen, ob Willen dahintersteckte.

Es gibt nicht nur den «Unterschied zwischen dem, was inneres, subjektives Wissen ist, und dem, was äusserlich sichtbar und daher allen als Informationsquelle zugänglich ist». Im Buch werden verschiedene Verbformen aus dem beinahe ausgestorbenen Östlichen Pomo in Kalifornien angeführt: Die Übersetzung von «es brannte» muss eines von vier möglichen Anhängseln tragen, je nachdem, ob man es am eigenen Leib erfahren hat, über direkte andere Hinweise verfügt, über indirekte Hinweise oder über Informationen anderer. Während man solche Angaben auf Deutsch zufügen oder weglassen kann, wird man im Pomo von der Grammatik dazu gezwungen, sie zu machen. Derartige «gut ausgebaute Evidentialitätssysteme» findet man laut Evans bei vielen indigenen Sprachen ganz Amerikas, aber auch in der Türkei, im Kaukasus, im Himalaya oder in Neuguinea. Es mit den Quellen genau zu nehmen, saugt man dort also mit der Muttersprache ein.

** Nicholas Evans: Wenn Sprachen sterben und was wir mit ihnen verlieren. C. H. Beck, München 2014.*

zu Inhalt oder Themen

133: «Der Bund», 9. 1. 2015

Rufst du, mein Abendland?

Die einen gehen gegen seine «Islamisierung» auf die Strasse, die andern neuerdings gegen seine «Idiotisierung»: Das Abendland wird in Deutschland für politische Zwecke beansprucht. Das Wort bietet sich dazu an, für Frontbildungen eingespannt zu werden, denn wo ein Abendland ist, muss auch ein Morgenland sein. Und nicht alle halten es mit Goethe: «Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen.»

Als die drei Weisen, auch als «heilige drei Könige» bekannt, aus dem Morgenland kamen, muss Bethlehem noch im Abendland gelegen haben. Später wurde der Gegensatz innerhalb des Christentums verwendet, nach der Spaltung in Ost- und Westkirche. Jedenfalls steht in Herders Theologischem Lexikon: «Mit dem Untergang von Byzanz verliert der Begriff *Abendland* im durchschnittlichen Sprachgebrauch seinen Gegenbegriff und geht so in den Begriff ‹Europa› über.» Dem lateinischen «occidens» (für die untergehende Sonne) kam also damals der ebenfalls christliche «oriens» abhanden, aber noch bevor die Muslime 1453 Byzanz eroberten, waren sie der neue orientalische Gegner.

Auf deutsch ist «Abendland» laut Wikipedia erstmals 1529 nachgewiesen. War der Begriff je deckungsgleich mit «Europa», so blieb er es nicht über die Aufklärung hinaus. Das Theologische Lexikon (zitiert nach Wiktionary) fährt fort: «Heute soll *Abendland* begrifflich oft die … christlich-religiöse Kultureinheit des Mittelalters und ihre Fortwirkung abheben von der säkularisierten Geschichte des späteren Europas.» Den «Untergang des Abendlandes» stellte der Kulturphilosoph Oswald Spengler 1918 als so unvermeidlich dar wie das Ende jeder früheren Hochkultur.

Doch zumindest der Begriff ist noch nicht untergegangen. Er erlebte nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland sogar eine neue Blüte, namentlich bei den tonangebenden Christlichdemokraten. Zusammen mit Gesinnungsfreunden in Frankreich, in Ita-

lien und im Benelux gaben sie auch der künftigen Europäischen Union ein abendländisches Gepräge. Die Frontstellung galt dem sowjetischen Totalitarismus, erlaubte aber rückblickend auch die Distanzierung von jenem der Nationalsozialisten. In dieser Logik «vollbrachte Hitler eine ‹asiatische› Tat» (Ernst Nolte, Historiker). Was den Nazi-Führer freilich nicht daran gehindert hatte, seine Wehrmacht nach der Niederlage bei Stalingrad 1943 zum Kampf für die «Rettung des Abendlandes» aufzurufen, «bis zum letzten Soldaten».

In der deutschen Nachkriegsoptik machte es sich besonders gut, nun vom «christlich-jüdischen Abendland» zu reden. Gewiss fusst das Christentum auf dem Judentum, aber hinter der begrifflichen Vereinnahmung scheint etwas anderes zu stecken. Der Kolumnist Harald Martenstein sagt es so: «Durch die Hereinnahme des Wortes ‹jüdisch› wird das Abendland sofort kuscheliger und defensiver, als es je war.» Und: «Vor allem dem Islam wird die Fahne der christlich-jüdischen Tradition gerne entgegengehalten.»

Gerade in dieser Frontstellung gegen den Islam wird das Abendland auch mit Mahnungen eingedeckt, wieder «christlicher» zu werden. Dass die Säkularisierung zum Untergang des Abendlands beitrage, glaubte auch Spengler; für ihn war die nächste Hochkultur eine russische. Und siehe da: Heute wird für manche Abendland-Vorkämpfer Putins Reich ein willkommener Bündnispartner. Dieses beruft sich ja auf die christliche Orthodoxie mit Moskau als «drittem Rom» und damit Erben von Byzanz. Zugleich hält dieses Russland dem «dekadenten» Westen eine «eurasische Identität» entgegen, die mit einer eigenwilligen Auffassung von Demokratie einhergeht. Wer sich nach all diesen Begriffsverwirrungen auf das Abendland beruft, sollte zumindest klarstellen, ob auch Humanität, Menschenrechte und der weltliche, demokratische Rechtsstaat dazugehören.

zu Inhalt oder Themen

134: «Der Bund», 23. 1. 2015

Leichte Sprache – ganz schön schwer

Manche Leute schreiben in der Zeitung über Sprach-Fragen. Einige spotten dabei über Leichte Sprache. Das ist aber ein Fehler. Denn Leichte Sprache ist wichtig. Ohne sie haben viele mit dem Lesen Mühe.

So weit eine Kostprobe in Leichter Sprache, allerdings mit zu geringem Zeilenabstand und in zu kleiner Schrift. Um Leicht mit grossem L zu sein, muss ein Text nämlich nicht einfach leicht zu verstehen sein, sondern ganz bestimmten Regeln entsprechen. Aufgestellt hat sie das Netzwerk Leichte Sprache, das seit 2006 in Deutschland und Österreich tätig ist. Letzte Woche hat das Hilfswerk Pro Infirmis in Zürich das erste Schweizer Büro für Leichte Sprache eröffnet.

Es bietet Unterstützung für jene an, die Texte in dieser Sprachform verfassen wollen. Leichte Sprache soll «Menschen mit Lernschwierigkeiten» helfen, «ein möglichst selbstbestimmtes Leben zu führen», wie das Netzwerk schreibt. Was diese Menschen «von der Gesellschaft ausschliesst», sei häufig die Sprache – so in Briefen, Verträgen, Formularen, aber auch Gebrauchstexten wie Busfahrplänen oder Speisekarten. An Menschen guten Willens, die solche Texte verfassen, richtet sich also die Wegleitung (www.leichte-sprache.org).

Die wichtigste Regel ist, mit einfachen Wörtern kurze, einfache Sätze zu bilden. Ist ein zusammengesetztes Wort nötig, so soll es einen «Binde-Strich» bekommen. Zu vermeiden sind Passiv, Konjunktiv, Genitiv, Verneinungen und bildliche Ausdrücke. Wer sich an alle Regeln halten will, merkt bald, weshalb das Netzwerk warnt: «Schreiben oder Sprechen in Leichter Sprache ist oft ganz schön schwer.»

Das Genitiv-Verbot musste natürlich Bastian Sick auf den Plan rufen, den Verfasser von «Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod»

(vgl. Nr. 82). Bei seinem Berner Auftritt im letzten November sparte er jedenfalls nicht mit Spott; allerdings legte er auch das obligate Gelübde ab, er wolle sich nicht über Behinderte lustig machen. Offenbar ist es eben so, dass die Adressaten von Leichter Sprache «das Haus vom Lehrer» besser verstehen als «das Haus des Lehrers».

Die Umschreibung des Genitivs ist nicht schön, aber sie schränkt die Ausdrucksmöglichkeiten nicht ernsthaft ein. Auch Passivformen lassen sich vermeiden, ausser wenn man die Täterschaft im Dunkeln lassen will. Dagegen ist es in anspruchsvolleren Texten kaum möglich, ohne Nebensätze, ohne Konjunktiv und ohne schwierigere Wörter auszukommen. Auch das Vokabular darf sich durchaus an den Kenntnissen jener orientieren, an die man sich richtet. Leichte Sprache soll dort verwendet werden, wo sie möglich ist und gebraucht wird. Wer bei der Steuererklärung ohnehin Hilfe benötigt, wird die Erläuterungen kaum verstehen, selbst wenn sie noch so einfach geschrieben sind. Was nicht heissen soll, es wären in den heute vorliegenden Wegleitungen keine Vereinfachungen mehr möglich.

Der Aufwand, Texte (auch) in Leichter Sprache anzubieten, ist sicher dort gerechtfertigt, wo etwa Formulare oder Gebrauchsanweisungen heute unnötige Komplikationen aufweisen. Pro Infirmis und andere Organisationen fordern die «Inklusion» in der Gesellschaft. Dazu dienen Angebote in Leichter Sprache ebenso wie solche in Brailleschrift oder Gebärdensprache, oder auch rollstuhlgängige Wege und Gebäude. Aber überall stellt sich die Frage, wie weit der Aufwand getrieben werden soll. Bei den verbleibenden Schwellen ist nach wie vor die Hilfsbereitschaft der Mitmenschen gefragt. Inklusion bedeutet auch, dass Leute ohne Behinderung die Schwellen in der umgekehrten Richtung überwinden.

zu Inhalt oder Themen

135: «Der Bund», 6. 2. 2015

Blick aufs Ganze statt auf den Röstigraben

«Dass wir uns verstehen müssen, ist ein rhetorisches Relikt aus der nationalen Mottenkiste.» Wenn jemand in der Debatte um den Fremdsprachenunterricht dieses Argument schwingt, muss er gute Gründe haben. Der Bündner Autor Romedi Arquint hat sie, denn er holt in seinem «Plädoyer für eine gelebte Mehrsprachigkeit»* weit aus. Er kann dem französischen Bonmot «les Suisses s'entendent, mais ne se comprennent pas» durchaus positive Seiten abgewinnen: Am Beispiel des Parlaments zeigt er, dass das gute Einvernehmen auch mangelndem Sprachverständnis zu verdanken sei, denn nur eine einheitliche Sprache eigne sich für scharfe Debatten. Das bedeutet nun nicht, dass man keine anderen Landessprachen lernen solle; Arquint mag sie nicht einmal «Fremdsprachen» nennen. Aber er findet beim Sprachenunterricht die Frage erlaubt, ob wegen der Berufsaussichten «die beim Englischen zu erreichenden Standards nicht höher anzusetzen sind als bei der zweiten Landessprache».

Was ihn stört, ist die Festlegung der Landesteile auf eine jeweils einzige «eigene» Sprache. Als «Mythos» bezeichnet er die Ansicht, eine saubere Abgrenzung der Sprachgebiete sei eine Voraussetzung für den Sprachenfrieden; diesem Mythos entsprängen auch Urteile des Bundesgerichts zu Schulfragen an der Sprachengrenze. Den Ursprung der territorialen Festlegung der Sprachen sieht Arquint im Nationalismus vor allem des 19. Jahrhunderts. In der Schweiz habe sich dieser, sprachlich gesehen, nicht national durchgesetzt, wohl aber kantonal und in mehrsprachigen Kantonen sogar kommunal.

Die lokale Einsprachigkeit bedeutet für den Autor eine Abkehr von der individuellen Mehrsprachigkeit, die früher nicht nur in Adelshäusern, sondern auch im einfachen Volk weit verbreitet gewesen sei (was er vielleicht überschätzt). Um die Mehrsprachigkeit nicht als Staatsmaxime, sondern als persönliche Fähig-

keit geht es ihm. So soll sich, wer im «falschen» Sprachgebiet lebt, dort «ausreichend» verständigen können – aber auch sein «Recht auf Muttersprache» soll geschützt sein.

Das kann zum Beispiel bedeuten, überall in der Schweiz eidgenössische Abstimmungsunterlagen in der eigenen Sprache zu erhalten und die Kinder in muttersprachliche Kurse schicken zu können (ähnlich wie die Lektionen in «heimatlicher Sprache und Kultur» für manche ausländischen Migranten). Ideal wären für Arquint mehrsprachige Schulen – nicht nur für Kinder anderer Muttersprache als jene der lokalen Mehrheit. Auch für Letztere wäre mehrsprachig aufzuwachsen ein Gewinn. Einer (nur als Fremdsprache unterrichteten) Landessprache den Vorrang zu geben, empfindet der Autor als «politisches Zugeständnis an eine nationale Symbolik». Er möchte vielmehr das Bildungswesen von der «Krankheit Einsprachigkeit» erlösen und die Sprachen aus der «babylonischen Gefangenschaft» in Territorien befreien. Am ehesten sieht er dieses Ziel schon in seiner engeren Heimat erreicht: «Der Rätoromane wird zu einem Vorreiter Europas, das auf Mehrsprachigkeit angewiesen ist.» Das Europa, das ihm vorschwebt, würde wieder ans vornationale Zeitalter anknüpfen.

So verlockend solche Ziele sind – wie kommt man ihnen näher, nur schon in der Schweiz? Neben der Mehrsprachigkeit in den Schulen möchte Arquint auch den Austausch fördern, nicht nur zwischen Schulen, sondern auch etwa in den Medien: Er hat «die Vision einer einheitlichen, in allen vier Landessprachen ausgestrahlten Tagesschau». Einst wurde die Tagesschau tatsächlich in drei Sprachen übersetzt, doch hat die Trennung sie wohl für alle Sprachregionen attraktiver gemacht. Für die Sprachendebatte wäre indessen schon viel gewonnen, wenn sie sich nicht am angeblichen Graben orientierte, sondern an einer Gesamtschau. Dieses Buch bietet eine eindrückliche.

* *Romedi Arquint: Plädoyer für eine gelebte Mehrsprachigkeit. NZZ Libro, Zürich 2014.*

zu Inhalt oder Themen

136: «Der Bund», 20. 2. 2015

Ist «Common Sense» gemeiner Unsinn?

Ganz schön frech muss Doris Leuthard den Schweizer Bankleuten vorgekommen sein: «Entwickeln Sie einen Common Sense in den grossen Linien», mahnte sie am letzten Bankiertag. Da die Bankiers (oder Banker) alle gut Englisch können, verstanden sie auf Anhieb, was die Bundesrätin von ihnen verlangte: gesunden Menschenverstand. Gewiss fehlt der manchen Bankverantwortlichen – aber würde die Magistratin als Ehrengast so direkt auf diesen Mangel hinweisen?

Ihrer eigenen Deutschkenntnisse weniger sicher, liessen manche Banker ihre Assistenten im Duden nachschauen, und siehe da: «Common Sense» gilt auch als deutsches Wort und bedeutet wie auf Englisch «gesunder Menschenverstand». Aber Leuthard hatte von «einem» gesunden Menschenverstand geredet. Das musste sprachbewusste Zuhörer stutzig machen: Kann es denn mehr als einen geben? Was genau dieser Verstand ist, weiss kaum jemand zu sagen. Aber zur Vorstellung vom gesunden Menschenverstand gehört es, dass es davon bloss eine Sorte gibt.

Diese Vorstellung ist Allgemeingut, und sie besagt wohl, dass bei vielen Problemen die meisten Leute mit ein bisschen Nachdenken zu ähnlichen Antworten kommen. Manche anderen Ansichten werden ohne jedes Nachdenken vertreten, aber ebenfalls von vielen geteilt – Vorurteile zum Beispiel. Weit verbreitet zu sein, reicht also nicht, damit eine Idee dem gesunden Menschenverstand entspricht. Im Deutschen indessen wird «Common Sense» seit einiger Zeit oft ohne jede Rücksicht auf den Verstand benutzt, um eine allgemeine Ansicht, eine vorherrschende Meinung zu bezeichnen.

So muss es auch die Bundesrätin gemeint haben, denn sie rief dazu auf, Meinungsverschiedenheiten innerhalb des Bankenverbands zu überwinden: «Finden Sie sich in den zentralen Fragen», sagte sie unmittelbar vor dem Satz mit dem «Common Sense».

Und so dürften die meisten Zuhörer in Wirklichkeit gar nicht gemerkt haben, dass ihnen da dem Wortsinn nach der gesunde Menschenverstand abgesprochen wurde. Schade!

Dass aus einer anderen Sprache übernommene Wörter im Deutschen ein Eigenleben entwickeln, ist gar nicht so selten und manchmal sogar nützlich. Unser «Mail» etwa ist sofort als elektronisches zu erkennen, wozu vor dem englischen «mail» noch ein «e-» nötig ist. Das Eigenleben von «Common Sense» als «vorherrschende Meinung» dagegen führt zu Konflikten mit der Grundbedeutung «gesunder Menschenverstand». So schrieb neulich ein anderer Kolumnist von einer «Gedankenlosigkeit, die leider nahezu ‹Common Sense› geworden ist». Und ein weiterer braucht das Wort ausdrücklich für das «allgemein Geglaubte» und sieht dieses in der Form von Empörungswellen «im Internet Amok laufen». Wiederum andere brauchen das Wort für «Gemeinsinn» – o wäre er doch allgemein verbreitet!

Gedankenlosigkeit scheint auch hinter der neumodischen Verwendung von «Common Sense» zu stecken, zusammen mit dem Drang, sich durch unverstandene Englischbrocken hervorzutun. Oder ist auch im Englischen ein Bedeutungswandel im Gange? Wörterbücher und Stichproben im Internet lassen davon nichts erkennen. Hingegen braucht der Englisch schreibende Schweizer Alain de Botton in «The Consolations of Philosophy» just das Wort «common sense» für jene landläufigen Meinungen, gegen die Sokrates antrat. Allen, die sich in gleicher Weise unbeliebt machen, bietet er folgenden «Trost» an: Im sokratischen Gespräch mit einem Freund lasse sich so ein «common-sense belief» in weniger als einer halben Stunde durch bessere Ideen ersetzen – vorausgesetzt, man habe «einen neugierigen und wohlgeordneten Verstand». Mit anderen Worten: gesunden Menschenverstand.

zu Inhalt oder Themen

137: «Der Bund», 6. 3. 2015

Lust und Last des Missverständnisses

«Ein Papst, der gerne missverstanden wird» – so lautete ein Titel im «Bund». Hatte jemand den Pontifex gefragt, ob es ihm Freude bereite, missverstanden zu werden? Natürlich nicht, und gerade weil diese Freude so absurd wäre, wurde der Titel auch nicht missverstanden, sondern so, wie er im «Tages-Anzeiger» lautete: «Ein Papst, der leicht missverstanden wird». Das ist ebenfalls nicht ganz unverfänglich – aber auf die Idee, es könnten leichte und nicht schwere Missverständnisse gemeint sein, kamen wohl nur wenige.

Die Beispiele liessen sich leicht vermehren, zum Beispiel um jenes des Sektenführers, «der in den Medien gern als Sex-Guru betitelt wird», was ihm ja vielleicht wirklich gefällt. «Gern» – mit «begehren» verwandt – ist nur eines von unzähligen Wörtern, die neben ihrer angestammten Bedeutung noch eine weitere, übertragene angenommen haben. So kann man sich einen Spass daraus machen, sie misszuverstehen. Der Online-Duden nennt für «gern» als erste Bedeutung «mit freudiger Bereitwilligkeit, Vergnügen»; weiter kann man mit dem Wort einen Wunsch höflich ausdrücken oder entgegennehmen, und schliesslich bedeutet es umgangssprachlich «leicht[er], (verhältnismässig) schnell».

Manche Leute ärgern sich über solche Mehrdeutigkeiten. Auf den Titel «Lawine im Wallis fordert vier Todesopfer» reagierte eine Leserin so: «Eine Forderung ist doch ein Rechtsanspruch. Hat die Lawine das?» Auch da: natürlich nicht. Hier geht es nicht um die Grundbedeutung «Anspruch erheben, verlangen», sondern um die übertragene Bedeutung, wie im Duden-Beispiel «das Unglück forderte drei Menschenleben». Das kann man unpassend finden und selber nicht verwenden; falsch ist es indessen nicht.

Ein anderer Leser stört sich, nicht als Erster, an der Wendung «über die Ufer treten», weil Wasser doch nicht treten könne, sondern etwa fliessen oder schwemmen. Dass bei Duden auch

der Schweiss auf die Stirne und sogar die Sonne hinter die Wolken treten kann, alles ohne Füsse, würde diesen Leser nicht besänftigen, eher in seiner Meinung bestärken: «Der Duden ist doch schon weit weg vom ursprünglichen Sinn der Worte»; Sprache aber gründe «gewiss nicht auf den akademischen Normen, sondern eher auf der Entwicklung des 1. und 2. Sektors (Urproduktion und Handwerk)».

Freilich hat es keinen Sinn, einer «unverfälschten» Ursprache nachzutrauern; die hat es weder im Paradies noch vor dem Turmbau zu Babel gegeben. Schon die Jäger und Sammler mussten sich nicht nur Namen für ihre Beeren und Beutetiere einfallen lassen, sondern auch Bezeichnungen dafür, ob es an einem Ort viele oder wenige davon gab – oder nichts (ein Wort, in dem «Wicht» steckt, woran heute kaum jemand denkt, geschweige denn daran Anstoss nimmt). Die meisten abstrakten Wörter sind Metaphern, sie beruhen also auf einer Sinnübertragung.

«Akademisch» wurde dieser Vorgang erst in der neueren Menschheitsgeschichte, so im Altertum oder bei der Übertragung altgriechischer und lateinischer Wörter in moderne Sprachen. Dabei haben sich etwa Niederländer mehr einfallen lassen als Deutsche, so «beginsel» («Beginnsel») für Prinzip oder «voorwerp» («Vorwerf[sel]») für Objekt. Da werde doch nichts geworfen, könnte der Purist dem Wort entgegenhalten, auch dem lateinischen. Doch der «akademische» Duden wäre der falsche Adressat. Der hält Wörter fest, die er im Sprachgebrauch vorfindet. Wer sich bei abstrakt verwendeten Wörtern noch zu stark an die konkrete Bedeutung erinnert fühlt, kann mühsam nach Alternativen suchen – oder einfach schmunzeln. Als kürzlich herumgeboten wurde, wie gross ein Penis im Durchschnitt sei (oder gar «im Schnitt»), lag ein blutiges Missverständnis auf der Hand.

zu Inhalt oder Themen

138: «Der Bund», 20. 3. 2015

Die Welt per Brille und Vorstellung

«Schau dir dieses Panorama an», sagt auf dem Plakat der Gornergratbahn er zu ihr, oder umgekehrt. Beide lächeln bloss, und vor allem: Beide kehren dem Panorama den Rücken zu. Sie sehen es höchstens auf dem Bildschirm des Telefons, wenn dieses so eingerichtet ist, dass man beim Egoknipsen sich und den Hintergrund sieht. Die Werbung ist also nicht nur überaus zeitgemäss, sondern geradezu tiefschürfend in ihrer Aussage über den Zeitgeist.

Als real wird nämlich in zunehmendem Mass das empfunden, was in medialer Wiedergabe zu sehen ist, und sei es nur auf einem Selfie. Die Erscheinung ist nicht ganz neu: Es muss 1968 gewesen sein, als ein Knirps mit seinen Eltern erstmals in eine deutsche Grossstadt kam, wo vor dem Bahnhof gerade eine ruppige Demonstration ablief: «Guck mal, da werden die Nachrichten gemacht!», rief er aus. Man kann auch noch weiter zurückblenden: «Die ganze Welt ist Bühne», liess William Shakespeare 1600 eine Figur in «Wie es euch gefällt» sagen, um das Leben als Schauspiel darzustellen.

Jüngeren Datums aber ist die Tendenz, zum Reden über die Realität Ausdrücke zu verwenden, die sich eigentlich auf die mediale Darstellung beziehen. «Live» berichten Medien dann, wenn sie vom Ort des Geschehens aus ohne Verzögerung Töne, Bilder, Beschreibungen oder eine Kombination davon verbreiten. «Direkt» nannte man das, als man noch betonen wollte, dass es sich um eine Übertragung handelte, nicht um das Ereignis selber.

Heute aber kann sich «live» nicht nur auf die Berichterstattung beziehen, sondern auch auf den eigentlich banalen Umstand, dass ein Ereignis unter Beteiligung der Beteiligten stattfindet. So kann man etwa in den Nachrichten hören, Zehntausende hätten «live auf dem Petersplatz» eine Papstmesse verfolgt. Wie hätten die Leute denn sonst auf dem Petersplatz sein können, wenn

nicht «live»? Aber der Online-Duden bestätigt die neue, zusätzliche Bedeutung des Worts: «in natura, in realer Anwesenheit, körperlich/konkret vorhanden, leibhaftig; (bildungssprachlich) in persona; (umgangssprachlich) zum Anfassen».

Weshalb muss die Realität einer Anwesenheit oder eines Vorgangs mit «live» (und gern auch noch mit «vor Ort») bestätigt werden? Vermutlich deshalb, weil man sich an Leute richtet, deren Erfahrungswelt stark von den Medien geprägt ist: Schon für das Kind von 1968 war die Welt das, was es in den Fernsehnachrichten erblickt hatte. Heute gilt diese Medienvermutung noch viel stärker, also die Annahme, die Welt werde in erster Linie als Gegenstand der Abbildung verstanden, ja mit der Abbildung verwechselt.

Wenn ausnahmsweise doch einmal von der unmittelbaren Wahrnehmung die Rede ist, dann muss man das mit «live» klarstellen. Aber nicht einmal dann darf man seinen Augen noch trauen: Zwar stellte ein Autobauer an der letzten Los Angeles Auto Show ein durchaus leibhaftiges Modell des Chaparral 2X Vision vor – aber das Auto soll nicht draussen herumfahren, sondern im Computerspiel Gran Turismo, also in einer virtuellen Realität.

Um noch zwei Jahrtausende hinter Shakespeare zurückzugreifen: In Platons Höhlengleichnis wird der Mensch als Wesen dargestellt, das nicht die eigentliche Wirklichkeit wahrnimmt und nicht einmal deren Darstellung als Figurentheater, sondern nur die Schatten, die diese Figuren werfen. Der Weg der Erkenntnis wäre es, aus der Höhle aufzusteigen und zuerst die Figuren, dann die Menschen dahinter wahrzunehmen. Weit von diesem Aufstieg entfernt, haben wir uns tiefer in die Höhle verkrochen und pflegen nicht einmal mehr das Schattenspiel für die Realität zu halten, sondern dessen Fernsehbild – bestenfalls live und sonst halt nur virtuell.

zu Inhalt oder Themen

139: «Der Bund», 10. 4. 2015

Helvetismen: Kein Grund für Theater

Geht im Theater das Licht aus, so bedeutet das in der Regel eine *Unterbrechung*. Der *Unterbruch* der Aufführung dauert dann, bis die Panne behoben ist. Die Wortformen mit und ohne «-ung» erlauben es, zwischen Ereignis und Ergebnis zu unterscheiden. Das ist in diesem Fall nur in der Schweiz üblich, und meistens achtet man nicht darauf, die genau passende Form zu wählen. Für den Duden steht «Unterbruch» denn auch einfach «*schweizerisch neben* Unterbrechung». Dagegen weiss das Wörterbuch zwischen dem Vorgang der *Unterscheidung* und dem festgestellten *Unterschied* durchaus zu unterscheiden – zwar nicht konsequent, aber wenigstens ohne geographische Einschränkung.

Man braucht sich nicht unbedingt um derlei Finessen zu kümmern – verstanden wird man auch, wenn man diese ähnlichen Wörter unterschiedslos benützt. Aber einer wissenschaftlichen Arbeit über die Theaterkunst stünde Differenzierung gut an: Im Moment der Unterbrechung ist auf der Bühne Geistesgegenwart gefragt, danach Improvisationsgabe, wenn während des Stromunterbruchs trotzdem gespielt werden soll. Aber wehe, wenn in einer Arbeit am Institut für Theaterwissenschaft der Universität Bern das Wort «Unterbruch» auftauchte! Das gälte als Fehler.

In den Richtlinien des Instituts steht: «Helvetismen sind durch hochdeutsche Formulierungen zu ersetzen, z. B. ‹auf der anderen Seite› statt ‹handkehrum›, ‹Entscheidung› statt ‹Entscheid›, ‹Unterbrechung› statt ‹Unterbruch›, ‹erkennen› statt ‹realisieren›.»* Aus dieser Liste spricht reine sprachpolizeiliche Willkür, und «z. B.» bedeutet eine Einladung, weitere Wörter als Helvetismen zu ächten. All die ausdrücklich verpönten Wörter stehen im Duden; als «schweizerisch» sind nur «handkehrum» und «Unterschied» markiert. Und auch in diesen Fällen steht nicht etwa «mundartlich», was ein Grund wäre, in einem hochdeutschen Text darauf zu verzichten, wenn keine Mundartnähe beabsichtigt ist.

Der Duden kennt viele weitere regionale Zuordnungen, auch innerhalb Deutschlands. Dass er sie verwendet, bedeutet keineswegs, dass die entsprechenden Wörter nicht hochdeutsch wären. Regionale Varianten aufzunehmen, entspricht vielmehr der heute kaum noch bestrittenen sprachwissenschaftlichen Erkenntnis, dass Deutsch eine plurizentrische Sprache ist, dass es also kein einheitlich und exklusiv «richtiges» Deutsch gibt. Wollte man ausgerechnet der Wissenschaft so ein Einheitsdeutsch vorschreiben, so müsste man sämtliche nur regional verwendeten Wörter verbieten und so die Ausdrucksmöglichkeiten drastisch einschränken.

Natürlich sollten wissenschaftliche Werke überall im deutschen Sprachraum verstanden werden; nur schon, damit nicht als Nächstes die Abfassung in «einheitlichem» Englisch vorgeschrieben wird. Auf der Liste des Berner Instituts ist «handkehrum» das einzige Wort, das manchenorts auf Unverständnis stossen dürfte und daher fehl am Platz wäre. Doch die Verständlichkeit scheint nicht die Hauptsorge der akademischen Sprachwächter zu sein. In ihrer Masterarbeit (Archivkopie) an der Universität Bern hat Stefanie Wyss soeben aufgezeigt, wie an verschiedenen Schweizer Hochschulen die Ansicht verbreitet ist, «dass es so etwas wie eine einheitliche deutsche Wissenschaftssprache gibt». Und dass diese Sprache – gefördert auch durch deutsches Personal – jene ist, die in Deutschland verwendet wird. «Wo genau?», möchte man da fragen.
So werden Helvetismen – nochmals: es geht nicht um Dialekt – auch in anderen universitären Wegleitungen geächtet. Mit der Frage, was denn damit gemeint sei, werden die Studierenden meist allein gelassen. Sinnvoller und wissenschaftsgerechter wäre es, sie nach «erlaubten» Helvetismen suchen zu lassen – im Duden und in dessen Spezialband «Schweizerhochdeutsch». Und dann noch auf die Verständlichkeit zu achten.

* Fassung 2012, Pt. 5.9 ab 2015 gestrichen (vgl. Nr. 140).

zu Inhalt oder Themen

140: «Der Bund», 25. 4. 2015

Ein Stachel trifft den *nervus helveticus*

Mit dem Thema «geächtete Helvetismen» hat die «Sprachlupe» vor zwei Wochen einen Nerv getroffen, allerdings nur dank einem Umweg: Tags darauf berichtete – welch ein Zufall! – auch «20 Minuten» im Internet über die Masterarbeit, um die es ging. Diese zeigt, dass an manchen Schweizer Hochschulen Helvetismen – also hiesige Eigentümlichkeiten im Hochdeutsch – in schriftlichen Arbeiten verpönt sind. Manchmal steht das in Richtlinien, manchmal verlangt es das Lehrpersonal, insbesondere solches aus Deutschland. Auf der Website von «20 Minuten» gingen Reaktionen zeitweise im Minutentakt ein; in den zwei Tagen, als die Leitung offen war, kamen so mehr als 700 Kommentare zusammen. Der beliebteste, gemessen an zustimmenden Klicks, war in Ton und Inhalt typisch für eine verbreitete Empörung. «Der Seher» meinte (in Originalschreibweise): «Also wenn es so sein sollte das Deutsche Professoren Helevetismen ablehnen, müsste ich denen Antworten: Meine Herren, wir sind hier in der Schweiz, wir sprechen verschiedene Dialekte und wenn ihr damit ein Problem habt, dann ist es eben euer Problem.»

Das Missverständnis, es gehe um Dialekt, tauchte mehrmals auf – und wurde mehrmals in anderen Kommentaren aufgeklärt. Auf Widerspruch stiessen auch die (zuweilen krass ausgedrückten) Ressentiments gegen Deutsche. «Der Minderwertigkeitskomplex mancher Schweizer kennt keine Grenzen und sie fühlen sich von allem und jedem angegriffen», schrieb etwa ein «G. Blendet».

Willkommener Balsam waren Bemerkungen von Deutschen, die sich dazu bekannten, angebliche Helvetismen selber zu verwenden – zum Beispiel «realisieren» in der Bedeutung «erkennen» (und nicht nur «verwirklichen»). Diese Wortverwendung steht im Duden, ohne geografische Einschränkung. Sie löste aber wiederholt Besserwisser-Duelle aus. Angefochten wurde auch der gängige Sinn von «Hochdeutsch» als normierter Schrift- und Sprech-

sprache, denn Linguisten verwenden den Begriff auch geografisch, als Gegenstück zum nördlichen Niederdeutsch. Etliche Kommentare rieben sich an der Tatsache, dass das Hoch- oder Standarddeutsch Varianten kennt. Zumindest wissenschaftliche Arbeiten, so forderte man, müssten doch einheitlich abgefasst sein, damit sie überall verstanden würden.

Um eventuell unverständliche, dialektnahe Helvetismen ging es allerdings in den zitierten Uni-Vorschriften meistens nicht, sondern um Wortformen wie «Unterbruch» statt «Unterbrechung». Ob ein Wort im ganzen deutschen Sprachgebiet verstanden wird, ist freilich nicht immer einfach festzustellen. «Bruno» wünscht sich: «Es wäre interessant zu wissen, welche Wörter sind Standard und welche sind eher regional. Meine Vorschläge: bitte ja: Fördern des Wissen, was was ist – bitte ja: alles Regionale zulassen, wenn es verständlich ist – bitte nicht: Sprachpurismus – bitte nicht: Sprachpatriotismus.» Ein Tipp: Der Duden hilft. Dort verzeichnete Helvetismen sind nun auch am Institut für Theaterwissenschaften (Universität Bern) genehm, dessen Richtlinien im Zentrum der Kontroverse standen. Es hat den Helvetismen-Bann ersatzlos gestrichen; verpönt bleibt «Umgangssprache».

Etliche Stimmen wunderten sich über die Aufregung, die «20 Minuten» zum weitaus meistdiskutierten Thema des Wochenendes verholfen hatte. «Maki» bekam fast das letzte Wort: «amüsant wie sich hier diverse personen so aufregen.. frage mich, wie viele von hier im alltag wissenschaftliche arbeiten oder dergleichen erstellen müssen und dadurch wirklich davon betroffen sind..». Freilich hat die Diskussion gezeigt, dass das Thema Helvetismen nicht nur im Wissenschaftsbetrieb Wellen wirft. Was für ein Hochdeutsch sollen etwa die Schulen unterrichten, die Medien verwenden? Mein Vorschlag: eines, das die Zugehörigkeit zum deutschen Sprachraum nicht verleugnet, aber auch die schweizerischen Eigenheiten nicht. Und eines, das von allen verstanden wird, an die es sich richtet.

zu Inhalt oder Themen

141: «Der Bund», 8. 5. 2015

Keine Narrenfreiheit für das Narrativ

Ob es um Neutralität oder fremde Richter geht, ob um Iran oder Russland, ob um K.-o.-Tropfen oder Mutterglück: Nichts mehr geht ohne «Narrativ». Der aus der Literaturwissenschaft stammende Begriff hat sich in letzter Zeit in den Medien stark verbreitet, aber seinen Weg noch nicht in allgemeine Wörterbücher gefunden. Gemeint ist der zielgerichtete Aspekt einer Erzählung, mit der ein bestimmtes Anliegen begründet wird. «Politische Narrative finden sich nicht nur in der Literatur oder in Bildern, sondern auch in vielfältigen Legitimierungsstrategien und Herrschaftstechniken politischer Akteure», heisst es in der Präsentation eines Fachbuchs («Politische Narrative», Springer-Verlag 2014).

Lateinisch «narrare» bedeutet einfach «erzählen», aber wenn es zum Narrativ gerinnt, wird es ein Erzählen mit Hintergedanken. Das können politische sein, etwa die Bildung eines National- oder Europagefühls, aber auch pädagogische, wie alle guten Lehrkräfte wissen, die ihren Stoff gern mit Erzählungen vermitteln, damit er besser haften bleibt. Auch der Journalismus setzt seit Jahren vermehrt auf «storytelling» und «erzählt Geschichten» – oft als Selbstzweck, in den besseren Fällen aber auch, um die Leserschaft an Themen von öffentlichem Belang heranzuführen.

Durchaus belangreich ist es, im mehrfachen Schweizer Jubiläumsjahr 2015 die Narrative herauszuarbeiten, mit denen Sempach, die Eroberung des Aargaus, Marignano und der Wiener Kongress zu Meilensteinen einer wie auch immer gearteten Schweizer Identität stilisiert werden; gerne nähme man Carl Spittelers Standpunkt-Rede vom Dezember 1914 dazu. Wer die jeweilige Interpretation ablehnt, redet gern von «Mythen» und meint damit, die erzählten Geschichten seien verfälscht oder gar frei erfunden. Der Wahrheitsgehalt ist aber nicht das Entscheidende an einem Narrativ: Wer die mit der Erzählung verknüpfte

Meinung teilen will, wird davon kaum abzubringen sein, bloss weil die erzählte Geschichte von der erforschten Geschichte abweicht.

Dennoch ist es sinnvoll, jedem Anspruch auf Alleinbesitz der historischen Wahrheit entgegenzutreten: Dieser Wahrheit kann man sich immer nur annähern, durch Forschung und Diskussion; sie steht nicht endgültig fest und eignet sich nicht dazu, heutige Politik zwingend festzulegen. Wer es dennoch versucht, setzt sich dem Verdacht aus, dass ihm bessere Argumente fehlen.

Die Versuchung ist natürlich gross, den Sog einer fesselnden Erzählung für die eigenen Zwecke einzusetzen. Auch im Journalismus besteht die Gefahr, durchs Erzählen aus der Perspektive direkt Beteiligter – meist in Opferrolle – den Grundsatz zu verletzen, dass auch die andere Seite gehört werden soll; der Medienbericht ist dann mit einem Narrativ verwoben. Das Lesepublikum scheint heute so sehr daran gewöhnt zu sein, hinter Geschichten eine versteckte Absicht zu erwarten, dass das für literarische Schreibende zum Problem wird. Peter Bichsel mahnte schon vor Langem: «Ich glaube, der Sinn der Literatur liegt nicht darin, dass Inhalte vermittelt werden, sondern darin, dass das Erzählen aufrechterhalten wird.»

Heute aber klagt etwa der französische Romancier Michel Houellebecq: «Der Sinn für Fiktion ist verloren», und die Filmerin Güzin Kar, die ihn zitiert, führt aus: «Querlesen ist angesagt, das Überfliegen mit Leuchtstift, damit man sich Passagen herausstreichen kann, Passagen, die entweder geeignet sind als Podest für die eigene Meinung oder als (…) Beweisstücke fürs öffentliche Tribunal, das noch folgen wird.» Das sollte man aus Respekt für literarische Werke bleiben lassen, aber wenn Politiker Geschichte erzählen oder Medienleute Geschichten, dann ist sehr zu empfehlen, zwischen den Zeilen mitzulesen und Narrative herauszuschälen. Es geht auch ohne das hochgestochene Fachwort: Man muss nur darauf achten, was einem jemand unterjubeln will.

zu Inhalt oder Themen

142: «Der Bund», 22. 5. 2015

Politisch prägnant heisst oft polemisch

Kein Etikettenschwindel, aber vielleicht Etikettenzauber: Bundesrat Alain Berset machte am letzten Sonntag in Solothurn keinen Hehl daraus, dass er bei seinen Vorlagen auf die Wirkung des Titels achtet. So berichtete er an den Literaturtagen, er habe den ehrgeizigen Begriff «Nationale Kulturpolitik» mit Bedacht gewählt, trotz der Gefahr, Proteste gegen Zentralismus auszulösen. Und von «AHV-Revision» rede er nicht mehr, weil dieser Titel durch Wiederholung und Scheitern belastet sei. Dabei hatten wir ganz naiv gedacht, es heisse jetzt deshalb «Altersvorsorge 2020», weil auch die Pensionskassen angegangen werden.

Nun ist «Altersvorsorge 2020» auch nicht gerade ein verbaler Muntermacher, eher ein Beispiel für die «langue de bois». Der ansonsten deutsch referierende Berset erklärte die hölzerne (Amts-)Sprache mit dem «Sprachzwang», sich zugleich kurz und präzis zu äussern. Das habe seine Tücken, zum Beispiel beim «Impfobligatorium», das so im Gesetz stehe, aber keines sei. Dass eine solche Sprachpanne eine Steilvorlage für die Gegner bedeutet, sagte der Bundesrat nicht, obwohl er festhielt, es sei leicht, mit Slogans ein «Nein» zu erreichen.

«Der Grat zwischen Polemik und Prägnanz ist schmal», warnte Berset; der Umstand, dass sich Provokation oft lohne, bedrohe unsere politische Kultur, die auf Argumentation und Ausgleich beruhe. Als Beispiele für polemische Versuche, die Deutungshoheit über ein Thema an sich zu reissen, nannte er «Heuschrecken»*, «Scheininvalide», «Abzocker». Manchmal bremst die Mehrsprachigkeit die Schlagwort-Politik: Weil es keine genau passende Übersetzung gibt, hiess die Initiative gegen Abzockerei auf Französisch «contre les rémunérations abusives» (gegen missbräuchliche Vergütungen).

Ein weiteres, hier willkommenes Übersetzungsproblem brachte Bersets Diskussionspartner zur Sprache, der Schriftsteller Lukas

Bärfuss: Er fragte, ob es für «Schlepper» ein französisches Pendant gebe. «Passeur», lautete die Antwort, und ein Übersetzer bestätigte, das sei «recht neutral». Bärfuss zieht auf Deutsch «Fluchthelfer» vor. Dieses Wort wirkt positiv – jedenfalls wenn man die Flucht zu uns billigt. Am nächsten beim «passeur» wäre wohl «Schleuser», wie es etwa der deutsche Aussenminister Frank-Walter Steinmeier verwendet.

Ein Besucher in Solothurn, der sich als Friese vorstellt, zeigt sich über seinen «Ausländerausweis» befremdet: Man möge doch bitte die Zugewanderten als «Mitbürger» bezeichnen. Das wäre freilich, aufs Bürgerrecht bezogen, erst nach der Einbürgerung korrekt. Vorher verwendet, gehört das Wort ins Kapitel jener Sprachregelungen, mit denen ein politischer Zweck verfolgt wird. Bärfuss, der dem friesischen Mitbürger beipflichtet, setzt sich für die Mitsprache der Abwesenden ein (seien sie von der Einreise oder nur vom Stimmrecht ausgeschlossen oder gar noch nicht geboren). Auch Berset ist für erleichterte Einbürgerung, weist jedoch auf die Hürde der Volksabstimmung hin. Die habe auch bei ungünstigem Ausgang ihr Gutes, siehe «Masseneinwanderung»: So wird über die Stellung der Schweiz in der Welt debattiert.

Dass diese Debatte, gerade im Wahljahr, meist mit grober Klinge geführt wird, liegt auf der Hand. Die Debatte darüber, wie in der Politik geredet wird, wandert von Solothurn nach Bern, von der Literatur zur Sprachpflege: Der Schweizerische Verein für die deutsche Sprache (SVDS) lädt auf 13. Juni zu zwei öffentlichen Referaten mit Diskussion ein (Bericht). Ständerätin Christine Egerszegi schreibt in der Vorschau: «Zwar fordert man energisch *Klartext*, kündigt aber statt harter Sparmassnahmen eine fade *Haushaltsentlastung* an.» Was sie da anprangert, ist vielleicht ein Beispiel für das, was Barbara Ritschard, Beraterin für Kommunikation, mit ihrem Vortragstitel «Der konkordante Satz» meint.

* Mit Heuschrecken verglich 2004 Franz Müntefering als Chef der deutschen Sozialdemokraten manche Finanzinvestoren.

zu Inhalt oder Themen

143: «Der Bund», 5. 6. 2015

Brand löschen mit Sauser im Stadium

Wenn wir die Sauser-Saison abwarten, ist es möglicherweise schon zu spät: Der beliebte «Sauser im Stadium» könnte bis dann verboten sein. Weil nämlich unter «Stadium» nicht mehr ein Zustand – in diesem Fall einer der Gärung – verstanden wird, sondern eine Sportstätte. Und wenn in dieser strenge Sitten herrschen, erhält schon leicht vergorener Traubensaft Stadionverbot. Denn die Anlage, die wir bisher mit einer Dauerleihgabe der alten Griechen Stadion nannten, taucht neuerdings nach einem Umweg über Römer und Angelsachsen als «Stadium» auf.

Ausgerechnet ein «Olympiastadium» (in München) hat neulich der «Kulturtipp» der Schriftstellerin Ruth Schweikert in den Mund gelegt. In weniger gediegenen Gazetten ist das sportliche «Stadium» schon länger anzutreffen – durchaus korrekt, wenn etwa das Stamford Bridge Stadium des Fussballklubs Chelsea in London mit vollem Namen genannt wird, oder auch nur das Allianz Suisse Stadium in Tramelan. Das französische «stade» ist offenbar nur noch fürs Stade de Suisse gut genug. Ist «Stadium» nicht im Namen enthalten, so ist es als Bezeichnung einer Sportanlage auf Deutsch noch eine Rarität. Aber englische Namen gelten auch hierzulande als schick, chic oder cool. «Build a Stadium» nennen sich in Schönenwerd die Promotoren einer «Sport- und Eventhalle Mittelland».

Müssen wir uns vom altbekannten «Stadion» verabschieden und das Fremdwort durch ein anderes ersetzen, nur weil das neue dem angloglobalen Zeitgeist entspricht? Bereits weit fortgeschritten ist diese Anpassung beim Diner: Das gehobene Gastmahl, meist ohne Sauser, wird immer häufiger als Dinner bezeichnet. Die angelsächsische Haute Cuisine hat die französische schon in den 1980er-Jahren überholt – jedenfalls wenn man aufs einfache bzw. doppelte n in jenen Publikationen abstellt, die in der Schweizer Mediendatenbank archiviert sind.

Etwas jüngeren Datums ist die schleichende Pensionierung des Leibwächters: Etwa um die Jahrtausendwende begann ihm der Bodyguard den Rang abzulaufen. Vielleicht hat ihm der Film «The Bodyguard» dabei geholfen, vielleicht auch die Selbstdarstellung der Sicherheitsbranche, die sich gern «up to date» gibt. Der Film von 1992 war ein Blockbuster, und etwa um jene Zeit begann man auch auf Deutsch, für Erfolgsfilme dieses Wort zu verwenden. Ursprünglich bezeichnete es eine schwere Bombe, die ein ganzes Strassengeviert (block) zertrümmern konnte. Wer heute einen Film noch als Kassenschlager einstuft, wirkt hoffnungslos veraltet.

Es geht hier nicht darum, das «deutschere» Wort vorzuziehen (auch «Kasse» ist romanischen Ursprungs). Es geht auch nicht darum, Wörter nur deswegen zu verbannen, weil sie aus England und Amerika zu uns kommen oder auch bloss so klingen. Manche sind durchaus «gäbig» (engl. «handy»), wie eben «Handy». Aber ein Date oder gar Speeddate finde ich weniger verlockend als ein Rendez-vous, und mir will nicht einleuchten, weshalb man bekannte und bezeichnende Wörter wie «Kassenschlager» oder «Leibwächter» in die Rumpelkammer sperren soll, nur weil Englisch Mode ist.

Besonders reizvoll ist es, wenn das überflüssige Ersatzwort in deutscher Gestalt daherkommt, so wenn die Marke zum Brand wird. In einem «Werbeporträt» ist gar von einem «Occasionsbrand» die Rede, wobei es nicht ums Abfackeln, sondern ums Auftakeln alter Autos geht. Gegen einen solchen Brand hilft auch kein Feuerwall – so heisst laut Duden jene Brandmauer, die den Computer vor Eindringlingen schützt, wenn sie nicht «die Firewall» heisst. Auch «Feuerwand» wird gelegentlich verwendet, wenn eine schützende gemeint ist und nicht wie bisher eine bedrohliche, wie es die Front eines Waldbrands ist. Da hilft nur eines: die Löschtaste.

zu Inhalt oder Themen

144: «Der Bund», 18. 6. 2015

Wo die Zibele auf das Bütschgi trifft

Bern kann sich freuen: Die Küchenzwiebel wird zunehmend auch in der östlichen Deutschschweiz «Zibele» genannt und nicht mehr «Böle». Ob da die Ausstrahlung des Zibelemärits wirkt, darf aber bezweifelt werden: Mindestens so schwer dürfte der Umstand wiegen, dass die Berner (und Basler) Bezeichnung für die Zwiebel näher an der hochdeutschen Form liegt. Denn als die Forscherin Britta Juska-Bacher 2010 den Rückgang von «Böle» konstatierte (in «Linguistik online»), hatte sie in der gleichen Umfrage einen eigentlichen Siegeszug von «Schmätterling» und «Summersprosse» beobachtet.

Vor einem halben Jahrhundert hatte «Sprachatlas der Deutschen Schweiz» für die beiden sommerlichen Erscheinungen noch eine grosse Vielfalt von Bezeichnungen festgehalten; die Hochdeutsch-nahen Formen waren rar. Die Biodiversität scheint in der Mundart noch stärker bedroht zu sein als in der Natur. Pflanzen- und Tierarten sowie ihre Lebensräume zu schützen, dürfte ein leichteres Unterfangen sein, als Dialektwörter gegen einen Trend am Leben zu erhalten. Immerhin kann in der Sprache jeder und jede dazu beitragen: Es reicht, selber den Trend nicht mitzumachen. Schlimmstenfalls muss man dem Gegenüber erklären, was ein Summervogel oder Fifolter ist und was Merze- oder Laubfläcke sind.

Der Einfluss des Hochdeutschen ist auch spürbar, wenn das Früeschtück mit Butter den Zmorge mit Anke verdrängt und das Pfärd Hafer frisst statt das Ross Haber. Immerhin bleiben Aussprache und zuweilen Geschlecht («de Butter») mundartlich geprägt. Die Dialektforschung stellt fest, dass sich die Lautformen weit weniger verändern als der Wortschatz. Und nicht immer setzt Hochdeutsch den Trend, wenn die Vielfalt des Vokabulars abnimmt. So hat ein neues Forschungsinstrument den Hinweis ergeben, dass sich das zürichdeutsche «Bütschgi» auf Kosten von

«Gröibschi» und anderen Varianten ausbreitet. Beide Wörter haben in Deutschland regionale Verwandte (Butzen, Griebs), während das formelle «Kerngehäuse» im Alltag selten sein dürfte.

Das genannte Instrument ist die seit einigen Jahren für Apple-Mobilgeräte verfügbare «Dialäkt Äpp» und die neue Version «Voice Äpp» (auch für Android). Damit kann man anhand von Testwörtern überprüfen, welcher Region der eigene Dialekt zugeordnet wird – und man kann melden, woher man stammt und welche Wörter man verwendet. Zehntausende von Beiträgen werden derzeit ausgewertet (Bericht).

Zur Vereinheitlichung des Mundart-Wortschatzes dürften auch die elektronischen Medien beitragen. Damit meine ich weniger die im Dialekt gehaltenen Radio- und Fernsehsendungen. Die klingen durchaus vielfältig, auch wenn Sprecher und Moderatorinnen vielleicht auf besondere Ausdrücke ihrer engeren Heimat verzichten. Vor allem aber verwendet Werbung oft ein Allerwelts-Schweizerdeutsch, das nicht einmal im Bahnhofbuffet Olten zuhause ist, sondern direkt aus einer schriftdeutschen Vorlage trieft. Da wird man aufgefordert, mit XY «de Mund z'schpüele» oder gegen «herabgsetzti Leischtigsfähigkeit» YZ zu schlucken. Oder es trieft englisch, etwa wenn man am Telefon gebeten wird, auf den «Abo-Sörviss» zu warten.

Auch angebliche Mundart in Filmdialogen klingt nicht selten so, wie sie vermutlich zuerst aufgeschrieben worden ist, hochdeutsch eben. Die «NZZ am Sonntag» prangerte einst Sätze an wie «De Arzt, de dich operiert hät» (statt «wo …») oder «Es isch vorus zgseh gsi» (statt etwa «Das hät me chöne vorhergseh») – genützt hat's kaum. Ähnliches «Schweizerdeutsch» erklingt zuweilen aus Politikermund, wobei es oft um Vorlagen geht, die naturgemäss Schriftdeutsch vorliegen. Da redete man besser gleich Hochdeutsch, so gut es eben geht.

zu Inhalt oder Themen

Zugabe: Infosperber.ch, 19. 7. 2014

Vom Popel- und vom Sprachplaisir

Haben Sie schon einmal Popelplaisir empfunden? Wenn ja, dann könnte Ihnen auch das Buch gefallen, aus dem dieses Wort stammt, denn es zeigt keinerlei sprachliche Berührungsängste: «Schottenfreude», erschienen 2013 bei Knaus und benannt nach seinem englischen Autor Ben Schott. Der macht sich die Eigenschaft der deutschen Sprache zunutze, durch Zusammenfügen neue Wörter zu bilden «für jegliche Idee, die sich ausdrücken lässt». So wird ein 1835 erschienenes Buch des deutsch-amerikanischen Gelehrten Karl Follen zitiert, dazu aber auch Mark Twains Spott über die «alphabetischen Prozessionen» («The Awful German Language», 1880).

Etliche deutsche Zusammensetzungen sind den Angelsachsen so nützlich erschienen, dass sie sie ins Englische aufgenommen haben; zu den bekanntesten zählen *zeitgeist* und *kindergarten*, *weltschmerz* und *schadenfreude*. Letztere hat offenbar den Buchtitel inspiriert, zumal sie sich fast gleich anhört wie «Schottenfreude» in amerikanischer Aussprache. Leider ist der Titel für die deutsche Übersetzung beibehalten worden, obwohl er in die Irre führt: Ben Schott macht weder irgendwelche Schotten lustvoll dicht, noch zeigt er freudig «schottische» Knausrigkeit.

Vielmehr geht der Autor geradezu verschwenderisch um mit dem sprachlichen Einfallsreichtum, der die Angelsachsen auszeichnet und von dem wir Deutschsprachigen uns manche Scheibe abschneiden könnten. Dass sich Deutsch prima dazu eignet, zeigt Schott an 120 Wortkreationen, zuweilen auch ohne körperliche Berührungsängste. So beim «Stuhlgangsgenuss» (bei Verrichtung, nicht etwa Verzehr, wie aus der mitgelieferten Erklärung hervorgeht). Eher verkrampft mutet dagegen die «Intimbereichsverkampfung», die man angeblich beim Eintauchen ins kalte Wasser empfindet. Zu übersetzen gab es bei diesem Buch natürlich nicht die Wortschöpfungen selber, wohl aber die Erklä-

rungen dazu, die meistens die Form eines kleinen wissenschaftlichen Apparats annehmen – manchmal könnte man ihn für frei erfunden halten, aber Stichproben zeigen, dass wohl alles seine Richtigkeit hat. So werden Karthäuser als frühes Beispiel für «Frühlichkeit» zitiert, für die Hochstimmung des Frühaufstehers. Diese schwindet aber rasch, weil sie das ist, «was die Ökonomen einen ‹fallenden Vermögenswert› nennen»: bald dahin, wenn die andern auch aufgestanden sind.

Nicht immer kann der Autor mit solch gelungenen Wortspielen aufwarten, zu denen auch etwa der «Dornhöschenschlaf» gehört (vorgetäuscht, «um nicht mit jemandem schlafen zu müssen»). Zuweilen kann er der Versuchung nicht widerstehen, «alphabetische Prozessionen» aufzutischen wie den «Kraftfahrzeugsinnenausstattungneugeruchsgenuss». Immerhin erfährt man, dass der gewissen Chemikalien namens VOC zu verdanken ist und von einem Romanhelden kurz vor dem tödlichen Unfall als «Geruch der Freiheit» gepriesen ward. Eher gewagt ist die (ausnahmsweise unbelegte) Behauptung, in den 1970er- und 1980er-Jahren habe man «auf deutschen Schulhöfen» das Wort «Irreaffentittenturbosuperdupertyp» hören können.

Wissenschaftliche oder literarische Exkurse machen einen nicht geringen Teil des Vergnügens aus, das Ben Schotts Erfindungen bereiten können. Wüssten Sie sonst, welche Gehirnareale bei der Erinnerung an den ersten Kuss («Lippenhaftung») mitspielen, oder was Jean-Paul Sartre und die Sterbehilfevereinigung Dignitas zur «Abgrundanziehung» zu sagen haben? Oder kämen Ihnen auf Anhieb 30 weitere Verrichtungen neben dem Nasenbohren in den Sinn, die ebenfalls so etwas wie Popelplaisir bescheren können? Ein Vergnügen, das noch dadurch gewinnt, dass sich der Autor nicht an die eingedeutschte Duden-Schreibweise «Pläsier» hält.

* *Ben Schott: Schottenfreude. Meisterwerke der deutschen Sprache. Aus dem Englischen von Rainer Wieland. Albrecht Knaus Verlag, 2013 (vergriffen). 96 Seiten.*

zu Inhalt oder Themen

Anhang 1: «Der Bund», 9. 8. 2004, zur Rechtschreibung

Kulturkampf ist fehl am Platz

In Deutschland ist der Streit um die neue Rechtschreibung dort angelangt, wo er ganz sicher nicht hingehört: auf der parteipolitischen Bühne. Da macht sich in Niedersachsen Ministerpräsident Wulff (CDU) für die Annullierung der Reform stark, die er als Teil der «Verhunzung» unserer Sprache ansieht – und muss sich aus Rheinland-Pfalz von seinem SPD-Amtskollegen Beck «einfältigen Populismus» vorhalten lassen. Namhafte Schriftsteller haben sich, zum Teil mit schrillen kulturpessimistischen Tönen, von Anfang an der Reform verweigert, und in der Presse erhalten sie wachsende Gefolgschaft.

Kippt also die Reform, statt in einem Jahr definitiv zu werden? Können sich alle freuen, die ob der Mühsal der Umstellung die neuen Regeln ins Pfefferland wünschen? Höchstwahrscheinlich freuen sie sich zu früh, denn so schwer der Tanker der Reform in Fahrt zu bringen war, so schwer wird er nun zu stoppen sein, nachdem er mit hohem Wellenschlag durch Verwaltungen, Schulen und unzählige Schriftwerke gepflügt ist.

Doch statt die Reform nun einfach als Schicksal hinzunehmen, lohnt sich ein zusätzlicher Aufwand, um den Tanker auf Kurs weg von manchen Klippen zu bringen und die Wogen zu glätten – also die neue Rechtschreibung auch für die anders eingeschulten Generationen leichter fassbar zu machen. Dass sie fürs Lernen von der Pike auf besser geeignet ist, hat sich in der Praxis bereits gezeigt. Ohnehin ist sie besser als ihr Ruf: Vieles, was den neuen Regeln angekreidet wird, entspringt lediglich übereifriger, falscher Anwendung.

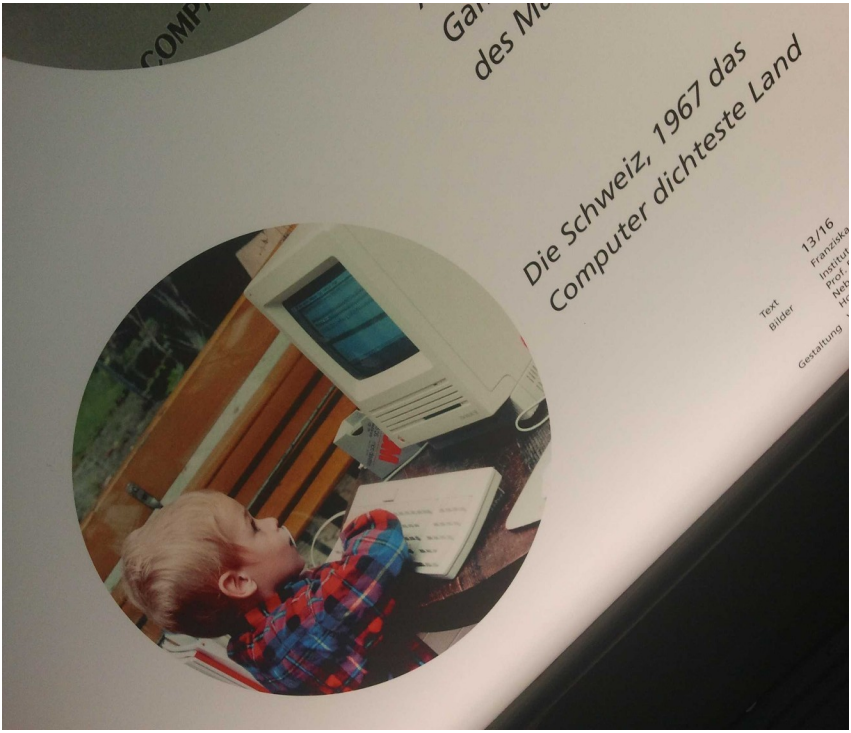
Die alte Rechtschreibung ab August 2005 wie geplant für falsch zu erklären, ist überflüssig: Sie ist dann einfach alt. Die neue aber wird sich umso besser durchsetzen, je schneller sie von einigen Widersprüchen zwischen ihren Regeln – oder zwischen diesen und den Wörterlisten – befreit wird. Und je schneller der Streit

um die Rechtschreibung verschwindet, desto besser können sich Sprachbewusste wieder jenen Anliegen zuwenden, die für gutes Deutsch wichtiger sind: Klarheit und Eleganz etwa.

Daniel Goldstein

Anhang 1 bis (zu Nr. 129)

Aus der Universität Bern



zu Inhalt oder Themen

Anhang 2: Leserbrief

Sprechdisziplin hilft Menschen mit Hörschäden

Zur «Sprachlupe» Nr. 59 («Südliche Silbensalven sagen auch nur ‹äuä› ») hat der Autor eine Zuschrift bekommen, die er mit dem Einverständnis des Einsenders hier einrückt.

Ihre interessante «Sprachlupe» über Sprechgeschwindigkeiten in verschiedenen Sprachen gibt mir Anlass, Ihnen etwas aus meiner Alterserfahrung zu berichten bezüglich unterschiedlicher Geschwindigkeit und vor allem: verschiedener Qualität beim Sprechen unserer Sprache. Es ist mir wohl bewusst, dass meine Wahrnehmungen stark mit meiner abnehmenden Hörfähigkeit zusammenhängen. Diese ist immerhin noch so, dass ich im Alltagsleben mit meinen 92 Jahren ohne Hörgerät auskomme, obschon ich schon seit dem Aktivdienst (als Artillerist ohne jeden Gehörschutz!) an einem Knalltrauma leide. Es bewirkte, dass ich hohe Töne von einer gewissen Frequenz (ca. 2000 Hertz) aufwärts bei normaler Lautstärke nicht mehr höre. In diesem Bereich liegen viele Vogelstimmen, aber auch die Konsonanten der menschlichen Sprache. Darum höre ich – ohne Hörgerät – fast nur noch die Vokale.

Diese Hörsituation führte mich besonders an Radio und Fernsehen zu teils ärgerlichen, teils amüsanten Beobachtungen: Die Sprechdisziplin ist von Mensch zu Mensch so enorm verschieden, dass ich manchmal bei einem Gespräch zwischen zwei Personen von der einen Person fast alles, von der anderen fast nichts verstehe. Früher ist mir solches nicht aufgefallen, ein normal hörender Mensch leidet darunter kaum. Aber es gibt ja heutzutage viele Alte, die gerne auch noch etwas hören und verstehen möchten. Die Unterschiede sind zum Teil eine Frage der individuell enorm verschiedenen Sprechgeschwindigkeit, aber zum grösseren Teil eine Frage der Sprechdisziplin, der Qualität der Artikulation. Beides, Geschwindigkeit und Qualität, scheint fast unabänderlich zu einem Menschen zu gehören, geradezu eine

persönliche Charaktereigenschaft zu sein. Möglich, dass man im Kleinkindesalter, wenn der Mensch sprechen lernt, etwas Einfluss nehmen kann bzw. könnte, wenn man daran dächte. Aber vermutlich sind diese Unterschiede beinahe so fest angeboren wie die Augenfarbe.

Die amüsante Seite: Erst in letzter Zeit ist mir aufgefallen, wie verschieden die Leute beim Sprechen den Mund bewegen. Natürlich hat Mutter Natur den Mund bei den einzelnen Menschen an sich schon sehr verschieden konzipiert. Aber dann gibt es Leute (hauptsächlich Männer), die beim Sprechen die Oberlippe überhaupt nicht bewegen, sie bleibt ein Lineal, nie ist ein oberer Zahn, selten ein unterer zu sehen. Die Unterlippe bewegt sich etwas mehr, aber einige bringen es fertig, auch diese fast unbeteiligt zu lassen. Demgegenüber gibt es Leute (hier sind es mehr Frauen), wo man fast bei jedem Wort die Zähne sieht, auch die oberen. Und das geht nun ganz eindeutig mit der Qualität der Artikulation und dadurch mit der Verständlichkeit einher. Man könnte es so sagen: Die Anzahl Zähne, die jemand beim Sprechen sehen lässt, ist direkt proportional zu der Verständlichkeit seiner Sprache. Zum Nuscheln braucht man nur eine kleine Spalte zwischen den Lippen offen zu halten, das habe ich selbst ausprobiert.

Für das Métier des schreibenden Journalisten spielt es keine Rolle, wie gut oder schlecht einer spricht. Aber für die Leute bei Radio und Fernsehen sehr wohl. Bei Radio DRS1 gab es einen Sprecher (einen Radio-Profi!), den habe ich bei Gesprächen, die er führte, regelmässig schlechter verstanden als den Nichtprofi, den er befragte. Darüber habe ich mich oft verwundert und geärgert. Ich frage mich, ob es den verantwortlichen Leuten bei Radio und Fernsehen genügend bewusst ist, wie wichtig die Sprechqualität ihrer Akteure vor allem für alte Hörer ist.

Gerhart Wagner, Stettlen

zu Inhalt oder Themen

Anhang 3: Merkblatt beim «Bund», Dez. 2007

Die Würde-Doktrin

Grundregel: Indirekte Rede steht im Konjunktiv I: «Er sagte, er gehe» – nicht: «er ginge». Mit «würde(n)» wird der Konjunktiv II umschrieben, der für konditionale Aussagen dient, seien sie direkt oder indirekt: «Er sagte, er ginge, wenn er könnte» – oder eben: «er würde gehen». Ergo gehört «würde(n)» nicht in die indirekte Rede, ausser bei Konditional, Passiv oder Futur.

Die «Duden»-Grammatik macht die Unterscheidung zwischen Konjunktiv I und II bei der indirekten Rede praktisch nicht mehr. Es geht also nicht um Schulgrammatik, sondern um Stil. Und da empfehle ich dringend, die Unterscheidung zu pflegen; sie liegt uns in der Schweiz besonders nahe, da sie im Dialekt konsequent gemacht wird.

Mögliche Ausnahmen, wo ein Konjunktiv II (mit oder ohne «würde») in indirekter Rede stehen kann:

1) echte Gefahr der Verwechslung mit gleichlautendem Indikativ, ist aber selten und kann anders vermieden werden.

- Die Gefahr besteht nicht bei «er sagte, ich habe recht», also braucht man nicht auf «ich hätte recht» auszuweichen; vielmehr wäre gerade dies missverständlich, weil es ein unausgesprochenes «wenn» suggeriert (ich hätte recht, wenn ich eine bessere Begründung lieferte).
- Folgt auf eine lange Suada in indirekter Rede etwa «Den Gegnern gingen die Argumente aus», so ist in der Tat unklar, ob die zitierte Person auch das noch gesagt hat, oder ob über ein Ereignis berichtet wird. Ausweichen auf «den Gegnern würden die Argumente ausgehen» bedeutet eine neue Gefahr des Missverständnisses: Der Zitierte könnte das Futur gemeint haben. Wird immer noch zitiert, so ist es ohnehin an der Zeit, dies explizit zu erwähnen. Ein Konjunktiv kann keinen selbständigen Satz tragen; eine Abfolge indirekter Zitate sollte daher

auch entsprechend interpunktiert werden, etwa mit Strichpunkt.

2) Gelegenheit, dank «würde» ein direktes Teilzitat unterzubringen: Sie sagte, diese Regeln würden ihr «einleuchten, nützen und helfen».

Selber mache ich von diesen Ausnahmen keinen Gebrauch, aber bei anderen will ich nicht päpstlicher sein als die Sprachpäpste Wolf Schneider und Gustav A. Lang [mein Vorgänger als Sprachpfleger auf der Redaktion des «Bund»].

Daniel Goldstein

Allgemeiner Suchtipp

Wenn ein Link in diesem Buch nicht funktioniert, hilft möglicherweise archive.org: dort im Suchfenster die im Link enthaltene Web-Adresse (URL) eingeben.

zu Inhalt oder Themen

Anhang 4: «Sperberauge» auf infosperber.ch, 11. 6. 2013

Freysingers Sprachakrobatik

Für Oskar Freysinger erlaubt die Grammatik das Inserat «Kosovaren schlitzen Schweizer auf». Aber Herr Lehrer!

Auch als frischgebackener Walliser Bildungsdirektor bleibt Oskar Freysinger Sprachlehrer. Und Schlaumeier bleibt der SVP-Nationalrat ohnehin. Ja, er weiss diese beiden Eigenschaften neuerdings sogar zu verbinden, wie sein Interview in der letzten «SonntagsZeitung» beweist. Angesprochen auf das – von manchen Zeitungen abgelehnte – Inserat mit der Schlagzeile «Kosovaren schlitzen Schweizer auf», rechtfertigte er die Wortwahl seiner Partei so: «Es hiess ‹Kosovaren›, nicht ‹die Kosovaren›. Ich bin da im Grammatischen sehr genau. Es gab damals einen Vorfall, bei dem zwei Kosovaren einen Schweizer mit einem Messer angriffen. Das ist nur eine Bestandesaufnahme der Realität.»

Einspruch, Herr Lehrer! Von Ihrer Berufstätigkeit her müssten Sie eigentlich wissen – und Sie wissen es zweifellos auch –, dass es bei jeder sprachlichen Äusserung auf den Kontext ankommt. Hätte eine Zeitung auf ihrer Seite für Unglücksfälle und Verbrechen die Meldung über den Vorfall so betitelt, so hätte man zwar die Betonung der Staatsangehörigkeit und die verbale Brutalität in «aufschlitzen» kritisieren können, aber «Kosovaren» als Subjekt hätte die Täter grammatikalisch korrekt bezeichnet.

Taucht jedoch derselbe Titel in einem Inserat auf, so wird er nicht als Kurzfassung einer Meldung verstanden, sondern als allgemeingültige Aussage – egal, ob der bestimmte Artikel «die» davorsteht oder nicht. Natürlich wird niemand diese Aussage so begreifen, dass alle Kosovaren ständig damit beschäftigt seien, Schweizer aufzuschlitzen. Aber doch so, dass es Teil der kosovarischen Wesensart sei, dies bei Gelegenheit zu tun. Nur weil er zu dieser Unterstellung Anlass gab, war der Vorfall als Inserat-Sujet für die SVP überhaupt interessant.

Das ist nun freilich ebenfalls eine Unterstellung, und es wird für Oskar Freysinger ein Leichtes sein, eine andere Motivation für die Verwendung der Schlagzeile herbeizuzaubern.

Daniel Goldstein

Anhang 5 (zu Nr. 101)

Handyspiel Ruzzle



zu Inhalt oder Themen